

Iris Kunze

Soziale Innovationen

für eine zukunftsfähige Lebensweise



Gemeinschaften und Ökodörfer als
experimentierende Lernfelder
für sozial-ökologische Nachhaltigkeit

Kunze, Iris (Dissertation an der Universität Münster, 2008):

Soziale Innovationen für zukunftsfähige Lebensweisen. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit.

Auch im Buchhandel erhältlich:

Kunze, Iris (2009): Soziale Innovationen für zukunftsfähige Lebensweisen. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit. Dissertation. Ecotransfer-Verlag, Münster. ISBN 978-3-939019-07-7

Zum Inhalt

Auf der Suche nach Lösungen für die soziale, ökologische und ökonomische Krise, explorierte die Autorin sozialökologische Ansätze und die Bedeutung der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit. Wie entstehen sozial und ökologisch nachhaltige Organisationsstrukturen? Aus Nachhaltigkeitsansätzen wurde ein „Prinzipienkatalog“ zusammengestellt anhand dessen sieben sozialökologische Gemeinschaften und Ökodörfer ausgewählt und mittels je mehrwöchigen teilnehmenden Beobachtungsbesuchen beforscht wurden. Die Umsetzung ihrer Visionen wurde exploriert und ihre Praktiken auf innovative Methoden sozial-ökologisch nachhaltiger Lebensweise ausgewertet. Ergebnis ist eine Zusammenhangsanalyse der Methoden zum Aufbau und Erhalt zukunftsfähiger Sozialwesen: eine werteorientierte Basis, Methoden effektiver Entscheidungsfindungsprozesse, Pflege gemeinschaftlicher Nachbarschaft und Basis nachhaltiger Wirtschaftsmethoden – ein Methodenset zur Anregungen für die Praxis auch in anderen gesellschaftlichen Kontexten.

Schlagwörter: Nachhaltigkeit, Lebensweise, Soziologie, Gemeinschaft, soziale Innovation, teilnehmende Beobachtung, Ökodörfer.

Abstract

Has modernity killed “community”? What is the social dimension of sustainability and why is community relevant for it? After discussing sociological theories and Communitarian efforts the author generates criteria of sustainable living from contemporary research. For empirical study worthwhile communities were selected according to the criteria. Do intentional communities offer realistic solutions to the ecological, social and economic crises? Do they realize their ambitious visions? In participant observation during several week-long visits in seven intentional communities (mainly in Germany) the cases were specified as “living laboratories” of communal and ecological living. The most innovative methods in sustainable living combining individual freedom and communal cooperation were identified and described in the areas of membership governance, decision making, and communication to show transferrable methods to other communities and groups.

Key words: sustainability, intentional community, qualitative research, participant observation, social innovation, ecovillage.

Fachgebiet:
Geographie

Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise

**Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für
sozial-ökologische Nachhaltigkeit**

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

der Philosophischen Fakultät

der Westfälischen Wilhelms-Universität

zu Münster (Westf.)

vorgelegt von

Iris Kunze

aus Freiburg im Breisgau

2008

Tag der mündlichen Prüfung: 22. Oktober 2008

Dekan: Prof. Dr. Wichard Woyke

Referent: Prof. Dr. Paul Reuber

Korreferent: Prof. Dr. Matthias Grundmann

Inhalt

VORWORT	6
EINLEITUNG	8
I. TEIL: THEORETISCHE VORÜBERLEGUNGEN	12
1. DIE SOZIALE DIMENSION DER NACHHALTIGKEIT	12
1.1 POLITISCHES LEITBILD UND STAND DER UMSETZUNG NACHHALTIGER ENTWICKLUNG	12
1.2 DER FORSCHUNGSSTAND UM DIE SOZIALE DIMENSION DER NACHHALTIGKEIT	13
1.2.1 <i>Normative Leitwerte</i>	13
1.2.2 <i>Indikatoren und Operationalisierung</i>	14
2. ZUR METHODIK I: ANSÄTZE SOZIALWISSENSCHAFTLICHER UMWELTFORSCHUNG	17
2.1 WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE GRUNDÜBERLEGUNGEN	17
2.2 FORSCHUNGSMETHODISCHE ANNÄHERUNG AN NACHHALTIGKEIT	20
2.2.1 <i>Generierung von Transformationswissen</i>	22
2.2.2 <i>Gütekriterien für Nachhaltigkeitsforschung</i>	24
2.2.3 <i>Integrative Forschungsstrategie zur Erwerbung von Transformationswissen</i>	25
2.3 NACHHALTIGKEIT UND DIE ENTSTEHUNG SOZIALER REGELUNGSSTRUKTUREN	26
3. THEORETISCHE HERLEITUNG SOZIAL-NACHHALTIGER PRINZIPIEN	28
3.1 NACHHALTIGE LEBENSWEISE.....	28
3.1.1 <i>Individuelle Hemmnisse</i>	28
3.1.2 <i>Strukturelle Barrieren</i>	31
3.2 INITIALAKTEURE NACHHALTIGERER FORMEN DER SOZIALEN GESTALTUNG	31
3.3 SOZIALE VERGEMEINSCHAFTUNGSPROZESSE	32
3.3.1 <i>Genese sozialer Ordnungsstrukturen aus Vergemeinschaftungsprozessen</i>	33
3.3.2 <i>Soziale Gemeinschaft in Abgrenzung zu anderen Gruppierungen</i>	34
3.3.3 <i>Vergemeinschaftung und Vergesellschaftungstendenzen</i>	35
3.3.4 <i>Merkmale von Gemeinschaft aus sozialpsychologischer Perspektive</i>	36
3.3.5 <i>Soziale Ordnungsstrukturen und die Kommunitarismus-Debatte</i>	37
3.3.6 <i>Vergemeinschaftung und Nachhaltigkeit</i>	39
3.4 RAUM, GEMEINSCHAFT UND DIE SOZIALE DIMENSION DER NACHHALTIGKEIT	42
3.4.1 <i>Gemeinschaft und Raum</i>	42
3.4.2 <i>Nachhaltige Siedlungsentwicklung</i>	45
4. ZUR METHODIK II: ZWISCHEN THEORETISCHER UND EMPIRISCHER ERGEBNISGEWINNUNG	48
4.1 DAS TRANSFORMATIONSEXPERIMENT ALS METHODE	48
4.2 FORSCHUNGSSTRATEGIE EINES SOZIAL-ÖKOLOGISCHEN TRANSFORMATIONSEXPERIMENTS	50
4.3 ERSTES „SET IN PROGRESS“ SOZIAL-NACHHALTIGER PRINZIPIEN	50
4.4 ERGEBNISGENERIERUNG IM FORSCHUNGSPROZESS DER „GROUNDED THEORY“	51

II. TEIL: EMPIRISCHE UNTERSUCHUNGEN	53
5. DAS FORSCHUNGSFELD.....	53
5.1 INTENTIONALE GEMEINSCHAFTEN	53
5.1.1 Definitionen und Zahlen	53
5.1.2 Die Intentionale Gemeinschaftsbewegung.....	55
5.1.3 Zur Forschungsannäherung an Soziale Bewegungen.....	56
5.1.4 Intentionale Gemeinschaften als sozial-ökologische Transformationsexperimente	57
5.2 ZUR METHODIK III: AUSWAHL DER PROJEKTE UND EINZELFALLDESIGN.....	60
5.2.1 Methodische Ausarbeitung der Einzelfallanalysen.....	61
5.2.2 Konkretes Vorgehen im Feld.....	64
6. ERGEBNISSE AUS ZWEI VORSTUDIEN	66
6.1 PRAKTIKEN DER UMSETZUNG ZUKUNFTSFÄHIGER INTENTION	66
6.1.1 Das interkulturelle Stadtprojekt Auroville.....	66
6.1.2 Das Ökodorf-Bildungszentrum Findhorn	68
6.2 SOZIAL-ÖKOLOGISCHE VERGEMEINSCHAFTUNGS- UND RAUMGESTALTUNGSPROZESSE.....	71
6.2.1 Zur Planungsentwicklung in Auroville	71
6.2.2 Die geistig-räumliche Entwicklung in der Findhorn-Gemeinschaft.....	74
6.2.3 Zugrunde liegende Prinzipien	76
6.3 ENTWICKLUNGSFÄHIGKEIT UND FLEXIBLE STRUKTUREN	76
6.4 ZUR NACHHALTIGKEITSLISTUNG DER UNTERSUCHUNGSPROJEKTE	78
6.5 BILDUNGSPROGRAMM „ECOVILLAGE DESIGN“	80
6.6 SOZIALE PRINZIPIEN DES GLOBAL ECOVILLAGE NETWORK.....	81
6.7 ZWEITES „SET IN PROGRESS“ SOZIAL-NACHHALTIGER PRINZIPIEN	82
7. DIE ERGEBNISSE AUS DEN EINZELFALLSTUDIEN IN DER BRD.....	84
7.1 AUSWAHL DER UNTERSUCHUNGSPROJEKTE	84
7.2 AUSWERTUNGSMETHODEN UND DARSTELLUNG DER EMPIRISCHEN UNTERSUCHUNGEN	86
7.3 PRINZIP 1: INTENTION DER NACHHALTIGKEIT	88
7.4 PRINZIP 2: INDIVIDUUM-KOLLEKTIV-BALANCE	97
7.4.1 Punkt 2a) Mitgliedschaft: Verträge, die Ein- und Ausstieg regeln.....	97
7.4.2 Punkt 2b) Gemeinschaftskultur	99
7.5 PRINZIP 3: FLEXIBEL-RESPONSIVE ORGANISATIONSPRINZIPIEN	106
7.5.1 Punkt 3a) Konsensentscheidungsfindung: Konzept, Praxis, Erfahrungen	106
7.5.2 Punkt 3b) flexible Organisation und Stabilität.....	112
7.6 PRINZIP 4: ENTWICKLUNGSFÄHIGKEIT	113
7.6.1 Punkt 4a) Experimentieren und bewusste Reflexion.....	113
7.6.2 Punkt 4b) Erlernen sozialer, kooperativer und kommunikativer Kompetenzen.....	120
7.6.3 Punkt 4c) Außenkontakte und Image	122
7.7 PRINZIP 5: SOZIAL-ÖKOLOGISCHE SIEDLUNGS- UND RAUMGESTALTUNG	124
7.7.1 Punkt 5a) Immobilienbesitz: gemeinnützig mit sozial-ökologischen Zielen	125
7.7.2 Punkt 5b) Sozial-ökologische Kultivierung des Geländes	126
7.7.3 Punkt 5c) Nutzungsmischung und -ergänzung, kurze Wege	129

III. TEIL: WEGE DER UMSETZUNG SOZIAL-NACHHALTIGER PRINZIPIEN	130
8. DRITTES „SET“ SOZIAL-NACHHALTIGER PRINZIPIEN AUS DEN UNTERSUCHUNGSPROJEKTEN	130
8.1 SCHLÜSSELPRINZIPIEN	132
8.1.1 <i>Über Intentionen und Umsetzung sozialer Nachhaltigkeit</i>	133
8.1.2 <i>Soziale Vergemeinschaftung zwischen Individuum und Kollektiv</i>	134
8.2 KONKRETE METHODEN UND STRUKTURPRINZIPIEN	136
8.2.1 <i>Demokratische, konsensuale Entscheidungsfindung</i>	137
8.2.2 <i>Erlernen und Verbessern sozialer Kompetenzen</i>	139
8.2.3 <i>Strukturelle Organisation</i>	141
9. HINTERGRÜNDE UND WEGE FÜR GELINGENDE ÜBERGÄNGE	142
9.1 ZUR ENTWICKLUNG VON VERGEMEINSCHAFTUNGSPROZESSEN	142
9.1.1 <i>Zur Genese und anthropologisch-historischen Entwicklung von Gemeinschaft</i>	142
9.1.2 <i>Mikrosoziale Raumgestaltung von unten</i>	145
9.1.3 <i>Stabilität und Entwicklungsfähigkeit</i>	146
9.1.4 <i>Individuum-Kollektiv-Balance: Freiheit <u>und</u> sowie <u>durch</u> soziale Gemeinschaft</i>	147
9.1.5 <i>Sozialpsychologische Entwicklung von Gemeinschaftsfähigkeit</i>	149
9.2 ENTWICKLUNG DER DENKSTRUKTUREN FÜR (SOZIAL-)ÖKOLOGISCHES VERHALTEN	152
10. ABLEITUNGEN FÜR DIE KONZEPTION VON NACHHALTIGKEIT	154
10.1 SOZIAL-ÖKOLOGISCHE TRANSFORMATIONSEXPERIMENTE.....	154
10.1.1 <i>Als konkrete Projekte</i>	154
10.1.2 <i>Aspekte für Transformationsexperimente</i>	155
10.2 EBENEN DER NACHHALTIGKEIT	159
10.3 SOZIAL-ÖKOLOGISCHE DIMENSION DER NACHHALTIGKEIT?	161
10.4 MULTIDIMENSIONALE, SOZIAL-ÖKOLOGISCHE TRANSFORMATION	162
11. POTENTIALE UND HANDLUNGSPERSPEKTIVEN	167
11.1 GESELLSCHAFTLICHE WIRKUNG INTENTIONALER GEMEINSCHAFTEN	167
11.1.1 <i>Wissenstransfer aus der intentionalen Gemeinschaftsbewegung</i>	167
11.1.2 <i>Wirkungsweisen</i>	168
11.2 WISSENSCHAFTSMETHODISCHE KONSEQUENZEN	170
11.2.1 <i>Sozialwissenschaftliche Umweltforschung als forschungsstrategische Möglichkeitssuche</i> 170	
11.2.2 <i>Der Beitrag einer transformativ-integrativen Wissenschaftsforschung</i>	172
11.2.3 <i>Zur Erforschung von Gemeinschaft(en)</i>	173
12. ALS AUSBLICK: REFLEXION UND TRANSFORMATIONSWISSEN	177
12.1 SELBSTEVALUATION: WAS KONNTE DAS FORSCHUNGSPROJEKT LEISTEN?	177
12.2 TRANSFORMATIONSERFAHRUNGSWISSEN.....	179
ZUSAMMENFASSUNG	182
ABSTRACT	184

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1: Forschungsstrategie (Iris Kunze)	11
Abb. 2: Ein neues Paradigma? (Quelle: Beckmann 1998: 28)	25
Abb. 3: Modell der Stadt Auroville mit „peace area“ als Zentrum. Entwurf: Roger Anger/ Aurofuture-Planungsbüro (Quelle: www.auroville.org 30.09.08).....	72
Abb. 4: Quadrantenmodell nach Wilber (2001b) (Skizze: Iris Kunze).	164

Verzeichnis der Tabellen

Tab. 1: Nachhaltige Umsetzungsstrategien (für die verschiedenen Lebensstilgruppen zusammengerechnet zum Bevölkerungsanteil) in der BRD (nach Reusswig 1999).....	29
Tab. 2: GEN-Assessment für sozial-ökologische Prinzipien und Übertragung für den Prinzipienkatalog.....	81
Tab. 3: Ausgewählte Gemeinschaften mit den hergeleiteten Kriterien (Quellen: Eurotopia 2000 u. 2004; Auswertung und Darstellung: Iris Kunze).....	84
Tab. 4: Verzeichnis der Erhebungen der Einzelfallanalysen und Interviewpartner in den Untersuchungsprojekten (Iris Kunze).....	86
Tab. 5: Mitgliedschaftsvereinbarungen der Untersuchungsprojekte GEM A-E (Quelle: website, Broschüren und Interviews; Iris Kunze).....	97
Tab. 6: Regelung des Immobilienbesitzes in den Untersuchungsprojekten (Iris Kunze).	125
Tab. 7: Drittes „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien (Iris Kunze).	130
Tab. 8: Über die Entwicklung von ökologischem Verantwortungsbewusstsein (nach Hoff 1999); (Skizze: Iris Kunze).	152
Tab. 9: Nachhaltigkeitspraktiken der beiden großen Untersuchungsprojekte im Vier- Quadrantenmodell nach Wilber (2001b); (Iris Kunze).	165
Tab. 10: Induktiv hergeleitete sozialökologische Gemeinschaftsaspekte im Quadrantenmodell nach Wilber (1997); (Iris Kunze).	166
Tab. 11: Evaluation des Forschungsprojekts (nach Nölting et al. 2004).	177

Verzeichnis der Abkürzungen

APDC	Auroville Planning and Development Council
AVI	Auroville International
BMU	Bundesministerium für Umwelt
B-Plan	Bebauungsplan (nach deutschem Baurecht)
DBU	Deutsche Bundesstiftung Umwelt
DSP	Dominant social paradigm
EDE	Ecovillage Design Education
FIC	Fellowship Intentional Communities
GEM	Gemeinschaft A-E: Abkürzungen der anonymisierten Untersuchungsprojekte
GEN	Global Ecovillage Network
GfK	Gewaltfreie Kommunikation (nach Marshall Rosenberg)
Kap.	Kapitel
KiTa	Kindertagesstätte
NEP	New environmental paradigm
NFA	New Findhorn Associations
NFD	New Findhorn Directions (Company)
NGO/NRO	Non-Governmental Organisation(s)/ Nicht-Regierungsorganisation(en)
SAS	Sri Aurobindo Society
UBA	Umweltbundesamt
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
UNITAR	United Nations Institute on training and research
WG	Wohngemeinschaft

Vorwort

Dem Forschungsthema der vorliegenden, im Oktober 2008 von der Philosophischen Fakultät der WWU Münster angenommenen Dissertation ist bereits ein jahrelanger Such- und Erkenntnisprozess vorausgegangen. Zunächst sei deshalb deutlich gemacht, dass sich die Fragestellung der Arbeit nicht nur aus wissenschaftlich theoretischen Fragestellungen herleitete, sondern an gesellschaftspolitische Anliegen nachhaltiger Planung und zivilgesellschaftliche Bewegungen ökologischer Lebensweise und neuer Formen des sozialen Miteinanders und Wohnens anschließt. Damit richtet sich das vorliegende Buch erstens an aktive Menschen, die sich selbst konkret auf die Suche machen oder bereits gemeinschaftliche Wohnprojekte organisieren. Zweitens leistet die Arbeit einen Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Nachhaltigkeitsforschung, indem das Thema der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit in bisher nicht präsenter Weise empirisch qualitativ erforscht wird. Drittens können für eine Erforschung Sozialer Gemeinschaftlichkeit entscheidende empirische Aspekte und Analysemodelle eingeführt werden. Damit wird schließlich bezweckt, eine Bezugsbasis für die Forschungsfelder *sozial und ökologisch nachhaltige Gemeinschaftlichkeit* sowie *Potentiale existierender Gemeinschaftsprojekte und Ökodörfer als Experimentierfelder für nachhaltige Lebensweisen* zu eröffnen. Dass dazu auch in der Wissenschaft eine wachsende Notwendigkeit besteht, zeigt das zunehmende Interesse der zahlreich an mich gewandten Anfragen von Nachwuchswissenschaftlern, die zu diesen Themen arbeitend, berechtigterweise einen angemessenen wissenschaftlichen Hintergrund an den Universitäten vermissen.

Da mein jahrelanger, persönlicher Such-, Erkenntnis- und Erfahrungsprozess die Antriebskraft war, die schließlich zur Ausgangsfrage der Forschungsarbeit führte, möchte ich diesen kurz einführen. Die Betroffenheit in Bezug auf Naturzerstörung und Umweltschutz wandelte sich durch die Aktivität während eines freiwilligen ökologischen Jahres schnell in die Einsicht, dass politische und ökonomische Strukturen der Reorganisation bedürfen, um eine ökologisch nachhaltige Entwicklung zu erreichen. Während die in vielen politischen Bewegungen geübte Kritik an den bestehenden Strukturen wichtig ist, um überhaupt Sensibilität für ein Umdenken anzustoßen, wechselte ich irgendwann die Ebene in den viel schwierigeren Bereich der Frage nach Alternativen. Nach dem eher enttäuschenden Engagement am lokalen Agenda 21-Prozess beteiligte ich mich einige Jahre an zwei sozial und ökologischen, gemeinschaftlichen Lebenswohnprojekten. Diese Erfahrung führte schließlich zur Beschäftigung mit der in der Nachhaltigkeitsdebatte vernachlässigten Dimension des sozialen Miteinanders sowie psychologischer und pädagogischer Aspekte für einen fundamentalen Wandel in Richtung nachhaltiger Lebensweise. Parallel dazu verhalf der wissenschaftliche Erkenntnisprozess in Geographie und Soziologie zur Integration der sozialen und politischen Erfahrungen. Durch ihn kam die Perspektive, die Erfahrungen über die individuellen Erkenntnisse hinaus zu transzendieren, deren soziale und kulturelle Komponenten zu thematisieren sowie in einen wissenschaftlichen Kontext und schließlich ein Forschungsanliegen einzubinden. Dies fand zunächst als Diplomarbeit seinen Ausdruck und ist mit der vorliegenden Arbeit auf umfassendere und differenziertere Weise weitergeführt worden.

Die vorliegende Arbeit ist somit ein (Zwischen-)Ergebnis eines umfassenden und jahrelangen Erkenntnisprozesses, zu dessen Entwicklung ebenso umfangreiche Faktoren auf verschiedene Weisen beigetragen haben. Neben all den zahlreichen Mitstreitern in den Bewegungen, Organisationen, Institutionen und Gemeinschaften, in denen ich aktiv involviert war, möchte ich denen, die mich konkret während der Arbeit unterstützten, explizit danken.

Als erstes sind dabei Prof. Paul Reuber und Prof. Matthias Grundmann zu nennen, die die Arbeit betreuten. Besonders Letzterer motivierte mich maßgeblich, meine Fragen und Forschungsideen in einer Doktorarbeit umzusetzen, und hat mich in Forschungsprojekten über „Soziale Gemeinschaften“ assoziiert. Hilfreich waren auch die Diskussionen mit Doktorandenkollegen im Rahmen ihrer Kolloquien und Symposien. Der „Deutschen Bundesstiftung Umwelt“ (DBU) verdanke ich ein Promotionsstipendium und dem „Deutschen Akademischen Austauschdienst“ (DAAD) die Finanzierung der Feldforschungsaufenthalte im Ausland.

Mein größter Dank gilt den Menschen in den untersuchten Gemeinschaftsprojekten, die bereitwillig Auskunft und Interviews gaben und mich an ihrem Alltag und Leben teilhaben ließen. Außerdem sind folgende Institutionen und Personen, die mich informierten, lobend zu erwähnen: GEN, besonders Ina Meyer-Stoll, AVI, besonders Wolfgang Schmidt-Reinecke, die anders-besser-leben-Bewegung und die Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie.

Für bereichernden Austausch danke ich dem Stadtplaner Lalit Kishor Bhati, Prof. Hagen Kordes, dem Philosophen Prof. Thomas Mohrs, den Gemeinschaftsforschern Dr. Joshua Lockyer, Dr. Graham Meltzer und Prof. Declan Kennedy, dem Ecodesigner Dr. Daniel C. Wahl, Henning Osmers, Dr. Elke Fein, Marcus Andreas, Felix Wagner, Dr. Karen Litfin, Dr. Paul McLaughlin, den Promotionsstipendiaten der DBU und den Studierenden meiner Seminare.

Fachlich, metaperspektivische Inspiration und freundschaftlich tiefe Verbundenheit vor allem mit der Oecotrophologin Dr. Pirjo Schack, der Geographin Claudia Weiermann, der Pädagogin Gisele Full, meiner Schwester und Geoökologin Sybille Kunze und den Vipassana-Meditationsassoziierten haben nicht nur meine Arbeit, sondern auch mich selbst wachsen lassen. Meinen Eltern und Großeltern danke ich allgemein und ganz konkret für die finanzielle, aber auch akademische Unterstützung im Laufe meines Lebens. Mein Dank aus Herz und Seele gilt Irmtraut und unserem lichtvollen Kreis mit Christa, Hildegard und all den anderen, von deren gemeinschaftlicher Energie ich mich besonders auch in dieser Phase umfassend und zutiefst unterstützt und getragen fühlte.

Einleitung

„Wir brauchen ganz dringend Entwürfe für positive, in vollem Sinne lebenswerte, ökologisch nachhaltige Lebensstile. Es gibt solche Entwürfe, und deshalb wird auch der Wandel nicht ausgeschlossen sein. Wir müssen den Wandel nur wirklich wollen. Alle sind dazu aufgefordert, dabei mitzudenken, diesen Wandel mitzugestalten und vor allem „katalytisch“ richtig auf den Weg zu bringen.“¹
Hans-Peter Dürr, Physiker, alternativer Nobelpreis 1987

Obwohl seit mehr als 20 Jahren bekannt ist, dass die derzeitige abendländische Lebensweise ökologisch weder tragbar noch zukunftsfähig und sozial nicht gerecht ist, scheint sie sich mit der Globalisierung mehr denn je auszubreiten. Meadows et al. (1992) zeigten 1972 die Grenzen des Wachstums auf und das Nicht-nachhaltige der Industriegesellschaft wurde durch Umwelt- und Entwicklungsprobleme in zahlreichen Studien beschrieben. Einzelne Gesetze und Maßnahmen wurden umgesetzt, trotzdem bleibt der grundlegende, nicht-nachhaltige Trend weiter bestehen. Die gerade aufblühenden Diskurse um den Klimawandel zeigen, dass die Umweltproblematik sich zu einer selbst gemachten, globalen Bedrohung für die Menschheit auszuweiten droht. Allerdings geht es bei weitem nicht nur um die Bedrohung der natürlichen Lebensgrundlagen. In einem Zeitalter der Globalisierung, der Individualisierung und der kulturellen Auseinandersetzungen drängt die Frage der nachhaltigen Lebensweisen auf umfassender Ebene nach Beantwortung. Die Relevanz und die Ursachen dafür sind längst nicht vollständig erkannt und zahlreiche – wohl aber zu wenige – Forschungsvorhaben behandeln deren Analyse.

Während große Teile sozialwissenschaftlicher Umweltforschung mit Analysen über Ressourcen- und Energiekapazitäten oder Prognosen und Trendverläufen von Bedarfsrechnungen beschäftigt sind, um die negative, nicht-nachhaltige Entwicklung nachzuweisen oder einzudämmen, und allenfalls in Appellen münden, wird allerdings noch weniger am anderen, positiven Ende der Frage, wie denn eine „nachhaltigere“, besser abgestimmte Lebensweise für die soziale Dimension aussehen könnte, geforscht. Die Gefahr, sich idealistischer Utopien oder normativer Diskurse und Konstrukte zu bedienen und damit eher ideologisch und politisch zu argumentieren als wissenschaftlich zu forschen, scheint groß.

Von der sozialen Nachhaltigkeitsforschung weitgehend unberührt bestehen die aktuellen sozial- und familienpolitischen Diskussionen, die zunehmend multikulturelle Gesellschaft und die Sorge um die Organisation des demographischen Wandels in Deutschland. Sie zeigen Offenheit, Einsicht und wachsenden Bedarf nach neuen sozialkulturellen Leitbildern und Wegen. Derart erweiterte Formen des sozialen Miteinanders müssen auch den Erfordernissen von Individualisierung und Gleichberechtigung gewachsen sein. Konzepte wie Mehrgenerationenwohnprojekte sind in der Diskussion, stehen als Modell aber noch ganz am Anfang.

Mit dem Erkenntnisinteresse, realisierbare Wege nachhaltiger Entwicklung zu erforschen, wurde der Frage nachgegangen, welche Lebensweisen und dabei spezieller welche sozialen Themen, Prinzipien und Organisationsstrukturen dazu beitragen, *sowohl* ein ökologisch zukunftsfähiges wie *auch* ein sozial gerechtes Miteinander zu ermöglichen. Dabei wird konkret nach Wegen der *Umsetzung* für zukunftsfähige Lebensweisen geforscht. Das Erkenntnisinteresse bezieht sich auf soziale Gestal-

¹ <http://www.gen.de/hpd.html> (19.12.07).

tungsaspekte, die zur Lösung der gegenwärtigen ökologischen, ökonomischen und sozialen Probleme beitragen. Gefragt wird nach Möglichkeiten für die Gestaltung solcher sozialen Regelungs- und Ordnungsstrukturen, die das Führen nachhaltiger Lebensweise anstoßen, unterstützen und sichern. Dieser Suchprozess nach Gestaltungsmöglichkeiten für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit wurde daher für das Forschungsvorhaben zum Ausgangspunkt. Mit dem Fokus auf sozialen Aspekten nachhaltiger Lebensweise knüpft die Arbeit am Forschungsstand über die soziale Dimension der Nachhaltigkeit an, um die Brennpunkte aussichtsreicher Forschungsfragen aufzuspüren. Durch die in Kapitel 1 vorgenommene Analyse des Forschungsstandes wird die begrenzte Herangehensweise der beiden vorhandenen normativ-theoretischen und empirisch angewandten Ansätze ermittelt, die sich auf moralische Appelle und das Messen des Nachhaltigkeitsgrades bestehender Institutionen und Staaten anhand von Indikatoren wie Arbeitslosenquote oder politische Beteiligung beziehen. Um darüber hinauszugehen, wagt sich das Forschungsprojekt auf das schwierige Terrain, wie soziale Strukturen gestaltet werden können. Dafür wird anhand wissenschaftsmethodischer Reflexionen über Normativität und Unsicherheit in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung und dem Anknüpfen an eine problemlösungsorientierte Forschungsmethodik auf die Entwicklung von *Transformationswissen* hingearbeitet, durch das konkrete Wege des Übergangs erschlossen werden (Kap. 2).

Das Problem der Messbarkeit von sozialer Nachhaltigkeit wird in der Forschungsarbeit daraufhin so angegangen, dass sich erstens auf das grundlegende Prinzip nachhaltiger Entwicklung – das allgemeine Offenhalten von Möglichkeiten, das u.a. das Aufrechterhalten des sozialen Friedens einschließt – bezogen wird. Zweitens führt das Forschungsvorhaben über die Beurteilung vorhandener sozialer Regelungsstrukturen und Institutionen hinaus und widmet sich der Erforschung von Entstehungsprinzipien sozialer Regelungs- und Ordnungsstrukturen (Kap. 2.3).

Im ersten Forschungsschritt werden *soziale Nachhaltigkeitsprinzipien* aus Theorien und bestehenden Forschungsergebnissen zusammengetragen und hergeleitet (Kap. 3). Da diese im Laufe des Forschungsprozesses weiterentwickelt werden, sind diese als „Set in progress“ konzipiert (vgl. Abb.1). Angeknüpft wird an für die Fragestellung relevante Ansätze vor allem aus der Sozialen Ökologie und nachhaltigen Raumplanung. Mit der Absicht, soziale Nachhaltigkeitsprinzipien in Form von Transformationswissen zu erzeugen, wird zum einen über Barrieren auf individueller und gesellschaftsstruktureller Ebene und zum anderen über Akteure nachhaltiger Lebensweise diskutiert (Kap. 3.1 u. 3.2). Dies führt ebenfalls zu den Gestaltungsmöglichkeiten, die in Entstehungsprozessen sozialer Regelungs- und Ordnungsstrukturen liegen. Historisch basiert die Entwicklung aller gesellschaftlichen Ordnungssysteme auf *Vergemeinschaftungsprozessen*, die als grundlegende Prozesse gesellschaftlicher Strukturen fungieren (Kap. 3.3). Mit dem Ziel, nachhaltige Lebensweisen zu suchen, wird gefragt, wie Regelungsstrukturen aus individuellem Handeln und sozialem Miteinander entstehen können, die ökologisches und nachhaltiges Wissen und Verhalten initiieren. Das Forschungsvorhaben ist eine Suche nach Wegen, wie soziale Organisationsstrukturen entstehen können, die zu nachhaltigem Handeln motivieren.

Um nun realistische Wege für die Ausgestaltung sozial-nachhaltiger Prinzipien zu erhalten, werden die theoretisch hergeleiteten Prinzipien in einem wechselseitigen Prozess mit einem empirischen Forschungsfeld weiterentwickelt und bilden daher ein „Set in progress“, das stetig weiterentwicklungsfähig bleibt (vgl. Abb.1). Dessen Stand wird in den Kapiteln 4.3, 6.7 und 8 wiedergegeben. Das in Kapitel 4 dafür entwickelte Forschungsdesign sieht vor, möglichst viel versprechende *soziale Experimente* und deren Praktiken zu beforschen. Diese Suche, Beschreibung und Entwicklung von nachhaltigen Lebensprinzipien soll durch die empirische Erforschung ausgesuchter sozial-ökologi-

scher Projekte, die alle Bereiche der Lebensführung einbeziehen und neue Wege der sozialen und politischen Organisation erproben, empirisch unterfüttert werden. Als dafür am besten geeignetes empirisches Forschungsfeld wurde die gesellschaftspolitisch, sozial und ökologisch motivierte Bewegung *intentionaler Gemeinschaften* ermittelt (Kap. 5).

In der ersten empirischen Forschungsphase wurden explorative Feldforschungsstudien in zwei auf die Untersuchungsthematik erfolgreich und experimentell geltenden Projekten vorgenommen, um relevante Themenfelder zu erschließen (Kap. 6). In der zweiten empirischen Forschungsphase wurde anhand der bisher hergeleiteten Prinzipien ein Kriterienkatalog für besonders viel versprechende intentionale Gemeinschaften mit sozial-nachhaltigen Praktiken erarbeitet, mit dem fünf Gemeinschaftsprojekte in Deutschland ausgewählt wurden (Kap. 7.1). Mittels Einzelfallanalyse wurden sie eingehend auf ihre Erfahrungen mit der Umsetzung der Intention, eine nachhaltige Lebensweise zu entwickeln – die sozialen Prozesse betreffend –, befohrt. Nach Dokumentenanalysen wurden durch jeweils mehrwöchige Feldforschungsaufenthalte die Ziele und Grundsätze der Gemeinschaftsprojekte in der Umsetzung des Alltagslebens beobachtet, kritisch geprüft und ausgewertet, um schließlich die wirksamen Prinzipien sozialer Nachhaltigkeit herauszukristallisieren. Diese stellen eine Fortführung der theoretischen Prinzipien dar und sind in Kapitel 7.3 bis 7.7 detailliert und im Kontext der Untersuchungsprojekte ausgeführt. Die Anonymisierung der Projekte erfolgte aus wissenschaftsmethodischen Gründen, um zu verdeutlichen, dass es nicht um eine Beschreibung oder Bewertung einzelner Projekte geht. Vielmehr sind die erforschten und beschriebenen Praktiken, Erkenntnisse und Erfahrungen Anhaltspunkte, die für soziale Gebilde allgemein als Anregung und Anleitung auf dem Weg der Gestaltung sozial-nachhaltiger Strukturen dienen können. Daher werden in einem weiteren Schritt die als wesentlich und konstruktiv erforschten Praktiken und Erfahrungen weiter verallgemeinert beschrieben und stellen den Kern des Transformationswissens des Forschungsprojekts dar (das dritte „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien in Kap. 8).

Mit den empirischen Studien wurden soziale Prozesse in einer Umgebung beobachtet, die sowohl durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt sind als auch Gestaltungsfreiraum als Experimentierfeld für soziale Ordnungs- und Regelungsstrukturen bieten und daher einen an der Realität gemessenen Weg der Umsetzung nachhaltiger Lebensweise darstellen.

Im letzten Teil der Arbeit werden die empirischen Ergebnisse interpretiert, auf die im ersten Teil hergeleiteten theoretischen Prinzipien rückbezogen sowie schrittweise aus den Kontexten der Projekte gelöst und verallgemeinert. Das Ergebnis der Arbeit sind theoretisch gestützte und empirisch erweiterte *sozial-nachhaltige Prinzipien*. Diese werden zur Reflexion und Weiterentwicklung auf Ansätze für die Entstehung von Gemeinschaft und die Entwicklung von ökologischem Bewusstsein bezogen (Kap. 9) und eine erweiterte Konzeption von nachhaltiger Entwicklung vorgeschlagen (Kap. 10). Durch den Bezug auf verschiedene Bereiche der Umsetzung in Bildung, Politik, Wissenschaft und nicht zuletzt der Zivilgesellschaft werden die in der Praxis erprobten Anhaltspunkte für mögliche Wege zur Realisierung einer nachhaltigen Lebensweise als Transformationswissen aufbereitet (Kap. 11 u. 12).



Abb. 1: Forschungsstrategie (Iris Kunze).

I. Teil: Theoretische Vorüberlegungen

1. Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit

Im ersten Kapitel wird der Forschungs- und Umsetzungsstand sozialer Prinzipien nachhaltiger Entwicklung erörtert.

1.1 *Politisches Leitbild und Stand der Umsetzung nachhaltiger Entwicklung*

Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung hat sich in den letzten 20 Jahren weltweit zum zentralen Begriff entwickelt, an dem die zukünftige Entwicklung der Menschheit diskutiert wird (vgl. Grunwald et al. 2006: 7). Konkret konzipiert wurde es aus entwicklungspolitischen Debatten und Krisenstrategien als Antwort auf die zunehmend global zusammenhängenden ökologischen Probleme, die sich seit den 1970er Jahren zeigten. 1987 wurde im Brundtlandbericht (Hauff 1987) erstmals umfassend dargestellt, dass Ökologie, Ökonomie und soziale Sicherheit eine untrennbare Einheit bilden und gleichwertig behandelt werden müssen. Umweltprobleme werden nicht mehr nur als räumlich oder thematisch abgegrenzte Einzelphänomene begriffen, sondern mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen und damit dem gesamten menschlichen Zivilisationsprojekt in Verbindung gesetzt (vgl. Reusswig 1999: 50).

„Sustainable development“ bedeutet übersetzt nachhaltige, dauerhafte oder zukunftsfähige Entwicklung und wird im von der UNO in Auftrag gegebenen Brundtlandreport folgendermaßen definiert:

„Unter dauerhafter Entwicklung verstehen wir eine Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeit künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen“ (Hauff 1987, S. XV).

Einige Jahre später einigten sich 1992 auf der Rio-Konferenz 170 Staaten auf eine „nachhaltige“, aber unverbindliche Handlungsstrategie, die im Ergebnisdokument, der Agenda 21 (BMU 1992), festgehalten wurde.

Dem inter- und intragenerativen Gerechtigkeitsprinzip folgend versucht „nachhaltige Entwicklung“ als normatives Leitbild „Antwort auf zwei, eng miteinander verzahnte Problemlagen zu geben: die Globalität der ökologischen Krise und die Verschärfung sozialer Ungleichheit im Nord-Süd-Verhältnis“ (Brand 1997: 7). In der Agenda 21 wird die Hauptursache für die allmähliche Zerstörung der globalen Umwelt in den nicht nachhaltigen Verbrauchs- und Produktionsmustern insbesondere in den Industrieländern gesehen, die auch zu sozialen Konflikten führen (vgl. BMU 1992: 22). Daraus folgend wird eine Veränderung der Lebensweise als notwendige Maßnahme für eine nachhaltige Entwicklung thematisiert. Dieser Blickwinkel hat zu der Erkenntnis geführt, dass die Lebensweise der Industrieländer direkt oder indirekt für einen Großteil der Umweltprobleme verantwortlich ist, unter denen viele Menschen zu leiden haben und die zu sozialen Konflikten führen. Während zuvor ökologische Probleme räumlich und zeitlich begrenzt gesehen wurden, werden sie nun in kulturelle, ökonomische und politische Zusammenhänge gesetzt. Es wird die Erarbeitung neuer Konzepte für ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum, Wohlstand und Wohlergehen angestrebt,

„die einen höheren Lebensstandard durch eine veränderte Lebensweise ermöglichen, in geringerem Maße auf die erschöpfbaren Ressourcen der Erde zurückgreifen und mit der Tragfähigkeit der Erde besser im Einklang stehen“ (BMU 1992: 23).

Nach der Entwicklung politischer Konzepte blieben Unklarheiten, die zu verschiedenen Lesarten sowie zu Vereinnahmungen des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung führten. Weil es kein präzises Handlungskonzept darstellt, bietet es einerseits Möglichkeiten der Vereinnahmung für ökonomische und politische Partikularinteressen, hat aber andererseits eine breite soziale Anschlussfähigkeit an politische Interessengruppen und kann als gemeinsames Leitbild fungieren (ebd.:11). Die zwispältige Karriere des Nachhaltigkeitsleitbildes zwischen breiter Akzeptanz und Verwässerung führte in der gesellschaftlichen und politischen Öffentlichkeit letztlich „von der Zauberformel zur Worthülse“ (Grunwald et al. 2006: 156).

1.2 *Der Forschungsstand um die soziale Dimension der Nachhaltigkeit*

Im Allgemeinen wird von drei Dimensionen der Nachhaltigkeit gesprochen: die ökologische, die ökonomische und die soziale, die voneinander abhängig sind und deshalb in Abstimmung miteinander entwickelt werden müssen (Luks 2002; Hauff 1987; Grunwald et al. 2006). Die soziale Dimension wird als gerechte Verteilung der Lebenschancen zwischen Individuen weltweit und zwischen heute lebenden und kommenden Generationen begriffen (inter- und intragenerative Gerechtigkeit). Sie fungiert dabei als der grundlegende Ausgangspunkt, sozusagen als Motor einer nachhaltigen Entwicklung (Luks 2002).

Theoretische Leitwerte bilden die Basis für empirisch hergeleitete und angewandte Indikatoren zur Bestimmung des Nachhaltigkeitsgrades sozialer Gebilde wie Institutionen oder Staaten.

1.2.1 *Normative Leitwerte*

In der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit geht es als wesentliches Ziel um die Erhaltung des sozialen Friedens (Grunwald et al. 2006: 49). Dieser basiert grundlegend auf akzeptablen Lösungen von Verteilungsproblemen zwischen Regionen, sozialen Schichten, Geschlechtern und Altersgruppen sowie kultureller Integration (Fischer-Kowalski et al. 1995). Dabei von Bedeutung sind:

- soziale Akzeptanz für einen Transformationsprozess in Richtung Nachhaltigkeit
- soziale Schutz- und Gestaltungsziele wie Gesundheitsschutz, Sicherung der sozialen Stabilität und
- Entwicklungs- und Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft (Enquête-Kommission 1994).

Neben diesen konstitutiven Ansätzen geht es nach dem integrativen Nachhaltigkeitsansatz in der sozialen Dimension konkreter um die normative Frage, nach welchen Prinzipien soziale Verhältnisse – intra- bzw. intergenerativ – gerecht gestaltet werden können, und um die gerechte Verteilung *sozialer Grundgüter*² (Kopfmüller et al. 2001: 67).

Soziale Gebilde müssen so geschaffen sein, dass sie „für die Integration, Sozialisation und Motivation ihrer Mitglieder Sorge tragen und angemessen auf veränderte Umweltbedingungen reagieren können“³. Das primäre Ziel ist nicht, dass die einmal gefundenen Formen und Institutionen

² Sie gelten als grundlegende Lebensvoraussetzung und beinhalten individuelle Güter wie Gesundheit und Grundversorgung sowie soziale Ressourcen wie Solidarität. Deren Bestimmung ist jedoch umstritten.

³ gemäß dem Parsonschens AGIL-Schema (Parsons 1972; 1975 in Kopfmüller et al. 2001: 67).

dauerhaft stabilisiert werden sollen, sondern dass sie lern- und entwicklungsfähig gehalten werden – was Reflexivität voraussetzt (vgl. ebd.).

In der Konkretisierung und Realisierung sozialer Aspekte der Nachhaltigkeit bestehen Unklarheiten und Konflikte in der Forschung. Dabei geht es vor allem um die Schwierigkeit des Bestimmens von Maßstäben und Richtwerten für Gerechtigkeit als normativer Wert (Grunwald et al. 2006: 50).

1.2.2 Indikatoren und Operationalisierung

Unter Operationalisierung von Nachhaltigkeit ist „die Übersetzung der grundlegenden Prämissen nachhaltiger Entwicklung in konkrete praktikable Aufgaben für Politik, Wissenschaft oder andere gesellschaftliche Gruppen“ (Grunwald et al. 2006: 34) zu bezeichnen. Aufgrund der bereits erörterten Schwierigkeiten in der Definition, Entwicklung von Nachhaltigkeit zwischen normativ und konstitutiv, wissenschaftlich und politisch muss mit unsicherem Wissen und vorläufigen Maßstäben gearbeitet werden (ebd.). Dabei bleibt die Konkretisierung und theoretische Fundierung der sozialen Dimension als offen bis strittig zu bewerten und das Problem der Konzeptionalisierung und Operationalisierung sozialer Nachhaltigkeit weitgehend ungelöst (vgl. Empacher et al. 2002: 5).

Trotz zahlreicher Versuche, soziale Aspekte in praxisbezogene Forschungsprojekte zu integrieren, „ist die Tragweite der sozialen Dimension für eine nachhaltige Entwicklung immer noch nicht genügend anerkannt“ (Empacher et al. 2002: 5). In den analysierten wissenschaftlichen Beiträgen (u.a. Hans-Böckler-Stiftung 2000; Kopfmüller 2000) und politischen Richtlinien wird durchgängig als soziale Dimension der Nachhaltigkeit „vor allem die soziale Gerechtigkeit als Leitprinzip [genannt], insbesondere eine gerechte Verteilung der Einkommen und der Zugang zu Ressourcen und Lebens- und Handlungschancen“ (Empacher et al. 2002: 13). Insgesamt fände sich allerdings die Tendenz der Orientierung an subjektiven und situativen Problemlagen, wie Arbeitslosigkeit, in deren Eliminierung die Verwirklichung einer sozialen Dimension der Nachhaltigkeit gesehen wird (vgl. ebd. sowie entsprechende Fragestellungen bei Brand 1997: 25).

Nach Empacher et al. (2002) bestehe daher dringend Bedarf, zunächst ein umfassendes Konzept und Schlüsselemente sozialer Nachhaltigkeit zu entwerfen und zu begründen. Es werden Leitindikatoren für das Erfüllen sozialer Nachhaltigkeit in vier Bereichen entworfen:

- Lebensqualität und -zufriedenheit/ Erfüllung der Grundbedürfnisse,
- Sozialressourcen und ehrenamtliche Arbeit,
- Chancengleichheit durch Einkommensverteilung und Gender Empowerment Measure sowie
- Zufriedenheit mit Partizipation und Beteiligung an politischen Protestformen.

Die Indikatoren der Studie Empacher et al. (2002) sind vorwiegend aus der konsensorientierten, politischen Diskussion des „UN-development program“ hervorgegangen und haben den Vorteil relativ „sozialpolitisch robust“, situationsbezogen und problemlösungsorientiert zu sein. Mit dem System von einzelnen Indikatoren muss man aber ethisch-normative Konstanten anlegen und bleibt implizit auf die herrschenden sozialen und ökonomischen Strukturen bezogen, weil eine tiefer gehende Analyse bestehender ökonomischer und sozialer Regelungsstrukturen nicht vorgenommen wird. Im Schatten der Indikatoren bleibt eine undurchschaubar komplizierte Vermischung sozialer Prinzipien und Prinzipien zur Stützung des herrschenden politischen und ökonomischen Systems bestehen.⁴

⁴ Außerdem sind die Indikatoren nicht weit reichend mit der ökonomischen und der ökologischen Dimension verknüpft, z.B. ist es fragwürdig, ob ein hoher Anteil von ehrenamtlicher Arbeit per se positive Auswirkungen auf die Arbeitsmarktsituation hat. Tiefer gehend stellt sich die Frage, ob das gesamte Arbeitsmarktsystem mit u.a. der Trennung in Produktionsmittel und

Das Indikatorenkonzept ist darauf ausgerichtet, vorhandene Institutionen zu beurteilen. Dabei sind die herrschenden Strukturen und das kulturelle Paradigma als „Produzenten“ und Ursachen der Institutionen unsichtbar zugrunde liegende Konstanten und können nicht in ihrer Nachhaltigkeitsgüte gemessen werden.

Die Probleme der Bestimmung der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit liegen nicht nur in messtechnischen Schwierigkeit weicher Faktoren wie Zufriedenheit und in der Standardisierung qualitativ-subjektiver Faktoren wie Lebensqualität. Dass die Ermittlungen der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit vorwiegend durch Indikatorenansätze erfolgen, kann das Ergebnisspektrum beschränken und zu normativen Kurzschlüssen und naturalistischen Verengungen führen. Diese Gefahr besteht dann, wenn die Forschung auf der Ebene der Bewertung vorhandener Strukturen und damit auch den entsprechenden Diskursen und Paradigmen bleibt, aber der Anspruch erhoben wird, darüber hinaus gültige Indikatoren und Standards zu entwickeln. Kriterien, wie die oben genannten, sind einerseits konkret messbar, andererseits aber auf eine Beurteilung vorhandener Institutionen beschränkt. Damit bleiben die eigentlichen „Produzenten“ und Ursachenprozesse der Institutionen unsichtbar, nämlich die herrschenden Strukturen und kulturellen Paradigmen. Sie werden als zugrunde liegende Konstanten nicht thematisiert und damit ist ihre an Nachhaltigkeitsmaßstäben gemessene Überprüfung nicht möglich.

Um grundlegende Potentiale einer sozialen Dimension der Nachhaltigkeit zu bestimmen und zu erforschen, sollten auch die gesellschaftlichen und organisatorischen Strukturen, die Ökonomie, Politik und Soziales regeln, relativiert werden und andere Anhaltspunkte für eine Operationalisierung gesucht werden.

Ein Weg zur Operationalisierung, der nicht explizit an ethisch-normativen Grundsätzen anknüpfen muss, sondern sich systemtheoretisch an der Stabilität von Systemen orientiert, ist der Orientorenansatz nach Bossel (1999). Die dort gewählte übergreifende *Orientierung an der Lebens- und Entwicklungsfähigkeit* (sozialer Systeme) erschien Simon (2006) ein Vorschlag für eine Operationalisierung von Nachhaltigkeit zu sein, die seiner Ansicht nach eng mit dem Konzept der Lebensqualität und damit der sozialen Dimension verknüpft ist.⁵ Wie in der Agenda 21 genannt und eingangs erläutert, hängt die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit fundamental von der Gestaltung der Lebensweise ab und wirkt damit durch die soziale Dimension, deren Themen das Gestalten, Reproduzieren, Strukturieren und Organisieren von Paradigmen, Werten und Formen des Miteinanders sind. Als in der interdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung gängiger systemtheoretischer Ansatz⁶ stellt Bossel (1999) einen integrativen Blickwinkel bereit, der das Potential hat, Zusammenhänge und Austauschbeziehungen zu erfassen. Methodisches Problem ist die komplexe Erfassung und Messbarkeit von zumeist qualitativen Faktoren.

Offensichtlich ist ein allgemeines Problem dieser Ansätze, die nach allgemeinen Kriterien und Indikatoren der konkreten Ausgestaltung von sozialpolitischen Strukturen fragen, dass normative und epistemologische Aspekte vermischt werden. Einerseits werden herrschende kulturelle Paradigmen und politische Strukturen implizit zugrunde gelegt, aber andererseits wird Allgemeingültigkeit angestrebt. Es besteht die Tendenz, die durch kognitive Defizite oder Vereinfachungen gewon-

Arbeitskraft ökologisch nachhaltig ist. Einer der strittigsten Punkte besteht wohl zwischen ökonomisch „nachhaltigem“ Wachstum und der ökologischen Ressourcen- und Senkenproblematik.

⁵ In der Studie „gemeinschaftlich nachhaltig“ (Simon et al. 2004) wurden erstens quantitative Indikatoren über Ressourcen und Treibhausgasemissionen und zweitens qualitative Aspekte der sozialen Lebensqualität und damit Nachhaltigkeit in sozialen Gebilden mit dem Orientorenansatz von Bossel (1999) erhoben (vgl. Kap. 3.3.6).

⁶ Die erfolgreiche Verwendung der Systemtheorie in der Humanökologie leistete einen Brückenschlag zwischen Human- und Naturwissenschaften in der Umweltforschung (vgl. Jaeger 1996: 168).

nenen Ergebnisse, die eigentlich vor dem Hintergrund eines kulturellen Paradigmas generiert wurden, zu universalisieren. Damit werden fatalerweise Möglichkeiten, die auf anderen Paradigmen beruhen und die daraus resultierenden Lebensweisen per naturalisierenden Fehlschluss ausgeschlossen.

Ebenso wenig kann eine Operationalisierung sozialer Nachhaltigkeit, die vorherrschende Paradigmen relativieren soll, allein aus vorhandenen, abstrakten Moraltheorien hergeleitet werden. Daraus folgt hier die forschungsmethodische Frage, wie eine Forschungsstrategie aussehen muss, um soziale Nachhaltigkeit zu ergründen, ohne ins eine Extrem der Verhaftung an vorhandenen Strukturen oder ins andere der realitätsfernen Utopie einer besseren Welt oder der rein theoretischen Diskurse zu verfallen.

2. Zur Methodik I: Ansätze sozialwissenschaftlicher Umweltforschung

Um nicht in die Falle voreiliger Schlüsse zu treten und blind für zugrunde liegende paradigmatische Strukturkonstanten zu bleiben, geht der vorliegende Ansatz für eine Operationalisierung von Nachhaltigkeit strategisch und methodisch anders vor als die zuvor vorgestellten Indikatorenansätze, die anhand normativer Richtlinien bestehende Strukturen beurteilen.

Die Frage ist, wie mit einem normativen Leitbild – dem der Nachhaltigkeit – wissenschaftlich umgegangen werden kann. Die Forschungsfrage nach möglichen Wegen der Umsetzung nachhaltiger Lebensweise kann nicht mit den Kategorien wahr oder falsch beantwortet werden. Es stellt sich die Frage, wie Nachhaltigkeit oder Zukunftsfähigkeit bestimmt werden kann, ohne einerseits normativ zu engen, die Entwicklungsmöglichkeiten einschränkenden Konstrukten zu folgen, aber andererseits als Forschungsergebnis sichere Anhaltspunkte für zukunftsfähige Prinzipien der sozialen Dimension zu erhalten, um damit der Frage, was die soziale Dimension der Nachhaltigkeit überhaupt konkret ist, näher zu kommen.

Nachhaltigkeitsforschung steht vor besonderen Herausforderungen, weil sie sich an keine umfassende Theorie oder Methode hält und nicht – wie konventionell positivistische Wissenschaft – theorie- und disziplinenorientiert arbeiten kann. Stattdessen wird problemorientiert vorgegangen und der Umgang mit Komplexität, Normativität und Transdisziplinarität wird zentral (Mazouz 2003). Daher werden im folgenden Kapitel methodische Grundfragen erörtert. Daraus wird die Autorin eine grundsätzliche Herangehensweise und Forschungsstrategie entwickeln, mit der Wege und Prinzipien für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit und deren Umsetzung erforscht werden können.

2.1 *Wissenschaftstheoretische Grundüberlegungen*

Die Wissenschaft allgemein und die (sozialwissenschaftliche) Umweltforschung in besonderer Weise ist mit strategischen – sowohl methodologischen als auch theoretischen – Herausforderungen konfrontiert, die zu wissenschaftstheoretischen Grundüberlegungen und einem Wandel in der Wissenschaft geführt haben (Novotny et al. 2004). Die relevanten Überlegungen werden hier eingeführt und zeichnen gleichzeitig die Grundüberlegungen zum Reflexions- und Konzeptionsprozess der Forschungsstrategie der vorliegenden Arbeit nach. Dabei wird allerdings bewusst darauf verzichtet, Bezug auf reine Wissenschaftstheoretiker zu nehmen und Diskussionen aufzugreifen, die in eine rein theoretische Arbeit gehören. An dieser Stelle von Interesse ist der Stand wissenschaftstheoretischer Diskussionen, die im Bezug zu Nachhaltigkeitsforschung stehen.

Ausgehend von schon bekannten Diskursen wie dem Positivismusstreit (z.B. Adorno 1989) oder dem Einstein-Russel-Manifest (Dürr et al. 2006) gilt, dass Forschung sich nicht länger unter dem Deckmantel der Wertfreiheit verbergen kann, nicht zuletzt weil ihre Auswirkungen und Handlungen keinesfalls wertfrei sind. Die Naturwissenschaft und die aus ihr folgende industrielle Technologie haben auf ambivalente Weise einerseits zur Sicherung und andererseits zur Gefährdung der Lebensbedingungen geführt. „Daraus resultiert eine notwendige Neubestimmung der Rolle der Wissenschaft, die sich selbst als ‚Teil des Problems‘ sehen und reflektieren muss“ (Blotevogel 1997: 67).

Als wissenstheoretischer Forschungsbefund wird festgestellt, dass Gesellschaft und Wissenschaft derzeit einen Veränderungsprozess von einer „harten“ Epistemologie („Modus 1“) zu einer durch gesellschaftliche Relevanz geleiteten Forschung („Modus 2“) durchlaufen (Novotny et al. 2004). Vier miteinander verflochtene Prozesse fordern dazu auf, Wissenschaft neu und in gesellschaftlichem Kontext zu denken:

1. eine Ko-Evolution von Wissenschaft und Gesellschaft hin zum „Modus 2“,
2. eine Kontextualisierung der Wissenschaft für gesellschaftliche Relevanz, die sich z.B. an der Diskussion um die Rolle von Universitäten äußert,
3. die Erzeugung von „sozial robustem“ Wissen, d.h. die gesellschaftliche Annahmefähigkeit wissenschaftlichen Wissens, sowie
4. neue Formen von Expertise, in denen Wissenschaft sich als gleichberechtigter Diskussionspartner in den öffentlichen Raum begibt und heterogene Rationalitäten aus Wissenschaft, Technik und Gesellschaft reflexiv aufeinander abgestimmt werden (Huneke 2006: 40f; vgl. Novotny et al. 2004).

Dabei wandle sich der Anspruch der Wissenschaft von Objektivität im Sinne methodisch erzeugter intersubjektiver Überprüfbarkeit hin zu „sozialer Robustheit“. Sechs Merkmale kennzeichnen eine Wissenschaft im „Modus 2“: Anwendungsorientierung, Kontextualisierung, Produktion von sozial robustem Wissen, neue Formen der Qualitätskontrolle, gesellschaftliche Verantwortung und Transdisziplinarität (Huneke 2006: 117).

Auch von Seiten der naturwissenschaftlichen Umweltforschung werden zunehmend eine Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung und die Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Akteuren genannt. Die traditionell naturwissenschaftliche Forschung hat zu einem „Datendilemma“ geführt, das aus der Fülle an Umweltdaten, aber der mangelnden gesellschaftlichen Umsetzung resultiert (vgl. Jaeger et al. 2006). Zudem steht die Umweltforschung vor speziellen methodischen Problemen und Anforderungen, zuallererst dem Umgang mit Unsicherheit und Normativität. Darauf soll nun eingegangen werden.

Die Ursachen von Unsicherheit liegen nicht nur in einem Mangel an Wissen (hervorgerufen durch Messprobleme oder kognitive Grenzen), sondern auch in Variabilitäten (vgl. Asselt et al. 2003). Aus dem Erfolg des Chaosbegriffs in Sozialwissenschaften und Öffentlichkeit und der daraus folgenden Unkalkulierbarkeit und damit Unsicherheit sowie dem Ende linearen Denkens und Modellierens schließt Novotny auf das Herausbilden des Prinzips, die Zukunft offen zu halten:

„Zukunft ist immer ungewiß, doch wenn Unsicherheit nicht mehr als exogener, auf die Gesellschaft einwirkender Faktor gedacht werden kann, sondern als Ergebnis der selbsterzeugten Unbestimmtheit erkannt wird, dann müssen auch andere Strategien entwickelt werden, um der Unbestimmtheit zu begegnen“ (Novotny 1996: 159).

Solche Strategien sind auf die Zukunft gewandt, unbestimmt und unbestimmbar.

„Sie sind als Prozesse, nicht als Endzustände oder visionäre Utopien zu denken, selbst wenn Zukunftsbilder immer ein unabdingbarer Bestandteil des Prozessdenkens bleiben mögen“ (ebd.; Hervorhebung: I.K.).

Wertevielfalt ist eine Folge von Unsicherheit (vgl. Asselt et al. 2003: 62f), d.h. der durch Unsicherheit entstehende Freiraum wird tendenziell von Normativität und langfristig durch einen – durch ein bestimmtes Paradigma geprägten – Diskurs ausgefüllt. Wertepluralität äußert sich im Wissenschaftsprozess durch ungenaue Definitionen, mehrheitliche Konstruktionswerte und die Wahl des theoretischen Rahmens, (entsteht also aus der Wechselbeziehung zwischen Unsicherheit und Normativität) und steht im Konflikt mit einem positivistischen, nur eine Realität akzeptierendem Paradigma. Asselt et al. (2003: 69) führen fünf graduelle Wissenschaftsperspektiven auf, die immer konstruktivistischer werden: von der positivistischen (no perspective) über „observation“, „theory“, „science“ bis hin zu „reality“ – jeweils „in perspective“ – als pluralistischste, konstruktivistischste Sichtweise. Aus der konstruktivistischsten Perspektive der Unsicherheitsforschung folgt das Wissen-

schaftsverständnis: „a scientific statement is not about reality, but is shaping a reality; developing a science theory is creating a new version of the world“ (Asselt et al. 1993: 71).

Die Wissenschaft ist durch die Relativität und Möglichkeitsräume der Realitätsgestaltung genötigt, Verantwortung für ihre Konsequenzen zu übernehmen und die als Naturgesetz „getarnte“ implizite Normativität der positivistischen Perspektive offen zu legen. In den Worten von Asselt et al.:

“The main argument put forward in this paper is that uncertainty information and systematic assessment of different normative interpretations and their consequences need to be part of integrated assessment in order to be able to adequately inform normative societal debates on unstructured, i.e. highly uncertain and highly normative, issues” (Asselt et al. 2003: 61f).

Unstrukturierte wie komplexe sozialökologische Probleme haben immer normative und unsichere Dimensionen, die miteinander zusammenhängen oder einander bedingen und sich an den Grenzen zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen oder Analyse und Management äußern (vgl. Asselt et al. 2003: 67).

Normativität lässt sich in eine ethische Komponente, wie z.B. Gerechtigkeit, und in eine nicht-ethische einteilen, die demgegenüber alle anderen Festsetzungen und Verbindlichkeiten einschließt, wie die Anwendung von Methoden und (traditionellen) wissenschaftlichen Standards aber auch das Richten der Aufmerksamkeit auf einige Aspekte, während andere außer Acht gelassen werden (vgl. Gottschalk-Mazouz et al. 2003: 13). Aus der Sicht des Humanökologischen Paradigmas:

„Das begrifflich Hervorgehobene und sein dunkler Hintergrund leiten sich von Interessen und Wertungen ab. In diesem Sinne kann es für die Wissenschaft weder Objektivität noch Wertfreiheit geben“ (Zierhofer 1991: 68).

Quer dazu ist zwischen explizit bewertender Normativität und impliziter Normativität zu unterscheiden, die unauffällig und unausgesprochen bleibt, weil sie im jeweiligen wissenschaftstheoretischen Diskurs als Paradigma „selbstverständlich“ anerkannt ist. Das führt auch dazu, dass sich bestimmte normative Konzepte wahrscheinlich oft unbewusst unter dem Deckmantel von Gesetzmäßigkeiten verbergen, die lediglich mit dem Postulat der statistischen Mehrheit unter den jeweiligen natürlichen und gesellschaftskulturellen Bedingungen mit einer bestimmten Perspektive erwiesen sind, also derzeitige kulturelle Praktiken darstellen, nicht aber als anthropologische Konstanten gelten können. Nach Mazouz fehlt es in Diskursen zu Nachhaltigkeit durch mangelnde wissenschaftsphilosophische Überlegungen bisher an „einer Sichtweise, nach der selbst noch naturwissenschaftliche, aber auch ökonomisch benannte Unsicherheiten normativ durchgesetzte Konzepte sind [...]“: Dazu gehört, nicht zu sehen, dass das Nichtwissen-Können zumindest zuweilen einem normativen Verbot entspringt und keineswegs einem technischen ‚Nicht-Können‘ (wie beispielsweise das Verbot des Experimentierens unter bestimmten Risiken oder an Personen ohne ihr Einverständnis oder dergleichen mehr)“ (Mazouz 2003: 250).

Diese Perspektive ist keineswegs auf die Sozialwissenschaften und ihre Untersuchungsgegenstände beschränkt. Die tiefer liegenden Ursachen des Wandels von „Mode 1“ zu „Mode 2“ behandelt Novotny nicht. Lügen diese ausschließlich in einem gesellschaftlichen Gesinnungs- oder Wahrnehmungswandel, wäre die Wissenschaft in ihrem Paradigma nicht berührt. Allerdings erschüttern ausgerechnet naturwissenschaftliche Erkenntnisse der Quantenphysik die Wissenschaft im „Modus 1“. Die Unschärferelationen und beobachter-erschaffenden Wirklichkeitserkenntnisse aus der Quantenphysik über die Inkonsistenz der Materie verunmöglichen ein Denken und Berechnen in „Dingen“ und „Teilchen“. Nach dem Quantenphysiker und Heisenberg-Schüler Hans-Peter Dürr (2006 et al.) vollzieht sich Kausalität in „Tendenzen“ und die Realität wird durch potentielle „Wirks“ geformt.

„Die Feststellung, dass die gegenwärtigen Wandlungen unseres Wertesystems viele Wissenschaftszweige beeinflussen, mag jene überraschen, die an eine objektive, wertfreie Wissenschaft glauben; sie ist jedoch eine der wichtigen Implikationen der Neuen Physik. Heisenbergs Beiträge zur Quantenphysik, [...] führen eindeutig zu der Erkenntnis, dass das klassische Ideal wissenschaftlicher Objektivität nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Die moderne Physik stellt damit auch den Mythos einer wertfreien Wissenschaft in Frage. Die von den Naturwissenschaftlern beobachteten Strukturen hängen aufs engste mit den Strukturen ihres Geistes zusammen - mit ihren Begriffen, Gedanken, Wertvorstellungen. Daher werden ihre wissenschaftlichen Ergebnisse und deren technische Anwendungen durch ihre eigene Geisteshaltung konditioniert“ (Capra 1995: 3).

Exemplarisch sei hier aus der Sicht der Quantenphysik erwähnt, dass deren fundamentale Forschungsergebnisse bisher kaum Auswirkungen auf die Forschungsmethodologie gezeigt haben. Auch die Sozialwissenschaften wären davon betroffen:

„Die ökologischen, ökonomischen und kulturellen Krisen, mit denen wir heute konfrontiert sind [...], sind Ausdruck einer tiefer greifenden geistigen Krise im Verhältnis von uns Menschen zu unserer lebendigen Welt. Dies hängt wesentlich mit unserer Weigerung zusammen, diesen aufgedeckten, im Vergleich zur gewohnten dinglichen Realität revolutionär erweiterten Charakter der Wirklichkeit im wissenschaftlichen Kontext nicht, wie bisher nur formell, sondern bewusst mit allen Konsequenzen zu akzeptieren“ (Dürr et al. 2006: 31f).

„Wenn die neue Physik uns zeigt, dass die Zukunft prinzipiell nicht vorhersagbar und die Natur keine Maschine ist, dann bedeutet das, alle gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen, die sich an diesem überholten Weltbild orientieren, in Frage zu stellen“ (Dürr 2007: 42).

Zwar analysieren dekonstruktivistische Ansätze kulturelle Konstrukte, Macht- und Interessendiskurse, dabei handelt es sich aber zunächst lediglich um eine Dekonstruktion auf sozialer Ebene. Hier geht es darum, dass „science and reality“ „in perspective“ ist.

Der politische Ökologe Bruno Latour (2001) erörtert, wie die Rede von der Natur durch Dichotomisierung von Wissenschaft und Politik und damit folglich von Tatsachen und Werten epistemologisch erzeugt wurde. Nach Latour ist „die Wissenschaft“ eine durch die (politische) Epistemologie mit der Trennung in eine reale Welt der Dinge und eine soziale Welt der Erkenntnis politisierte Instanz zur Definition von Tatsachen, während „sie die viel wichtigere Aufgabe, die Werte zu definieren“, den Politikern und Moralisten überlässt (Latour 2001: 300, 131). Die Dichotomie der „bloßen sozialen Konstruktion“ in eine durch Unwissenheit bestimmte soziale Welt der Politik und eine reale Außenwelt, die nur von der Wissenschaft erkannt wird, kann nur bestehen, indem niemand *gleichzeitig* die Idee der Wissenschaft und die Vorstellung der Gesellschaft, d.h. Epistemologie und Soziologie in Frage stellt (vgl. Latour 2001: 30). Werden aber beide als interessen geleitete Konstrukte zur Definition und Erschaffung von Realität analysiert, ist auch die Aufteilung in Tatsachen und Werte – vom „gesunden Menschenverstand“ bequem internalisiert – nicht mehr haltbar.

Diese wissenschaftstheoretischen Grundüberlegungen waren ausschlaggebend dafür, hier eine problemlösungsorientierte Forschungsmethodik im beschriebenen „Modus 2“ zu verfolgen. Dafür werden in den nächsten Abschnitten weitere methodische Grundlagen, die sowohl interdisziplinär als auch nachhaltigkeitsbezogen forschen, hinzugezogen.

2.2 *Forschungsmethodische Annäherung an Nachhaltigkeit*

Im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung bieten neuere Ansätze der Sozialen Ökologie (vgl. Huneke 2006: 67) methodische Anhaltspunkte im zuvor erläuterten „Modus 2“ für das vorliegende Vorhaben. Das Forschungsfeld, in dem empirische Ansätze sowie daraus entstehende neuere theoriebildende Überlegungen zu Nachhaltigkeitsforschung und Sozialer Ökologie entwickelt werden, wird

als relativ junge⁷ „Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen“ gesehen und hat sich aus einer Vielzahl von Projekten zur Wissenschaft entwickelt (Becker et al. 2006). Einerseits wird praxisbezogene Forschung verfolgt und andererseits das neu generierte Wissen mittels Theoriearbeit begrifflich zu ordnen versucht. Soziale Ökologie vollzieht sich in einem „offenen Prozess“ oder „rekursiven Verfahren“, in dem die Operationen und Methoden immer wieder auf die Resultate angewendet und weiterentwickelt werden (vgl. Becker et al. 2006: 19).

Im Spannungsfeld zwischen Theoriebildung und gesellschaftlicher Praxis braucht die Soziale Ökologie ein entsprechendes Theorie- und Methodenverständnis. Die Generierung von Transformationswissen soll praxisnah und in Zusammenarbeit mit Praxispartnern erfolgen, aber keine Auftragsforschung werden. Es bleibt das Einbinden in umfassendere Zusammenhänge mittels Behandeln der Beziehungsgefüge ökologischer, ökonomischer und sozialer Art mit dem Ziel der Theoriebildung. Theoretisierung findet in der Sozialen Ökologie als kontinuierlicher Prozess und weniger als Anwendung statt und lässt sich als angewandte Grundlagenforschung beschreiben. Bei der Theoriebildung als besondere Form des Vor- und Nachdenkens stehen Unterscheidungspraktiken im Zentrum: Unterscheiden und Bezeichnen, Verbinden und Begreifen, Erkennen und Ordnen. In diesem Prozess werden Begriffe um- und neu geprägt – mit der Zentralreferenz gesellschaftlicher Naturverhältnisse (Becker et al. 2006: 102f).

Im Forschungsprozess der Sozialen Ökologie wird zwischen drei Arten der Wissensproduktion unterschieden:

1. Deskriptives *Systemwissen* bezieht sich auf Strukturen und Funktionen komplexer dynamischer Systeme im Hinblick auf nachhaltige Entwicklungen und problemorientiertes Handeln (Becker et al. 2006: 494).
2. Normatives *Orientierungswissen* informiert über unerwünschte Verhältnisse in der Gegenwart sowie Vorstellungen über eine erwünschte Zukunft und über Handlungsziele. Es beruht auf einer Rekonstruktion des gesellschaftlichen Diskurses über die Ziele der nachhaltigen Entwicklung (Huneke 2006: 69).
3. Operatives *Transformationswissen* betrifft wirksame Methoden und Konzepte für ein zielorientiertes Handeln sowie die Bedingungen für gelingende sozial-ökologische Umgestaltungen (Becker et al. 2006: 494). Es beschreibt auf einer operativen Ebene Strategien, wie die nachhaltige Entwicklung auf der Grundlage der vorgefundenen Bedingungen in gesellschaftliches Handeln umgesetzt werden kann (Huneke 2006: 70).

Für die vorliegende Forschungsarbeit sollen alle drei Wissensarten bei der Erarbeitung der Ergebnisse einbezogen werden. Erstens hat dies methodisch den Sinn, sowohl wissenschaftliche Fundierung und „soziale Robustheit“ (Modus 2) zu verbinden. Zweitens zielt das Generieren von Transformationswissen darauf, entsprechend realistische Wege für operative Umsetzungsmöglichkeiten zu erforschen.

Im Forschungsprozess wird demnach folgendermaßen vorgegangen:

1. Anhand des Forschungsstands sollen Ergebnisse und Thesen über die Erfordernisse zur Stabilität und Nachhaltigkeit sozialer Gebilde in Form von theoretisch hergeleiteten *sozial-*

⁷ Jedoch in Bezug zu früheren Ansätzen (Becker et al. 2006: 30f) wie der social ecology der Chicago-Schule (McKenzie 1968) oder der Humanökologie (Glaeser 1989).

nachhaltigen Prinzipien zusammengetragen werden (Zusammentragen von vorhandenem System- und Orientierungswissen).

2. Diese Ergebnisse und Thesen sollen als Prinzipien empirisch überprüft und weiterentwickelt werden (Generierung von empirisch unterfüttertem Orientierungswissen).
3. Daraus werden *sozial-nachhaltige Prinzipien*, die auch Strukturfordernisse der Organisation und Regelung sozialer Gebilde einschließen erforscht und entwickelt werden, die zur Umsetzung nachhaltiger Lebensweise – von der sozialen Dimension her – führen (Generierung von Transformationswissen).

2.2.1 Generierung von Transformationswissen

Zur Generierung von realistischem Transformationswissen wird sich an den Prinzipien der „Modus 2“-Forschung orientiert: Anwendungsorientierung, Kontextualisierung, Produktion von sozial robustem Wissen, neue Formen der Qualitätskontrolle, gesellschaftliche Verantwortung und Transdisziplinarität (vgl. Kap. 2.1).

Forschungsstrategisch erscheinen dabei zwei weitere Orientierungspunkte von Bedeutung:

Erforschung von Wandlungsprozessen: Wissenschaftliche Analysen, die Zusammenhänge zwischen kulturellen Ursachen und der ökologischen Krise bestrebt sind aufzudecken, sehen das naturalistisch ökologische Weltbild, nach dem die Gesellschaft und das Individuum immer tiefer und fataler in die Natur eingreifen mit seiner basalen Trennung von Natur, Gesellschaft und Individuum als „begrifflich unhaltbar, wie empirisch unscharf“ (Reusswig 1993: 9). In der ökologischen Krise geht es nicht primär um die Gefährdung der Natur durch die Gesellschaft, sondern um die Selbstgefährdung der Gesellschaft und schließlich Menschheit durch die spezifischen Ausprägungen derjenigen Naturverhältnisse, die sie unterhält. Somit sind es die gesellschaftlichen Naturverhältnisse und damit das zugrunde liegende kulturelle Paradigma, das in eine Krise geraten ist. Diese Krise macht sich an einem Kontroll- und Stabilitätsverlust bemerkbar, durch den genau jene verleugnete Einheit von Natur und Gesellschaft zum Vorschein kommt (Becker et al. 2006; vgl. auch Latour 2001). So können Müll, Gift, Strahlung und Zivilisationskrankheiten vielleicht als auftretende Verwerfungserscheinungen am vergessenen und verdrängten Schnittpunkt von Natur und Kultur beschrieben werden (vgl. Reusswig 1993: 10).

Die nachhaltige Entwicklungs- und Reproduktionsfähigkeit einer Gesellschaft hängt hochgradig von ihrem Vermögen ab, die Verhältnisse zur Natur und innerhalb der Gesellschaft dynamisch zu regulieren. Die Veränderungen sozialer, kultureller und ökologischer Wirkzusammenhänge werden als **sozial-ökologische Transformation** bezeichnet (vgl. Becker et al. 2006: 259). In engem Zusammenhang mit dem Nachhaltigkeitsdiskurs sind der Integrationsaspekt sozialer, ökonomischer und ökologischer Dimensionen und Interessen sowie das inter- und intragenerative Gerechtigkeitspostulat impliziert. Dieser sozial-ökologische Formwandel unterscheidet sich daher fundamental von linear-evolutionistischen, modernistischen Entwicklungskonzepten.

Transformation ist in der sozialen Ökologie eine analytische Kategorie, die sich auf die Entwicklungs- und Reproduktionsfähigkeit von Gesellschaften und ihren natürlichen Lebensgrundlagen bezieht. Sie bezeichnet die historische Veränderung der Natur-Gesellschaft-Beziehungsmuster und die darauf bezogenen Regulationen (Becker et al. 2006: 493). Dabei ist das Ziel von Regulation das Gestalten nachhaltiger Entwicklungskontexte.

„Wir schlagen mit der **sozial-ökologischen Transformation** dagegen eine Charakteristik gegenwärtiger Gesellschaften vor, mit der das sich ständig verändernde Beziehungsgeflecht von natürlichen und gesellschaftlichen Prozessen in ihrer geschichtlichen Dynamik angesprochen ist, in welcher die Zeitordnung selbst sich ständig

ändert und zu einer Passage wird, zu einem Überschreiten, Umbrechen und ständigen Neuschöpfen. Die Kontinuität besteht in der *permanenten Organisation des Wandels*, Überschreitens. Motor dieser Übergänge sind stete Überwindungsstrategien bzw. das Abwehren von Krisen, die durch das System selbst bzw. die jeweiligen Nebenfolgen verursacht werden“ (Becker et al. 2006: 264f; Hervorhebungen: I.K.).

Als zentrales Element der sozial-ökologischen Transformation nach Becker et al. kann somit die Balance von Stoffströmen und der Erhalt von sozialen Systemen genannt werden. Damit ist die Transformation ein Gestaltungsprozess, um die Balance aufrechtzuerhalten. Es wird sich zudem an den „natürlichen Tragfähigkeitsgrenzen“ – auch oder gerade wenn diese flexibel sind – orientiert. Dabei geht es weniger um die Natur, sondern um die gesellschaftlichen Naturverhältnisse (ebd.). *Transformation* ist eine permanente Organisation des Wandels. Es stellt sich die Frage, wie solche Übergänge gesteuert werden können.

Als Beispiel eines Transformationswissen generierenden Makroansatzes kann Bruno Latours „Parlament der Dinge“ (2001) angeführt werden. Seinen Forschungsergebnissen zufolge führt kein Weg an einer politischen Ökologie vorbei, die die illusorische Dichotomisierung von Natur und Gesellschaft, Politik und Wissenschaft überwindet und eine Form der Ordnung schafft, die letztlich auf die „Zusammensetzung einer gemeinsamen Welt“ als permanenten Prozess gerichtet ist (Latour 2001: 32). Dieses Kollektiv darf sich nicht am bisherigen objektivierenden Naturbegriff orientieren, der durch die Aufteilung in Tatsachen, für deren Erforschung die Wissenschaft zuständig ist, und Werte, die in der Politik ausgetragen werden, jeweils voreilige Vereinheitlichung erzeugt.

Der Mythos der objektiven, rettenden Wissenschaft und des unwissenden Individuums kann nur aufrechterhalten werden, wenn das Individuum von allen anderen abgeschnitten wird und damit auf die wahrheits- und wertedefinierenden Informationen und Regelungen von Wissenschaft und Politik angewiesen ist. „Kurz: ohne eine bestimmte Definition von Soziologie ist eine epistemologische Polizei undenkbar“ (Latour 2001: 29). Die Sozialwissenschaften hätten eine nützlichere Rolle anstelle der Akteure die Kräfte zu definieren, von denen jene ohne ihr Wissen manipuliert werden. Sie wären „unerlässlich, sofern sie dazu dienen, dem Kollektiv immer wieder neue Versionen für das vorzuschlagen, was es sein könnte“ (ebd.: 281).⁸

Latours Folgerungen von einer dekonstruktivistischen Warte aus lassen einen individuell – emanzipatorischen Prozess im Zuge der Aufhebung der Dichotomien und des Aufbaus der gemeinsamen Welt erahnen, werden aber nur auf politischer und makrosoziologischer Ebene ausgeführt. Dass aber der Aufbau einer gemeinsamen Welt kein Abstraktes von oben gesteuertes Unternehmen bleiben kann, liegt seiner Argumentation der Aufhebung definitorischer Machtinstanzen auf Makroebene implizit zugrunde. Daran schließt sich unmittelbar die Frage nach Akteuren für sozial-ökologische Transformationsprozesse in Richtung Nachhaltigkeit an:

Akteursfrage: Aus einer umfassenden wissenschaftsanalytischen Studie zu nachhaltiger Entwicklung in Deutschland ist ein „integratives Konzept“ nachhaltiger Entwicklung entstanden.⁹ Allerdings nimmt das Konzept die Umsetzung und Akteursebene betreffend letztlich eine global „hypothetische“ Handlungsperspektive ein, mit der sich eher implizit an globale, politische Akteure gewandt wird. Der Nachhaltigkeitsdiskurs, der die Akteure primär im staatlichen und wirtschaftlichen Be-

⁸ Latours Folgerungen einer politischen Ökologie laufen nach der Einberufung eines Parlaments mit einer einbeziehenden und einer ordnenden Gewalt auf das kollektive Experiment des „fortschreitenden Zusammensetzens einer guten gemeinsamen Welt“ (Latour 2001: 304) hinaus. Der Staat der politischen Ökologie muss erst noch erfunden werden und beruht „auf der Qualität der Verlaufkontrolle des kollektiven Experiments“, die die Kunst der Diplomatie statt die der Herrschaft nutzen muss (ebd.: 307).

⁹ Die Studie kam durch ein Verbundprojekt mehrerer Forschungszentren und unter weit angelegter Expertenberatung zustande (Kopfmüller et al. 2001).

reich verortet (Luks 2002; Rogall 2003), bleibt aber den Strukturen gesellschaftlich funktionaler Differenzierung verhaftet.

In der politischen Ökologie liegt die Akteursorientierung quer zu den politisierenden Fragestellungen (Blaikie 1999). Mit einer Akteursanalyse lassen sich auch Interessensbezüge und Durchsetzungsstrategien im Zusammenhang mit Umwelthandeln und dem Konstruieren von Umweltbildern untersuchen (vgl. Krings et al. 2001: 95). (Umwelt-)Akteure können sowohl Individuen als auch soziale Gruppen oder Organisationen sein. Unterschieden wird zwischen *place-based-actors* auf lokaler Ebene, die direkt von der Natur und ihren Ressourcen abhängig sind (Kleinbauern, Fischer etc.), und *non-place-based-actors*, die als Staatsangestellte oder Manager transnationaler Konzerne auf nationaler oder globaler Ebene agieren (vgl. Krings et al. 2001: 96).¹⁰

Die Frage stellt sich, welche Akteure als Entwickler, Träger oder Multiplikatoren des gesuchten Transformationswissens fungieren können.

2.2.2 Gütekriterien für Nachhaltigkeitsforschung

Wissensproduktion in der Nachhaltigkeitsforschung steht vor besonderen Herausforderungen, weil es keine umfassende Theorie oder Methode gibt, sondern Problemlösungsorientierung. Andere Methoden der Qualitätssicherung können hier Methodenreflexion und transparente Darstellung der Forschungsverfahren leisten (vgl. Nölting et al. 2004). Nachhaltigkeitsforschung ist erstens normativ und muss konkurrierende Werte und Ziele einbeziehen und unterschiedliche Interessen berücksichtigen. Zweitens ist sie integrativ und transdisziplinär, darf sich nicht auf eine spezialisierte Perspektive beschränken und muss sich an der Wirklichkeit bewähren (Empirie). Und drittens ist sie partizipativ, weil Problemdefinitionen und Bewertungen nicht in der Hoheit der Wissenschaft liegen können und Handlungsstrategien nur Wirksamkeit haben können, wenn sie von den Akteuren gewollt und verstanden sind (ebd.).

„Nachhaltigkeitsforschung expliziert und bearbeitet Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen symbolischen und materiellen Dimensionen und leuchtet die ‚toten Winkel‘ aus, die Fachdisziplinen und spezialisierte Funktionslogiken nicht erfassen. Zu diesem Zweck integriert sie das Wissen verschiedener Akteure aus Wissenschaft und Praxis mit Bezug auf ein konkretes Problem“ (vgl. Nölting et al. 2004). Nachhaltigkeitsforschung braucht eine integrative Herangehensweise, die Nachhaltigkeitsproblemen gerecht werden kann, ebenso wie eine transparente und begründete Fokussierung auf überschaubare Teilprobleme mit methodisch bearbeitbaren Fragestellungen: eine Balance zwischen Integration und Fokussierung (ebd.).

Zur Evaluierung von Nachhaltigkeitsforschung braucht es Standards, die auf der Prozessebene der problembezogenen Methodenentwicklung und -dokumentation ansetzen. Nölting et al. (2004) stellen eine Vorgehensweise zur Diskussion, bei der sich die Qualität der Forschung an der *Reflexion über methodische Spannungsfelder* und der *transparenten Darstellung problemspezifischer Forschungsverfahren* bemisst. Anhand der dort entwickelten Schlüsselfragen wird die Autorin dieses Forschungsprojekts sich einer Selbstevaluation unterziehen (vgl. Kapitel 12.1).

¹⁰ In der Politischen Ökologie werden „place-based-actors“ als an ihr Land gebundene Individuen und Bevölkerungsgruppen auf lokaler Ebene bezeichnet, „non-place-based-actors“ als übergeordnete Entscheidungsträger auf nationaler und internationaler politischer und wirtschaftlicher Ebene, die auch als lokale Akteure in Erscheinung treten (vgl. Krings et al. 2001: 96).

2.2.3 Integrative Forschungsstrategie zur Erwerbung von Transformationswissen

Die sozialwissenschaftliche Umweltforschung analysiert Werthaltungen und Umweltbewusstsein, richtet ihren Blick aber nur ungenügend auf übergeordnete Paradigmen. Beckmann (1998: 26) plädiert für die vernachlässigte Untersuchung der Einflusskette herrschendes Paradigma – Werthaltungen – Ökologieüberzeugungen – Umweltbewusstsein – Verhalten (und den jeweiligen Rückkopplungen zum Paradigma). Denn nach Dunlap und van Liere (1978) handelt es sich bei der Umweltkrise um eine **Krise von sozialen Paradigmen** zwischen dem „dominant social paradigm“ (DSP) westlicher Industriegesellschaften und dem alternativen „new environmental paradigm“ (NEP). Das DSP ist in die Krise geraten, weil es weder nachhaltig noch stabil ist: „Die grundlegenden Elemente des DSP – technologischer Optimismus, liberalistische Demokratie basierend auf Privateigentum und atomisierten Individualismus, und Wirtschaftsdenken geprägt von Eigeninteresse und Bedürfniserfüllung in relativ freien Märkten – führen letztlich zur ‚tragedy of the commons‘, in der Nutzenmaximierung die Zerstörung genau der Ressourcen fördert, die für das Leben auf annehmbarem Wohlstandniveau erforderlich sind“ (vgl. Beckmann 1998: 25).

Der Hinderungsgrund der Synthese liegt in beschränkten Perspektiven. Die sich konfrontativ gegenüberstehenden Paradigmen argumentieren aus ihrer eigenen Weltsicht und können somit nicht zu gegenseitigem Verständnis gelangen. Erst ein Diskurs, der in eine neue Rationalität mündet, kann zu einem Konsens durch eine Synthese beider Paradigmen führen, wie in Abb. 2 dargestellt (vgl. Beckmann 1998: 27).

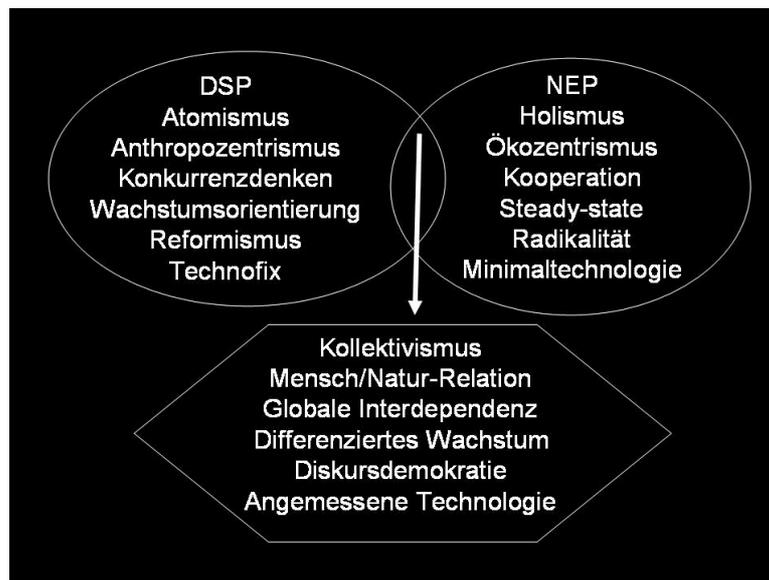


Abb. 2: Ein neues Paradigma? (Quelle: Beckmann 1998: 28).

Die Schwierigkeit der **Etablierung eines neuen Paradigmas** besteht vor allem darin, geeignete Diskussionsforen zu finden, in denen die Spielregeln und Ergebnisse nicht von vorneherein nach den alten Regeln bestimmt werden. Nur wenn beide Seiten offen für einen Dialog sind und bereit, sich in die Rationalität des anderen Paradigmas hineinzusetzen, kann eine neue Weltsicht entwickelt werden (Beckmann 1998: 28). Ein realistischer Weg zur Umsetzung nachhaltiger Lebensweisen – und genauso gilt dies für integrative Nachhaltigkeitsforschung – muss also die Integration verschie-

dener Paradigmen und Interesse berücksichtigen und aus einer Metaperspektive eine Synthese anstreben.

Aber die Erkenntnis der Pluralität von Sichtweisen muss nicht notgedrungen zu Relativismus oder Nihilismus führen (vgl. Asselt et al. 2003: 73). Die „pluralistic methodology“ von Asselt (2000) zur Entwicklung integrierter, multiperspektivischer Bewertungen sieht zunächst eine „Choice of meta-perspective“ vor, die etwas allgemeiner nach Gottschalk-Mazouz et al. (2003: 9) durch eine *integrative Methodik* (Integrationsstrategie) erlangt wird, die von These und Antithese zur Synthese führt. Damit werden unterschiedliche Positionen gleichermaßen integriert, wobei so höherstufig mit Dissensen umgegangen wird. Da Ungewissheiten und Unsicherheiten Dissense begründen und umgekehrt (Mazouz 2003: 204), kann eine *kognitive Wissenserweiterung durch integrierende Synthese* verfolgt werden.

Auch die humanökologische Arbeitsweise basiert auf den Prinzipien des ganzheitlichen Denkens, eines integrativen Ansatzes sowie der paradigmatischen Bearbeitung von Fallbeispielen. Charakteristisch ist die problemorientierte Vorgehensweise, die aufgrund der Vielschichtigkeit von Problemen zu multidisziplinären und schließlich *integrativen Ansätzen* nötigt (Glaeser 1989: 35). Die *Integration von Wissen* erfolgt dabei auf kognitiver Ebene. Es geht dabei beispielsweise um die Definition von Problemen, das Erstellen von Erkenntnisinteressen und die Anwendung von Verfahren der Komplexitätsreduktion (Huneke 2006: 52f). Die genauen Prozesse müssen kognitiv responsiv und erst im Forschungsprozess selbst konkret ermittelt werden. Dabei werden die Untersuchungsgegenstände in das umfassendere Gesamtphänomen integriert. Horizontale und vertikale Integration bezeichnet die Integration aus verschiedenen Disziplinen und das Wissen aus Forschung und Praxis (Huneke 2006: 63; vgl. auch Gottschalk-Mazouz et al. 2003: 9).

Um realistische Möglichkeiten und Fragmente einer nachhaltigen Lebensweise zu entwickeln und zu generieren, ist eine multiple Positionen und Einflüsse einbeziehende Methodik vonnöten.

Es wird in der Arbeit also bewusst verzichtet, sich auf einen theoretischen Ansatz zu beschränken, um diesen nach deduktiver Methode empirisch zu überprüfen. Vielmehr wird anhand der Frage- und Problemstellung eine themen- und thesengeleitete Diskussion relevanter Ansätze vorgenommen, um weniger in theoretische Details aber aus einer Metaperspektive überhaupt explorativ nach neuen Relevanzen für sozial-nachhaltige Prinzipien zu forschen.

2.3 Nachhaltigkeit und die Entstehung sozialer Regelungsstrukturen

Die Erforschung nachhaltiger Lebensweisen kann nicht konstitutiv sein. Sie ist vielmehr *potentiell*, da es nicht um „objektive Zustandsbeschreibungen“, sondern um Handlungsstrategien geht (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 42f). Die Potentiale zu untersuchen geht somit über eine Zustandsanalyse hinaus. Gerade deshalb muss sich eine solche Forschungsstrategie zudem in einen ständigen Lernprozess begeben, „in dem sowohl die deskriptiven als auch die normativen Anteile einer Weiterentwicklung unterworfen werden“ (Kopfmüller et al. 2001: 351). Somit wird sowohl vom Wissen zum Handeln (orientierender Zugang), als auch vom Handeln zum Wissen (experimenteller Zugang) geforscht (ebd.: 373).

Forschungsstrategisch lässt sich festhalten, dass aufgrund von Komplexität, Unsicherheit, Normativität (vgl. Kap. 2.1) und der Bewertungsproblematik in gesellschaftlichen Konfliktfeldern „eine Entwicklung in Richtung Nachhaltigkeit nur als offener Prozess mit erheblichen Lernmöglichkeiten und Lernnotwendigkeiten in einer offenen Gesellschaft gestaltet werden kann. Jeder einzelne Schritt kann trotz der Langfristanforderungen [...] nur inkrementell erfolgen“ (Kopfmüller et al. 2001: 351),

allerdings nicht in beliebiger, sondern in einer auf das Nachhaltigkeitsprinzip bezogenen Weise (ebd.).

Um tiefer gehende Ursachen im Zusammenhang mit sozialen Organisationsstrukturen zu erforschen und um Transformationswissen generieren zu können, wird das Augenmerk nicht auf vorhandene Strukturen, im Falle der sozialen Dimension soziale Regelungsstrukturen selbst, gerichtet, die ein Resultat sozialer Prozesse sind. Dies ist der Ansatz der vorgestellten Indikatorenmodelle (vgl. Kap.1.2.2). Stattdessen wird eine kausal vorgängige Meta-Perspektive eingenommen, die nach dem *Prozess der Entstehung sozialer Regelungsstrukturen* fragt. Untersuchungsthema muss dabei vor allem die soziologische Dimension als Zusammenhang zwischen individuellen Handlungsmotivationen und sozialen Regelungsstrukturen sein. Damit rückt ein Forschungsfeld ins Visier, in dem entsprechend motivierte Akteure „von unten“ interessant werden, die ihren Handlungsbereich auf alltagspraktischer Ebene haben.

Transformationswissen in Richtung sozialer Nachhaltigkeit kann nicht allein aus vorhandenen, abstrakten Moraltheorien hergeleitet werden. Vielmehr muss derjenige Prozess der Entstehung sozialer Regelungsstrukturen beleuchtet werden, der sich aus dem alltagspraktischen Handeln ergibt. Das Alltagshandeln wird in der Lebensweise ausgedrückt.

Demnach soll zunächst bewusst eine Offenheit für die Bestimmung von Kriterien sozialer Nachhaltigkeit gewahrt bleiben und ein Bezug zur Maxime der UN, die auch der Studie von Empacher et al. zugrunde liegt (vgl. Empacher et al. 1999: 15) verwendet werden: „Menschliche Entwicklung wird als ein Prozess definiert, der die *Entscheidungsmöglichkeiten der Menschen auf allen Ebenen erweitert*“ (vgl. UNDP 1998). Als ökologische Orientierung wird das Grundprinzip nach Bossel (1998) und Simon (2004), die *Lebens- und Entwicklungsfähigkeit zu optimieren* allgemein verwendet, ohne es auf begrenzte, spezifische soziale und kulturelle Einheiten zu beziehen. Es basiert auf dem systemtheoretischen Ansatz, stets so zu handeln, dass die Kontingenzen (Möglichkeiten) erweitert werden (von Foerster et al. 1999). In diesem Sinne wird ein Forschungsansatz verfolgt, der solche Entstehungsprozesse sozialer Regelungsstrukturen beforcht, die auf *Möglichkeitserweiterung* und damit nachhaltige Entwicklung grundlegend ausgerichtet sind.

Eine grundsätzliche Kontroverse besteht darin, wie Leitorientierungen zustande kommen sollen. Die eine Seite plädiert für eine normativ-ethische Orientierung am Leitbild der Gerechtigkeit, die andere Seite steht für eine durch Interessen- und Akteursgruppen gewachsene partizipative Entwicklung (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 29). Die wesentliche Stärke eines integrativen Ansatzes besteht in der Einbeziehung aller Faktoren und nicht in der Beschränkung auf eine Ursache oder Strategie, z.B. die Anwendung sowohl der Effizienz- als auch der Suffizienzstrategie¹¹. Die Herausforderung besteht in der Verbindung der Positionen, die oft nur durch eine höherstufige, erweiterte Sichtweise erlangt werden kann.

¹¹ Während die Effizienzstrategie auf energiesparendere Technologie setzt, verfolgt die Suffizienzstrategie eine veränderte Lebensweise, die weniger Konsum benötigt (Genügsamkeit).

3. Theoretische Herleitung sozial-nachhaltiger Prinzipien

Die in den vorherigen Kapiteln zusammengetragenen und erläuterten Leitbilder und Forschungsansätze zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit und den wissenschaftstheoretischen Vorüberlegungen haben zur Frage nach Entstehungsprozessen sozialer Ordnungs- und Regelungsstrukturen geführt. Es wird nun im ersten Schritt *Systemwissen* und *Orientierungswissen* zur Fragestellung zusammengetragen. Dieses wird aus relevanten Forschungsbereichen um das Thema „soziale Aspekte nachhaltiger Lebensweise“ erarbeitet. Die daraus abgeleiteten Kriterien werden in Form eines *Nachhaltigkeitsprinzipienkatalogs* zusammengetragen, der dann als theoretische Grundlage für den empirischen Forschungsprozess fungieren wird.

3.1 Nachhaltige Lebensweise

Nachhaltige Lebensweise ist zweifelsohne ein komplexes und umfassendes Gebiet. Mit der zuvor erarbeiteten problemlösungsorientierten Methodik und dem Vorgehen, sozial-nachhaltige Prinzipien zu suchen, wird zunächst erörtert, was (nachhaltige) Lebensweise ausmachen muss und was deren Problematik, die in die Nicht-Nachhaltigkeit führt(e), ist.

Reusswig bezeichnet mit Lebensweise „das dominante Muster aus Produktion, Konsumtion, politischer Regulation und kultureller Definition einer ganzen Gesellschaft“ (Reusswig 1994: 37). Somit ist sie das „eigentliche Substrat der ökologischen Lebensstil-Debatte“, weil die ökologischen Probleme zuallererst auf eine gesamtgesellschaftliche Lebensweise zurückzuführen und erst sekundär in der berechtigten Pluralität der Lebensstile zu suchen sind (ebd.).

Eine Transformation der Lebensweise ist also fundamental für die Umsetzung von sozial-nachhaltigen Prinzipien. Lebensweise verbindet die individuelle Handlungsebene der Lebensstile mit der Ebene gesellschaftlicher Strukturen. Dabei gibt es individuelle Hemmnisse und strukturelle Barrieren, die wiederum gegenseitig die Verwirklichung einer nachhaltigen Lebensweise behindern. Es sei kurz angedeutet, was deren wesentliche Problematiken hierzulande ausmacht.

Für die Generierung von Transformationswissen gibt es für beide Ebenen Ansätze, die im Folgenden als Anhaltspunkte für weitere Forschungsthemen angerissen werden.

3.1.1 Individuelle Hemmnisse

Sind die Möglichkeiten, sich ökologisch zu verhalten, aufgrund von Bildung und/oder Ressourcen vorhanden, ist trotzdem eine Differenz zwischen hohem Umweltwissen (oder -bewusstsein) und niedrigem tatsächlichem Umwelthandeln (vgl. Pöferl 2000) vorhanden. Wenn man anhand einzelner ökologischer Verhaltensweisen von Mülltrennung über Radfahren bis Strom sparen nach ökologischen Lebensstilgruppen sucht, stößt man am ehesten auf eine arme Rentnerin, die selten aus dem Haus geht, sparsam lebt und keine exotischen Lebensmittel kauft (vgl. de Haan et al. 1996). „Die Umweltbewusstseinsforschung – wie auch die Umweltbildung – operiert ohne Leitbild“ (ebd.).

Da der Umorientierungsprozess mit dem Ziel einer nachhaltigen Entwicklung nicht von außen gesteuert oder von oben verordnet werden kann, könnten Lebensstile für die Politik in der Rolle des Kommunikators und Mediators wichtige Vermittlungsgröße zur Überwindung von Handlungsbarrieren auf politischer und sozialer Mesoebene sein (Reusswig 1999: 66). Für den Abbau von Handlungsbarrieren und die Umstellung der Lebensweise in Richtung ökologische Verantwortung wurde versucht, „Überwindungsstrategien“ für die verschiedenen Lebensstilgruppen herauszufinden, die zum Handeln mit ökologischen Resultaten motivieren sollten. In Tab.1 sind diese Strategien grob

aufsummiert und wie viel Prozent der Bevölkerung mit der jeweiligen Strategie zu ökologischem Handeln motiviert werden könnten.

Tab. 1: Nachhaltige Umsetzungsstrategien (für die verschiedenen Lebensstilgruppen zusammengerechnet zum Bevölkerungsanteil) in Deutschland (nach Reusswig 1999).

Ökologie als...	Bevölkerungsanteil, der mit dieser Strategie erreicht werden könnte in %
Trend, Mode	46
Suffizienz, nicht-materieller Genuss, weniger ist mehr	30
Kreativität, Selbstverwirklichung (selbst machen statt Konsum)	27
Lebensqualität	25
Lösen von Alltagsproblemen	25
Normalität	25
Fun & action	24
und in Vereinskultur	21
Gesundheit	20
Bildung fördern	17
ästhetisch-distinktiv	15

Bei Ansätzen, die nur auf der individuellen Handlungsebene Transformationswissen zu generieren versuchen, werden sekundäre Lockmittel zur Motivation, sich ökologisch zu verhalten, eingesetzt. Dadurch kann zwar vorübergehend ökologisches Verhalten angestoßen werden, aber keine grundlegende, dauerhafte Motivation gesichert werden. Ein intrinsisch motiviertes, ökologisch verantwortliches Verhalten können dem Wirtschaftswissenschaftler Gerhard Scherhorn nach nur selbstbestimmte Menschen entwickeln, weil sie ihrer Mitwelt auch Selbstbestimmung zugestehen und dadurch erst das Gefühl der Empathie und Verbundenheit entwickeln können.¹²

Demnach sind die Erziehung und Sozialisation zu selbstverantwortlichen Persönlichkeiten und die Mitgestaltbarkeit des Lebensumfeldes durch die Beteiligten wichtige Strukturprinzipien zur Unterstützung nachhaltigen Handelns.

Die tiefere Ursache für nicht-nachhaltiges Verhalten sieht der Humanökologe Kilchenmann darin, dass die Menschen zu ihrer Umwelt ein ähnlich indifferentes Verhältnis haben, wie zu ihrem eigenen Körper. Es gibt nur wenige Menschen, die ihren Körper bewusst schonen, die meisten ruinieren ihn. „Ähnlich treiben wir es mit dem menschlichen Lebensraum, der Umwelt, in der wir leben“ (Kilchenmann 1991: VI). Diese offenkundige Diskrepanz zwischen Denken und Handeln liegt also nicht nur im Denken und im Handeln selbst, sondern in der fehlenden Verbindung beider.

Mit dem Forschungsvorhaben über die soziale Dimension der Nachhaltigkeit soll in Bereiche menschlichen Handelns und deren Motivation vorgedrungen werden, die sich nicht an Marktanalysen und Trendforschungsergebnissen orientieren, sondern nach fundamentalen Aspekten menschlicher Bedürfnisse fragt.

¹² Im Gegensatz dazu haben Menschen mit heteronomer Orientierung einen eingeschränkten Zugang zu den eigenen Bedürfnissen und damit auch zu denen anderer und zu ökologischen „Erfordernissen“ (Scherhorn 1997).

Dabei wird der zentrale Aspekt der *Suffizienz* im Zusammenhang mit nachhaltiger Lebensweise relevant. In der Nachhaltigkeitsforschung wird darunter eine Lebens- und Wirtschaftsweise verstanden, die dem Überverbrauch von Gütern und damit von Stoffen und Energie ein Ende setzt (Winterfeld 2007). Das Thema ist umstritten, weil es sich bisher vor allem auf Konsumverzicht bezieht. Es gibt allerdings Untersuchungen, dass ab einem gewissen Grad, der in industrialisierten Ländern von der Mehrheit der Bevölkerung erreicht ist, Mehrkonsum nicht zu Lebensqualitätssteigerung führt, sondern nur noch der Prestigesteigerung dient¹³. Insofern würde nicht nur im Hinblick auf nachhaltige Lebensweise, sondern auch auf eine Steigerung der Lebensqualität die Frage nach der Befriedigung immaterieller Bedürfnisse wie soziale und psychische Zufriedenheit und Selbstverwirklichung relevant¹⁴. Mit der Steigerung dieser immateriellen Lebensqualitätsaspekte ist die Aussicht also hoch, einen grundlegenden Wandel in der Lebensweise erzielen zu können und potentielle „kompensatorische Ersatzbefriedigungen“ zu überwinden. Damit würde das Thema Suffizienz auf eine andere Ebene gehoben. Es geht nicht mehr um Verzicht, sondern um Gewinn durch die Entwicklung der Lebensqualität in anderen Bereichen als der materiell eigentlich gesättigten bzw. übersättigten.

Ein Weg zur Ermittlung einer nachhaltigen Lebensweise könnte sich an wissenschaftlich ermittelten Grundrichtwerten für Lebensqualität orientieren, wie es beispielsweise Martha Nussbaum aus einer kommunitaristisch-normativen Position heraus vorschlägt (vgl. Nussbaum 1993). Solche Maßstäbe erfordern allerdings komplizierte Forschung aufgrund verschiedener kultureller und naturräumlicher Hintergründe mit unsicheren Ergebnissen und sind aufgrund von Zuschreibung von Bedürfnisnormen umstritten. Zum anderen wurde im vorherigen Abschnitt die Gefahr für die Beschränkung der Forschung auf ein kulturelles Paradigma und damit verbundene naturalistische Fehlschlüsse und Unfähigkeit weiterer Möglichkeitenwahrnehmung deutlich. Durch eine statisch globale Bedürfnisnorm würde der Raum für das Entwicklungspotential anderer Bedürfnisse, die sich vielleicht als zukunftsfähiger erweisen könnten, fehlen.

Um also ohne eine beschränkte Normierung für Lebensqualitätsmerkmale auszukommen, soll das Augenmerk vielmehr auf die *Entstehung* der Bedürfnisse gerichtet werden. Demnach stellt sich beispielsweise die Frage, wie eine Handlungsbefähigung zur individuellen Entwicklung einer „*sinnigen Sinnlichkeit*“ initiiert werden kann, „die ihr Wohlgefühl, ihre Entwicklung und ihren Reichtum nur in weitgehender Harmonie mit den anderen Wesen dieser Welt“ findet (Hosang 2000: 124).¹⁵

Dabei gilt eine verstehende, akzeptierende Herangehensweise:

„Menschliche Emotionen zu verstehen und einzuordnen ist ein Teilaspekt der angewandten Humanökologie: Sollen humanökologische Notwendigkeiten in die Tat umgesetzt werden, so müssen ja *Menschen* dafür gewonnen werden. Beim Menschen aber stehen Ratio und Emotionen in intensiver Wechselwirkung, vor allem, wenn es um Entscheidungen und Impulse zum Handeln geht. Darum gilt es, die Ratio *und* die Emotionen von Menschen zu gewinnen; und die Emotionen gewinnt man nur, wenn man sie anerkennt, versteht, und die Menschen dann auf dieser Basis anzusprechen vermag“ (Hassenstein 1989: 18f).

¹³ vgl. dazu eine bereits ältere Studie des britischen Soziologen Hirsch 1978; auch Kaltenborn 1997.

¹⁴ Vgl. dazu die Bedürfnispyramide des Psychologen Abraham Maslow (1987), in der zuunterst die Befriedigung materieller Bedürfnisse liegt und sich Sicherheit und soziale Kontakte anschließen, während die Selbstverwirklichung an der Spitze steht.

¹⁵ Die Frage ob das Recht auf bestimmte Lebensqualitätsmerkmale normiert werden soll oder eine *sinnige Sinnlichkeit* gelehrt werden sollte, könnte mit der anschaulichen Metapher, ob alle Wege gepolstert werden sollten, oder man die Individuen lehrt, zweckmäßiges Schuhwerk anzulegen, verglichen werden.

3.1.2 Strukturelle Barrieren

Als Anhaltspunkt kann der Zugang zu Ressourcen gesehen werden. Im Brundtlandbericht heißt es: „Viele Probleme von Ressourcenerschöpfung und Umweltbelastung resultieren aus Ungleichheiten wirtschaftlicher und politischer Macht. [...] Die Durchsetzung des gemeinsamen Interesses scheitert oft daran, daß politische Rechtsgebiete und die Gebiete des Einflusses nicht übereinstimmen“ (Hauff 1987: 50ff).

Relevant für die soziale Frage nachhaltiger Lebensweise ist das aus handlungstheoretischer und kulturgeographischer Perspektive beschriebene „ökologisch-soziale Dilemma“ (Huneke 2001: 26f) oder ähnlich das „Allmende-Problem“ (vgl. McCay et al. 1996). Es entsteht, wenn eine begrenzt regenerierbare natürliche Ressource gemeinsam genutzt wird und die Nutzungsstrukturen eine individuelle Bereicherung ermöglichen, wohingegen der Schaden vom Kollektiv getragen werden muss. Solche Strukturen begannen mit privater Bereicherung einzelner Bauern auf Allmendeweiden und kulminierten in der Risikogesellschaft (vgl. Beck 1996), die z.B. die Folgen des verseuchten Mülls von Atomkraftwerksbetreibern zu tragen hat.

Der Forschungsstand um die Lösung von ökologisch-sozialen und auch sozialen Dilemmata zeigt, dass die Kommunikation zwischen den Ressourcennutzern das Nutzungsverhalten verbessert. Da die Konfliktlinie Kooperation versus Konkurrenz ist, ist Kommunikation der erste Schritt, um überhaupt Vertrauen als Voraussetzung für kooperatives Verhalten aufbauen zu können. Gemeinsame Kommunikation und Planung fördert das Zusammengehörigkeits- und Verantwortungsgefühl für die gemeinsame Ressource. In einer kleinen Gruppe kann dem eher nachgekommen werden (vgl. Huneke 2001: 26f).

Es steht also die Frage im Raum, wie soziale Ordnungs- und Regelungsstrukturen gestaltet werden können, damit Verursacher und Folgetragende deckungsgleich sind. Außerdem sind Formen von Besitzstrukturen gefragt, die gemeinschaftliche Verantwortung für gemeinsame Güter und individuellen Freiraum vereinbaren können.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

- Suffiziente Lebensweise bei Schaffung von Lebensqualität. Worauf kann diese Lebensqualität basieren, um intrinsische Motivation zu sozial-nachhaltigen Verhaltensweisen anzustoßen?
- Soziale Ordnungs- und Regelungsstrukturen, in denen Verursacher und Folgetragende deckungsgleich sind. Welche Besitzstrukturen vereinbaren gemeinsame Verantwortung und individuellen Freiraum?

3.2 Initialakteure nachhaltigerer Formen der sozialen Gestaltung

Dass die Anregung zu sinniger, nachhaltiger Bedürfnisbefriedigung keineswegs aus umweltwissenschaftlichen Vernunftskonstrukten oder moralischen Zwangsverzichtsakten kommen müssen, zeigt das wachsende Engagement sozialer Bewegungen. Neben oder gegen die Globalisierung von oben in Form von internationalen Verträgen und Institutionen und multinationalen Konzernen treten nach Schätzungen der UNO weltweit ca. 50.000 umwelt- und sozialaktive Nicht-Regierungs-Organisationen (NRO) als dritte Kraft in Form einer Globalisierung von unten hervor¹⁶ (vgl. Beck 1996: 136). Die Studie Great Transition sieht als wesentliche soziale Initiatorkraft für die mögliche Entwicklungsrichtung zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft die Zivilgesellschaft und soziale Bewegungen:

¹⁶ z.B. ist die Initiative „We are what we do“ (www.wearewhatwedo.de) eine neue, populäre Plattform, die ökologisches Handeln, Lebensqualität und glücklich Sein verbinden.

„Neben internationalen wirtschaftlichen, politischen und zivilgesellschaftlichen Kräften ist die vierte Kraft weniger greifbar, gibt jedoch den Ausschlag. Gemeint ist die wachsame Öffentlichkeit, der die Notwendigkeit von Veränderungen und neuen Werten bewusst ist und die auf mehr Lebensqualität, menschliche Solidarität und ökologische Nachhaltigkeit achten [...] Für Great Transition kommt es entscheidend darauf an, ob sich die verschiedenen Gruppen der Zivilgesellschaft zusammen schließen und auf eine gemeinsame Zielsetzung einigen können [...] Unzählige Einzelinitiativen, die sich teils für lokal begrenzte Projekte, teils mit globalen Ambitionen engagieren, müssten sich dafür abstimmen, eine gemeinsame Grundlage, gemeinsame Prinzipien, gemeinsame Werte zu entwickeln. Erziehungseinrichtungen, spirituelle und wissenschaftliche Gemeinschaften tragen hier besondere Verantwortung“ (Raskin et al. 2003: 63).

Auch Vertreter aus der Umweltsoziologie sehen, dass soziale Bewegungen eine Schlüsselrolle für die Entwicklung und Umsetzung neuer Werte spielen und den Nährboden für institutionelle Reformen durch ein Fundament von unten schaffen (vgl. Diekmann et al. 1996: 22). Nach dem Soziologen Beck stiften globale Gefahren globale Gemeinschaften, wenigstens punktuell und für den historischen Augenblick in Form von Bündnissen zwischen NRO und Regierungen für eine im höheren Sinne legitime Sache: die Rettung der (Um-)Welt (Beck 1996: 139). Das „moderne Welttrottertum“ kennt letztlich kein dagegen, keine Opposition mehr (Beck 1996: 143).

Für eine realistische Umsetzung und fundamentale soziale Verankerung nachhaltiger Lebensweisen unterstreichen diese Aussagen die Wichtigkeit einer intrinsischen Motivation auf individueller Ebene, die sich durch zivilgesellschaftliche statt institutionelle Initialisierung entwickelt und darüber hinaus auf einem breiten gesellschaftlichen Konsens beruhen muss, um umsetzbar zu sein.

Paul Reuber und Günter Wolkersdorfer sehen eines der wichtigsten neuen Forschungsfelder der Politischen Geographie und Politischen Ökologie im Bereich „ökologische Politik, ökologische Bewegungen, politische Konflikte mit ökologischem Bezug“ (Reuber et al. 2001: 8). Dabei müsse der Blickwinkel in dreifacher Hinsicht erweitert werden: Erstens über traditionelle Inhalte politischen Handelns hinaus, zweitens über traditionelle politische Akteure hinaus und drittens über die etablierten Maßstabsebenen des Politischen hinaus (vgl. ebd.). Insofern sind neue soziale Bewegungen und andere, ökologisch orientierte Lebensweisen aus verschiedenen Milieus der Zivilgesellschaft beachtenswerte Untersuchungsfelder bei der Frage nach zukunftsfähigen Lebensweisen.

3.3 Soziale Vergemeinschaftungsprozesse

Wie erörtert, kommt der Erforschung der Entstehungsprozesse sozialer Ordnungsstrukturen aus der Alltagspraxis grundlegende Bedeutung zu, um Transformationswissen für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit zu generieren. Im folgenden Kapitel wird der Forschungsstand und deren weitere Erforschung in Bezug auf die sozial-nachhaltige Forschungsfrage erörtert und diskutiert. Wie sich herausstellen wird, erweisen sich Entstehungsprozesse sozialer Regelungs- und Ordnungsstrukturen als Vergemeinschaftungsprozesse.

Unter Zuhilfenahme der Erforschung von Vergemeinschaftungsprozessen werden die nötigen Begrifflichkeiten für diejenigen sozialen Prozesse, die sich im mesosozialen Bereich bei der Entwicklung sozialer Ordnungsstrukturen abspielen, systematisiert, beschrieben und theoretisch fundiert. Als philosophisch-normativer Bezugsrahmen wird die Kommunitarismus-Debatte zu Hilfe genommen, um Gesellschaftsstrukturen zu suchen und zu entwickeln, die ein ethisch kooperatives und zugleich liberales Miteinander unterstützen.

3.3.1 Genese sozialer Ordnungsstrukturen aus Vergemeinschaftungsprozessen

Ein mesostruktureller Erklärungsansatz zur Entwicklung sozialer Regelungsstrukturen aus der Alltagspraxis ist eine handlungstheoretische Herleitung sozialer Ordnung (vgl. Grundmann 2005). Diese setzt der abstrakt-formalen Begründung liberalistischer und kommunitaristischer Gesellschaftsvertragsideen eine alltagspragmatische Dimension voran bzw. legt sie zugrunde. Weil Individuen immer in schon bestehende Sozialwelten hinein sozialisiert werden, gehen gemeinschaftlich verfasste Sozialordnungen stets den formal rechtlichen Gesellschaftsordnungen voraus. Daraus abgeleitet gilt im Hinblick auf die Forschungsperspektive: „Nicht das sichtbar staatsphilosophisch begründete Regelwerk des sozialen Miteinanders, sondern das im Dunkel millionenfacher *Interaktionspraxen verborgene Regelwerk sozialer Alltagsbeziehungen* ist für den Soziologen von Interesse“ (Grundmann 2005: 155; Hervorhebungen I.K.). Vor diesem Hintergrund handlungstheoretischer Herleitung sozialer Ordnung stellt eine soziologische Gemeinschaftsforschung, die Vergemeinschaftungsprozesse im Zusammenhang moderner Gesellschaften beschreibt, eine theoretische Ausgangsbasis für die im Forschungsinteresse liegenden Entwicklungen für soziale Strukturprinzipien nachhaltiger Lebensweisen dar.

Soziales Handeln lässt sich nicht primär aus individuellen Nutzenkalkülen, sondern aus sozialen Bindungskräften herleiten (Grundmann 2006a: 11; Elias 1991, 1994; Simmel 1983). Demnach fragt soziologische Gemeinschaftsforschung, wie sich soziale Gemeinschaften über gemeinsame Handlungs- und Wertorientierungen und das Maß alltagspraktischer Handlungsbezüge konstituieren und das Zusammenleben organisieren (Grundmann 2006a: 11).

*Gemeinschaftliches Handeln*¹⁷ ist aus handlungstheoretischer Sicht sinnhaft aufeinander bezogenes, auf Dauer gestelltes Handeln im mikro- und mesosozialen Kosmos der konkreten Sozialbeziehungen (Grundmann 2006a: 15; Tönnies 1963, 1981) und stellt eine direkte und persönliche Bezugnahme sozialen Handelns dar. „Es weist einen geringen Formalisierungsgrad auf, umfasst die Personen und deren Lebenswelt als Ganzes und beruht auf *freiwilliger, affektiver Bindung der Akteure*“ (Grundmann 2006a: 15; Hervorhebungen: I.K.).

Eine freiwillige und gewollte Bindung der Akteure ist dabei die konstituierende Kraft von Vergemeinschaftungsprozessen, aus denen *Soziale Gemeinschaften* hervorgehen:

„Aus handlungstheoretischer Perspektive kommt dabei der sozialen Bezugnahme durch die individuellen Akteure selbst eine besondere Bedeutung zu. Wie gesagt: Gemeinschaft muss von den Akteuren ‚gewollt‘ sein. Zwangsgemeinschaften, wie z.B. ideologisch bestimmte Volksgemeinschaften sind daher nicht als soziale Gemeinschaftsformen, sondern als politisch definierte Gemeinschaftstypen zu bezeichnen“ (Grundmann 2005).

Aus dem alltäglichen, wenig formellen Gemeinschaftshandeln erwachsen nach Colemans Sozialtheorie (1997) so genannte *konjunkte Sozialbeziehungen*, die ein hohes Maß an Reziprozität und Verbindlichkeit der beteiligten Akteure aufweisen. Nach Grundmann (2005) sind diese die Grundlage jeder Sozialität. Auch historische Beispiele¹⁸ sozialer Gemeinschaften „verweisen darauf, dass sich soziale Gemeinschaften ‚unterhalb‘ gesellschaftlich verankerter Strukturen etablieren“ (Grundmann 2006a: 21).

¹⁷ Im Gegensatz dazu ist gesellschaftliches Handeln zweckorientiert und abstrahiert (vgl. Tönnies 1963, 1981).

¹⁸ Bezogen auf die Moderne fallen darunter: mittelalterliche Klosterordensgründungen, Dorfgemeinschaften und städtische Kommunen im ausgehenden Mittelalter (Kommunalismus: vgl. Blickle 1991).

Das Gemeinsame wird nicht einfach vorgegeben, sondern konstituiert sich von Innen durch *Aus-handlungsprozesse* und Austauschbeziehungen der Gemeinschaftsmitglieder. Durch dichte Austauschbeziehungen, verbunden mit einem Maß an sozialer Intimität, ergeben sich zugleich Abgrenzungen nach außen. Mit den sozialen Gemeinschaftsbeziehungen entsteht eine Art von kleinräumiger Öffentlichkeit (Grundmann 2006a: 21). Die sich darin abspielenden sozialen *Vergemeinschaftungsprozesse* (vgl. Weber 1964; Opielka 2006: 41) entstehen durch Sozialität, Solidarität und Verlässlichkeit sowie das sinnhaft aufeinander bezogene affektive Handeln der Mitglieder. Dabei stellt sich weniger die Frage nach Gleichheit/Ungleichheit, sondern „vielmehr die nach den individuellen Handlungsspielräumen“ (Grundmann 2005: 159). Individualität als Merkmalbeschreibung einer Person, Identität und gesellschaftlicher Seinsmodus wird demnach erst in gemeinschaftlichen, direkten Handlungsbezügen möglich (vgl. Grundmann 2006a: 15).

Nach Matthias Grundmann könnte eine Konzipierung von sozialer Gemeinschaft als *manifestierte soziale Einheit* klarstellen, dass Gemeinschaft keine formale Gruppe ist, sondern jenes *konjunkte Zusammensein* von Individuen, über das sich soziale Handlungsbezüge und Zugehörigkeiten erst formieren (Grundmann 2006a: 14)¹⁹. Auch Weber verweist mit dem Begriff der Gemeinschaft auf manifestierte Gebilde des sozialen Nahbereichs, ein lokales Zusammenleben und die Etablierung kleinräumiger Sinnstrukturen und Lebenswelten (vgl. Lichtblau 2000).

Zusammengefasst kann gesagt werden, dass sich *Vergemeinschaftungsprozesse* vollziehen, wenn gewollte, direkte persönliche Interaktion und Bezugnahme auf Dauer gestellt und für die Beteiligten sinnstiftend ist und eine gemeinsame Lebenswelt geschaffen wird. Die manifestierten sozialen Gebilde, die durch Vergemeinschaftungsprozesse entstehen, werden im Sinne einer soziologischen Gemeinschaftsforschung als *soziale Gemeinschaften* bezeichnet (vgl. Grundmann 2006a: 15).

3.3.2 Soziale Gemeinschaft in Abgrenzung zu anderen Gruppierungen

Der soeben soziologisch handlungstheoretisch hergeleitete Begriff der *Sozialen Gemeinschaft* schließt streng genommen zahlreiche Gruppen, für die in der Alltagssprache, der Politik und den Medien der Begriff *Gemeinschaft* verwendet wird, aus. Darunter fällt die Familie, die als anthropologische Gemeinschaft nicht automatisch auch eine soziale ist. Seit der ideologischen Vereinnahmung des Gemeinschaftsbegriffs als „volkskategorische“ Zuschreibung im Nationalsozialismus wird Gemeinschaft in der Soziologie nicht selten als Gruppe mit Tendenz zu Kollektivzwang assoziiert (vgl. Breuer 2002). Aus einer handlungstheoretischen Konzeption von Gemeinschaft, wie im vorherigen Kapitel eingeführt, handelt es sich dabei aber nicht um eine soziale Gemeinschaft, sondern um eine politische Pseudogemeinschaft. Heute wird z.B. Familie in parteipolitischen Programmen als „Verantwortungsgemeinschaft“ bezeichnet und vereinnahmt (Grundmann 2006a: 12f).

Unverbindliche Interaktionsnetzwerke (z.B. Netzwerke oder „internet communities“) oder Fremdzuschreibung von Gemeinschaft (z.B. „Klassengemeinschaft“ oder „Volksgemeinschaft“) werden aus dieser soziologischen Warte als Pseudo- oder Zwangsgemeinschaften, nicht als Soziale Gemeinschaften bezeichnet.

Soziale Gemeinschaft ist nicht aufgrund der äußeren Gruppenform, sondern aufgrund der Art und Qualität der tatsächlich direkten sozialen Beziehungen, also der *Vergemeinschaftung* (Weber 1964) als soziale Beziehungsform, ausgewiesen (vgl. Grundmann 2006a). Gegen ihre Mitglieder totalitäre Gruppen werden generell nicht als *Gemeinschaft* zu bezeichnen sein. Fraglich ist, ob freiwillige

¹⁹ Damit könnte auch die für eine soziologische Gemeinschaftsforschung problematische politische und ideologische Vereinnahmung des Gemeinschaftsbegriffs vermieden werden (vgl. folgendes Kapitel).

totalitäre Gruppen als Gemeinschaften bezeichnet werden können, d.h. ob es möglich ist, nach innen intrinsische gemeinschaftliche Kooperation, Solidarität und Vertrauen aufzubauen, während die Gruppe nach außen aktiv das Gegenteil lebt.

3.3.3 *Vergemeinschaftung und Vergesellschaftungstendenzen*

Die Grenzen einer auf gemeinschaftlich basierenden sozialen Ordnung liegen nach Weber (1964) beim Übergang zum *Gesellschaftshandeln* und nach Coleman (1997) bei der Transformation konjunkt verfasster in disjunkte, also formal gesetzte Korporationen. Dabei ist erstens festzustellen, dass die gemeinschaftliche Ordnung den Ausgangspunkt für gesellschaftlich verfasste Ordnungen bildet, d.h. letztere aus ersteren hervorgehen. Zweitens wird festgestellt, dass gemeinschaftliche Gebilde die Tendenz zur *Institutionalisierung* und *Vergesellschaftung* haben (Weber 1964, vgl. Lichtblau 2000). Entwicklungsgeschichtlich vergesellschafteten sich Gemeinschaften durch Konventionalisierung und Verrechtlichung des gemeinsamen Werte- und Handlungskanons (Grundmann 2006a: 16f; Schibel 1985). Tönnies sah im zweckrationalen Tausch die elementare Form der Vergesellschaftung, darüber hinaus nennt Simmel noch „andere Vergesellschaftungsformen, wie die Über- und Unterordnung, Arbeitsteilung und Konkurrenz, Stellvertretung und Parteibildung“ (Lichtblau 2000: 429). Die von Tönnies und Weber geschlussfolgerten Vergesellschaftungstendenzen beziehen sich aber auf den Denkhorizont traditioneller Gemeinschaften beim Übergang in eine moderne, industrielle Gesellschaft.

Empirische Befunde aus der neueren Kibbuzforschung bestätigen jedoch auch die Vergesellschaftungstendenzen. Das daraus entwickelte Modell von Cohen (1982) nennt die Übergangsstadien Bund, Kommune, Vereinigung zwischen Gemeinschaft und vergesellschafteter Institution des Zusammenlebens.

- a) Der Bund ist als Zusammenkommen unter gemeinsamen Werten durch ein enges, persönliches Zusammensein gekennzeichnet.
- b) Im Stadium der Kommune differenziert sich die Gesamtgruppe in Untergruppen aus und die Dimension sozialer Beziehungen wird von Bedeutung.
- c) Im Stadium der Vereinigung haben Verinstitutionalisierungstendenzen zu formalisierten Beziehungsabläufen und Organisationsstrukturen geführt.

Allerdings beschreibt Cohen die sozialstrukturellen Übergänge der Kibbutzim als zyklisch: „Gemeinschaft wird zu Gesellschaft, Gesellschaft wird verjüngt durch die Erscheinung des Bundes, der Bund schlägt Wurzeln und wird durch Institutionalisierung zu einer neuen Gemeinschaft, die wiederum zu Gesellschaft wird, usw.“ (Cohen 1982: 290).

Dass auch in individualisierten Gesellschaften der Spätmoderne Vergemeinschaftungsprozesse entstehen, beschreibt Strang (1990: 82f) mit einem gesellschaftliche Einheiten erfassenden Gegenprozess der *Vergemeinschaftung*. Ursache ist für ihn die Widersprüchlichkeit des sozialen Wandels und eine neue Individualität, die als Akt der Selbstverwirklichung keinen ausreichenden Raum in vergesellschafteten Institutionen zu finden scheint und sich stattdessen neue Wege in gemeinschaftlichen Kontexten sucht.

In vier Arten gesellschaftlicher Vergemeinschaftung eingeteilt, spricht Strang von der *Pseudo-Vergemeinschaftung*, die ein „durchweg folgenloser Austausch von Adressen“ ist. Die *Komplementär-Vergemeinschaftung* charakterisiert die gemeinschaftlichen Sozialbeziehungen und Freundschaften, die institutionalisierte Arbeits- und Freizeitbereiche durchsetzen, und die *arrangierte Vergemeinschaftung* bezeichnet geplante oder sogar institutionelle Formen von Gemeinschaften wie Vereine,

soziale Netzwerke oder Stadtteulfeste. Die vierte Form der *Gegen-Vergemeinschaftung*, die aus einer Gesellschaftskritik heraus Alternativen entwirft, gliedert sich in die *romantisch-regressive* Variante, die gesellschaftsabgewandte bis auch sektiererische Ausmaße annehmen kann und die *alternativ-progressive* Variante, die gesellschaftskritisch, aber konstruktiv-verbunden als „Neue Soziale Bewegungen“ (NSB) andere Formen des Wohnens und Arbeitens zu entwickeln versucht, die der Entfremdung, Außenlenkung und Vereinzelung entgegenwirken sollen (vgl. Strang 1990: 90f).

Die vier von Strang beschriebenen Vergemeinschaftungen sind allerdings nur in Relation und als Gegenteilstendenzen zu Gesellschaftsstrukturen gesetzt und daher nicht vollständig als genuine *Vergemeinschaftungsprozesse* im Sinne der Entstehungsprozesse sozialer Regelungsstrukturen zu begreifen. Für die Erzeugung von Transformationswissen muss aber von den herrschenden Gesellschaftsstrukturen ausgegangen werden. Daher sollten für die Untersuchung interessante Initialakteure einer *sozial-ökologischen Transformation*, die als alternativ-progressive Gegenvergemeinschaftung wirksam sind, gesucht werden.

Als Forschungsfrage ergibt sich hieraus erstens, inwieweit Vergesellschaftungsprozesse und Vergemeinschaftungsprozesse für nachhaltige Lebensweisen relevant sind. Zweitens stellt sich die Frage, wie soziale Gebilde nachhaltig gestaltet werden können.

3.3.4 Merkmale von Gemeinschaft aus sozialpsychologischer Perspektive

Die soziologische Perspektive auf Vergemeinschaftungsprozesse beschreibt Strukturmerkmale zwischenmenschlicher Beziehungen aus der Perspektive sozialer Gebilde. Um auch Gemeinschaftsmerkmale im Zusammenhang mit Individualisierung und aus der Innenperspektive, d.h. von den individuellen Mitgliedern und deren Bedürfnissen ausgehend, festzustellen, ist es unerlässlich, sich sozialpsychologischer Beschreibungen von Gruppenprozessen zu bedienen.

Erstens ist dies für die Frage nach gewollter, intrinsischer Motivation zu Vergemeinschaftung relevant (vgl. Kap. 3.1.1). Zweitens gilt: wenn Soziale Gemeinschaft sich durch freiwillige Zugehörigkeit der Individuen definiert, müssen die Individuen, die Gemeinschaften angehören (können), sich über Gemeinschaft bewusst sein und Vergemeinschaftung kreieren können. Das bedeutet, dass eine gewisse kognitive soziale Kompetenz vonnöten ist, um „gemeinschaftsangehörigkeitsfähig“ zu sein. Damit stellt sich die sozialpsychologische Frage, ob für die Zugehörigkeit zu Gemeinschaft bestimmte sozialkognitive Fähigkeiten der Selbst- und Fremdwahrnehmung ausschlaggebend sind. Dafür sollen die sozialpsychologischen Vergemeinschaftungsprozesse des Psychiaters M. Scott Peck (2005) zu Hilfe genommen werden.

Die Beschreibungen gründen auf langjährigen Gemeinschaftsbildungsberatungen. Peck beobachtete, dass die von ihm betreuten Gruppen durch verschiedene Stadien gehen, bis sie schließlich zu „echter Gemeinschaft“ (true community) werden, als deren sozialpsychologische Grundeigenschaften er „inclusivity, commitment and consensus“ (Peck 2005: 61f) nennt.

- *Inklusivität* ist das grundlegende Prinzip von Vergemeinschaftung. Gemeinschaften, in Abgrenzung zu Cliques oder Interessengruppen, müssen nicht die Aufnahme, sondern den Ausschluss von teilnahmewilligen Menschen rechtfertigen.²⁰ Daraus folgt, dass alle menschlichen Differenzen eingeschlossen werden und die Individuen sich entfalten kön-

²⁰ Letztlich kann die Gemeinschaft nur rechtfertigen solche Mitglieder auszuschließen, die aktiv die Gemeinschaft zerstören – und zwar nur solange sie dies tun.

nen²¹. Deshalb begrüßt Gemeinschaft schließlich die Vielfältigkeit ihrer Mitglieder. Diese Grundeigenschaft scheint der kommunitaristischen Individuum-Kollektiv-Balance zu entsprechen.

- *Verbindlichkeit* (commitment) ist die Bereitschaft in Konfliktsituationen auszuharren und Verantwortung für die Weiterentwicklung der Gruppe zu übernehmen.
- *Konsens* ist das letztendliche Prinzip von Gemeinschaft in Abgrenzung zu jeder Art der von außen gesetzten Reglementierung oder begrenzten (exklusiven) Entscheidungsaktivität einzelner Führungspersonen in einem sozialen Gebilde. Gemeinschaft ist die totale Dezentralisation von Macht bis auf die individuelle Ebene: „A community is a group of all leaders“ (Peck 2005: 72).

Daraus ergeben sich nach Peck weitere Merkmale. Eine „echte Gemeinschaft“ neigt zu Realismus aufgrund der Inklusivität und dem Bestärken von Individualität sowie verschiedenen, als gleichwertig integrierten Standpunkten. Die durch die vielfältigen Bezugspunkte erweiterte Perspektive auf die Realität ermöglicht einer Gemeinschaft, angemessenere Entscheidungen zu treffen als zentral und hierarchisch organisierte soziale Gebilde.

Da der Gemeinschaftsbildungsprozess allerdings Selbstreflexion benötigt, wird die Wahrnehmungs- und Reflexionsfähigkeit der Gruppe auch entwickelt und kann so inneren und äußeren Herausforderungen schneller gewahr werden als andere soziale Gebilde (vgl. auch die Ausführungen über Gruppengröße von Geser 1980, Kap. 3.3.6). Gemeinschaft ist ein Platz des Vertrauens für seine Mitglieder, in dem sie sich offen ausdrücken können. Community ist auch ein Laboratorium im Sinne eines sicheren Ortes zum Experimentieren neuen Verhaltens (vgl. Peck 2005: 70).

In „echter Gemeinschaft“, die nach den Prinzipien von Inklusivität, Pluralität und Konsens existiert, gibt es keine Fraktionen, Lager oder Oppositionen. Natürlich gibt es Konflikte (z.B. gerade aufgrund von Pluralität). Diese werden tendenziell konstruktiv durch Respekt, Verständnisprozesse und die Suche nach allgemein befriedigenden Wegen versucht zu lösen. Damit ist Gemeinschaft eine effektive Basis zur Konfliktlösung. Diese sind keine formal einzurichtenden Eigenschaften oder Vorgänge, sondern entwickeln sich durch langwierige Vergemeinschaftungsprozesse, in denen alle Beteiligten durch Lern- und Entwicklungsprozesse gehen (ebd.).

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

Kultur, Werte und Ziele, die folgende sozialpsychologische Prinzipien beinhalten und fördern:

- Inklusivität, Pluralismus und Toleranz bei gemeinsamer Verbundenheit
- Verbindlichkeit für die Gruppe und Verantwortungsgefühl
- Konsens und Dezentralisation von Macht.

3.3.5 Soziale Ordnungsstrukturen und die Kommunitarismus-Debatte

Auf ethisch-philosophischer Ebene wird in der Kommunitarismus-Liberalismus-Debatte diskutiert, wie viel Gemeinsinn und wie viel Individualismus als „gut“ und sinnvoll für Gesellschaften gelten kann. Auf die Debatte wird auch in Ansätzen um die soziale Dimension der Nachhaltigkeit Bezug genommen. Darin wird als wesentlicher Schluss gedeutet, dass eine nachhaltige Gesellschaft eine *Koopera-*

²¹ Dabei unterscheidet Peck zwischen „hartem“ (rugged) Individualismus, der egoistisch ist und die eigene Unvollkommenheit und Eingebundenheit in Umwelten verleugnet und „weichem“ (soft) Individualismus, der die eigenen Wünsche und Fähigkeiten im Zusammenhang mit den Umwelten zu entfalten sucht (Peck 2005: 53).

tions- und Solidargemeinschaft sein muss, weil nur so gesellschaftliche Grundgüter erhalten und generiert werden:

„[Die nachhaltige Gesellschaft] versteht den Menschen als soziales Wesen, das nur im Rahmen einer förderlichen Umwelt zu einer selbständig lebens- und handlungsfähigen Person heranwächst. Die Mitglieder übernehmen in dem Maß, indem sie voneinander abhängig sind, für das Wohlergehen der anderen eine moralische Verantwortung und zwar unabhängig davon, ob das zu ihrem eigenen Vorteil gereicht oder nicht“ (Kopfmüller et al. 2001: 80).

Um für die Frage nach Art und Umfang von Vergemeinschaftungsprozessen einen am Nachhaltigkeitsprinzip orientierten normativen Anhaltspunkt zu haben, soll sich des grundlegenden Prinzips und letztlich Konsenses der Debatte als Synthese von Liberalismus und Kommunitarismus bedient werden, ohne sich weitergehend auf deren theoretische Inhalte einzulassen. Begründet sei das durch die auf rein theoretisch-moralischer Ebene geführte Debatte, die keine empirischen Bezugspunkte zu Vergemeinschaftungsprozessen aufweist. Sogar die Arbeit „Gemeinschaft in Gesellschaft“ von Michael Opielka (2006), die der Debatte zuzuordnen ist und den Anspruch erhebt, eine Soziologie der Gemeinschaft vorzulegen, ist durch den Bezug auf die Theorie von Parsons (1972; 1975) auf moderne und staatlich konstruierte Formen der Gemeinschaft beschränkt (vgl. Junge 2006: 163). Der Ansatz lässt darüber hinaus gehende „aktuelle Diskussionen um reflexive Vergemeinschaftungsformen, um nachtraditionelle Gemeinschaften, um postmoderne Formen der Vergemeinschaftung vollkommen außerhalb der Betrachtung“ (vgl.: ebd.) und damit auch die hier interessanten Akteure aus dem Feld alternativ-progressiver Gegenvergemeinschaftung (vgl. Kap. 3.3.3).

Die kommunitaristische Kritik (vor allem Sandel 1982; Taylor 1985) an der liberalen Theorie (Rawls 1971) begründete die Notwendigkeit auf gemeinschaftlicher Kooperation beruhender Werte für die Funktion einer liberalen Gesellschaft. Damit führte die Diskussion zu der Frage nach den ethischen und moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften (Honneth 1995: 13). Nach Honneth liefen die Bemühungen der kommunitaristischen Kritik an ihrem Ende

„stets wieder in derselben Fragestellung zusammen: wie ein sozial übergreifender Wertzusammenhang beschaffen sein kann, der einerseits durch neue Formen der gesellschaftlichen Solidarität den destruktiven Tendenzen einer weiteren Individualisierung entgegenwirkt, ohne andererseits dem radikalen Pluralismus liberaler Gesellschaften zuwiderzulaufen. Daß damit ein Problem formuliert ist, das zu lösen immer dringlicher wird, steht angesichts jüngster Entwicklungen wohl außer Zweifel“ (Honneth 1997: 22f).

Ein solcher sozial übergreifender, liberalen Pluralismus einschließender Wertzusammenhang muss nach den vorherigen Ausführungen *Potential generierend* und integrativ sein. Aus der weiter fortschreitenden Globalisierung einerseits und die menschliche Neigung zur Nahbereichsfokussierung andererseits, aus denen sich eine antagonistische Spannung ergibt, entwirft der Sozialphilosoph Thomas Mohrs (2003) ein philosophisches Konzept eines „weltbürgerlichen Kommunitarismus“. Der Gemein Sinn eines zukunftsfähigen Kommunitarismus darf demnach nicht nur auf abgegrenzte Einheiten, Regionen oder Nationen begrenzt sein, sondern muss sich auch auf übergeordnete Gemeinschaften bis hin zur universalen bzw. globalen Ebene, quasi als „Mehrebenenkommunitarismus“ erstrecken (vgl. Mohrs 2003: 21). Der „weltbürgerliche Kommunitarismus“, als philosophische Utopie oder Lösungsansatz gedacht, um einen (herbei geredeten) „Clash of Civilisation“ (Huntington 1997) zu verhindern, folgert, dass seine Umsetzung und die dafür notwendige interkulturelle Identität schließlich eine Frage des guten Willens und einer möglichst breiten multikulturellen Pädagogik ist (Mohrs 2003).

Die Lösung des Problems der Dichotomie „Individuum-Kollektiv“ ist demnach in einer Form des Individualismus zu suchen, der eine Synthese mit „Kooperation“ als allgemeinem Prinzip eingeht. An-

dererseits ist es angebracht, möglichst pluralistische und freiheitliche Formen der kollektiven Organisation zu suchen. Beides muss als kulturelles Paradigma verankert sein und durch Sozialisation und Erziehung lebbar wie erfahrbar werden und vermittelt werden, um wirken zu können.

Als zukunftsfähige Prinzipien werden festgehalten:

- sozialpolitischer Wert: die Vereinbarung von individueller Freiheit und solidarischer Kollektivität
- Organisations- und Regelungsstrukturen des Gemeinwesens sollen individuelle Freiheit und solidarische Kollektivität zur Synthese zu bringen.

3.3.6 Vergemeinschaftung und Nachhaltigkeit

Sogar naturwissenschaftlich-technische Nachhaltigkeitsszenarien wie die Studie „Faktor vier“ (Weizsäcker et al. 1996: 329) erwähnen die Leistungen des „informellen Sektors“ von Familie und Gemeinschaft als existentiell und fundamental für das Funktionieren wirtschaftlicher Abläufe, thematisieren aber deren „nachhaltige Ausgestaltung“ oder in logischer Konsequenz etwaige Maßnahmen zu deren Schutz vor ökonomischer Ausbeutung oder zweckrationaler Kolonialisierung nicht.

Die Vermutung, dass gemeinschaftliche Lebensformen ökologischere Lebensweisen ermöglichen, findet zunehmend Eingang in politische Förderung und inzwischen auch wissenschaftliche Forschung. Verschiedene Studien kommen zu dem Schluss, dass durch gemeinschaftliche Nutzungen von Räumen, Dienstleistungen und Waren der Ressourcenverbrauch eingeschränkt werden kann.

Ergebnis einer Forschungsarbeit des UCL (University College London)²² ist, dass der gegenwärtige Anstieg der Zahl von jüngeren, wohlhabenden Single-Haushalten zusammen mit deren wachsendem Wohlstand und Konsum zunehmend gravierende Auswirkungen auf die Umwelt hat. Dieser Entwicklung sollte Einhalt geboten werden, indem diesem wachsenden Personenkreis mehr alternative Wohnformen angeboten werden, beispielsweise Wohngemeinschaften, ökologisches Wohnen und Erleichterungen zur Umstellung auf neue Formen des Zusammenlebens. Auch die Untersuchungen im Rahmen „Städte der Zukunft“ raten zu einer „Förderung nachbarschaftlicher Selbsthilfe und sozialverantwortlicher Wohnungsversorgung“ und als langfristige Perspektive eine nachbarschaftsfördernde Wohnungs- und Städtebaupolitik für neue und bestehende Siedlungen. Mittelfristig seien räumliche Angebote durch gemeinschaftliche Nutzungen zu fördern (vgl. ExWoSt 1997).

Eine Studie, die unter der Fragestellung realistische Voraussetzung und Perspektiven für gemeinschaftliche Nutzungsstrategien abzuschätzen, die Praxis in Fallbeispielen ansonsten normaler, nachbarschaftlicher Siedlungen in Deutschland untersuchte, kam zu dem Schluss, dass in allen drei Dimensionen der Nachhaltigkeit – sozial, ökonomisch, ökologisch – positive Effekte überwiegen. Allerdings funktioniert das Wohnen mit Commons (Gemeinschaftsgütern) nicht ohne die Akzeptanz der Bewohner und neben den Rechten sind auch Pflichten vonnöten und es bedarf einer sozialen Eingebundenheit und solidarischen Alltagsgemeinschaft im nachbarschaftlichen Umfeld (Sennlaub 2005).

Die konkrete Nachhaltigkeitswirkung von Gemeinschaftsprojekten erforschte eine Studie (Simon et al. 2004; Simon 2006), indem die Ökobilanz von drei Beispielgemeinschaften im Vergleich mit ökologisch orientierten Familien und dem Bundesdurchschnitt in den Verbrauchsfeldern Mobilität, Wohnen und Ernährung ermittelt wurde. Die Projekte liegen in ihrem Verbrauch deutlich unter dem

²² http://www.springer-sbm.com/index.php?id=291&backPID=121&L=1&tx_tnc_news=2655. Pressemitteilungen (12.12.06).

der ökologischen Familien, weil sie Ressourcen durch gemeinschaftliche Nutzung effizienter teilen können.²³ Auch die Lebensqualitätsaspekte Wandlungsfähigkeit, Effizienz, Existenz, Sicherheit und Koexistenz (nach dem Orientorenansatz von Bossel 1999) betreffend, schneiden die untersuchten intentionalen Gemeinschaften in allen Untersuchungskriterien besser als die Vergleichsgruppen ab. Als wesentliche Gründe werden die gemeinsame Nutzung zahlreicher (Nutz-)güter und die gestiegene Lebensqualität aufgrund sozialer Faktoren genannt (Simon et al. 2004).

Für das „Funktionieren“ von „nachhaltiger Gemeinschaft“ scheinen Einigungsprozesse und Abstimmungen auf verschiedenen Ebenen erforderlich zu sein, die ineinander wirken, damit das Gesamtwerk Gemeinschaft und seine Individuen und Umwelten nachhaltig sind.

Aspekte dahingehend liefern Forschungsergebnisse und Erörterungen über „Strukturmerkmale und Leistungskapazitäten“ sozialer Gebilde. Von einem systemtheoretischen Standpunkt aus, bei dem es zwar primär um die Systemerhaltung geht, erörtert der Soziologe Hans Geser (1980) für soziologische Forschungsfelder, dass die Größe, d.h. die Mitgliederanzahl entscheidend bei den Strukturmerkmalen zur Leistungsoptimierung ist.

Seine für kleinere Sozialsysteme (im Vergleich zu größeren) entwickelten drei Basishypothesen zur Systemerhaltung erinnern stark an konjunkte soziale Gemeinschaftsstrukturen. Sie sollen kurz vorgestellt werden und für die Frage nach Nachhaltigkeitsprinzipien und sozialen Regelungsstrukturen nutzbar gemacht werden:

Erstens weisen kleine Sozialsysteme durch eine geringe wechselseitige Ausdifferenzierung von Gesamtsystem und Mitgliederebene eine hohe Abhängigkeit des Systems von seinen Einzelmitgliedern auf. Damit wird dem Einzelnen weniger Emanzipationsspielraum gegenüber dem System eingeräumt, allerdings hat das Individuum dadurch auch eher *Möglichkeiten, das System mitzugestalten*. Dabei kann die Gefahr entstehen, dass das System von einzelnen Individuen dominiert wird und von diesen abhängt. Außerdem ist die Beeinflussung durch Ergebnisse und Vorsozialisierungen in anderen Systemen und der Entwicklungs- und Erfahrungsprozess der Mitglieder unkontrollierbar, unabsehbar und hat weit reichende Folgen. Auch ermöglichen kleine Systeme nicht nur *Überschaubarkeit*, sondern sind auch von ihr abhängig, damit jedes Mitglied möglichst viele Funktionen ausführen kann. Auf normativer Ebene haben kleine Systeme mehr *Möglichkeiten, ihre Mitglieder zur Identifikation mit den Zielen und den daraus abgeleiteten Handlungserwartungen zu motivieren* als große soziale Systeme, und sparen also an Verfahren der Konfliktbereinigung, Sanktion und sozialen Kontrolle. Diesen Umständen der starken Gewichtung der einzelnen Personen folgt eine Nähe zwischen individuellen und kollektiven Funktionalitäten und Handlungen. In diesem Sinne kann ein kleines Sozialsystem die Bindegliedfunktion zwischen Individuum und größerem Sozialsystem erfüllen (ebd.). Kleine Sozialsysteme sind flexibler in der Lösung von unbekanntem Notfallsituationen – und damit besonders interessant für die Frage nach der Entwicklung von nachhaltigen Lebensweisen.

Zweitens besteht aufgrund der stärkeren Interaktionen zwischen den Mitgliedern weniger Bedarf für das Ausdifferenzieren von Subsystemen und die Formalisierung von Kommunikation, womit auch eine flexiblere Organisationsstruktur möglich ist. Die Integration kann auf die Selbstkoordination der Mitglieder gestützt werden. Die starke Gewichtung der Einzelnen und die Abhängigkeiten untereinander macht *Konsens* zum dominanten Integrations- und Entscheidungsprinzip. Da kleine Sozialsysteme in hohem Maße durch Konflikte zwischen ihren Mitgliedern gefährdet sind, tendieren sie in

²³ Rahmenbedingungen überlagern zum Teil die Nachhaltigkeitseffekte negativ, wie z.B. eine periphere Lage trotz car sharing hohe Werte für Mobilitätsemissionen verursacht.

hohem Maße zur Ausbildung von Mechanismen der *Konfliktprävention*. Das bedeutet, dass die Mitglieder bereits in frühen Phasen der Entscheidungsbildung miteinbezogen werden sollten, um Stabilität zu gewährleisten (ebd.).

Drittens besteht die Einschränkung kleiner Sozialsysteme im Vergleich zu großen in einer Knappheit an Handlungsbereitschaft und Organisation. Um das auszugleichen ist eine *heterogene, sowie nicht professionalisierte Mitgliederstruktur von Vorteil*. Als Kritik an einer von Spencer, Durkheim, Parsons und Luhmann geprägten strukturellen Differenzierung als notwendige Bedingung sozialer Systeme, entwickelt Geser ein Konzept der „Polyvalenz“ (ebd.: 227), das durch folgende Prinzipien auf drei Ebenen die Flexibilität, Stabilität und Entwicklungsmöglichkeiten des Systems sichern soll:

- Auf personeller Ebene: eine vielseitige Sozialisation und Qualifizierung.
- Auf sozialer Ebene: Kultivierung flexibler, nicht an Rollendefinitionen gebundener Interaktionsbeziehungen, die durch Selbsttransformation anpassungsfähig sind.
- Auf kulturell-technologischer Ebene: stark universalisierte symbolische Codes und vielseitig materiell verwendbare Hilfsmittel.

Gesers Hypothesen zusammengefasst, kann festgestellt werden, dass allgemeines Prinzip für die Stabilität kleiner Sozialsysteme die flexible Responsivität des Systems auf seine Umwelten²⁴ ist. Direkte, informelle Kommunikation und Handlungsbezüge, Überschaubarkeit, konsensuale Entscheidungsprinzipien sowie die Flexibilität von Rollen und Kompetenzen der Mitglieder fördern die Stabilität und die Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten des Sozialen Systems. Im Wesentlichen entsprechen diese Merkmale vergemeinschafteten Sozialgebilden. Allerdings bedeutet Responsivität auf die Umwelten ggf. auch, dass ein offener und flexibler Umgang mit den Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi, orientiert an der Möglichkeitserweiterung aller beteiligten Akteure und Entitäten, zum Bestehen beiträgt. Die Frage ist, ob und wie soziale Gebilde bewusst die Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi in bestimmten Bereichen im *Prozess der Entstehung sozialer Regelungsstrukturen* einsetzen und ob sie im Stande sind, diese auf Nachhaltigkeit auszurichten und zu optimieren.

Wenn im Folgenden von sozial-nachhaltigen Prinzipien gesprochen wird, handelt es sich nicht um „soziale Nachhaltigkeit“ im Sinne stabiler sozialer Strukturen. Ein möglichst lang existierendes gemeinschaftliches oder allgemein soziales Gebilde ist nicht automatisch auch ökologisch nachhaltig und auch nicht unbedingt sozial „nachhaltig“ im Sinne der oben genannten Prinzipien. Wenn es eine transformative Wirkung haben soll, ist in den Punkten, in denen das Umfeld, die Gesellschaft nicht-nachhaltig ist, mit Widersprüchen und Schwierigkeiten zu rechnen. Das Ausschlaggebende ist, ob diese bewusst sind und bearbeitet werden können.

Als zukunftsfähige Prinzipien werden festgehalten:

- flexible Responsivität auf Umwelten und Mitglieder; flexibler Umgang mit den Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi
- Überschaubarkeit der Zusammenhänge und Abhängigkeiten für die Beteiligten
- direkte, informelle Kommunikation und Handlungsbezüge, deren Ergebnisse die Organisations- und Entscheidungsgestaltung beeinflussen können
- Konfliktpräventionsmethoden
- vielseitige Sozialisation und Qualifizierung; Flexibilität von Rollen und Kompetenzen.

²⁴ Für eine Soziale Gemeinschaft als System stellen diese die umliegende gesellschaftliche und natürliche Umwelt und alle Bereiche mit denen Austausch besteht, sowie auch die Mitglieder der Gemeinschaft dar.

3.4 *Raum, Gemeinschaft und die soziale Dimension der Nachhaltigkeit*

Da Gemeinschaft und (die soziale Dimension der) Nachhaltigkeit im Hinblick auf deren Umsetzung in Ordnungsstrukturen, die das Zusammenleben bestimmen, behandelt werden sollen, wurde die Einbeziehung der Thematik „Raum“ als relevant erachtet. Er wird als wesentliches Bindeglied zwischen sozialen Bedürfnissen und Handeln einerseits und manifestierten Strukturen andererseits wirksam und ist als Nachhaltigkeitsfaktor für Effizienz wichtig.

Aus den politischen Vereinbarungen zu nachhaltiger Entwicklung auf globaler Ebene, zu denen sich nationale Regierungen verpflichtet haben, sind wesentliche Handlungsprozesse auf die lokale Ebene verwiesen worden. Gemeinden und Städte haben daraufhin konkrete Prozesse initiiert: die lokalen Agenden 21.²⁵

3.4.1 *Gemeinschaft und Raum*

In Kapitel 3.4.1 wurde bereits besprochen, dass die Konzipierung von sozialer Gemeinschaft als *manifestierte soziale Einheit* klarstellen kann, dass Gemeinschaft keine formale Gruppe ist, sondern jenes *konjunkte, persönliche Zusammensein* von Individuen, über das sich soziale Handlungsbezüge und Zugehörigkeiten erst formieren (Grundmann 2006: 14). Das bedeutet, dass sich Menschen als ganze Individuen in direkter, persönlicher Interaktion begegnen und eine gemeinsame Lebensführung teilen. Damit sind soziale Gemeinschaften „sozialräumlich überschaubare Lebenspraxen vor Ort“ (ebd.) und spielen sich in einer räumlich für den Einzelnen überschaubaren Umgebung ab (vgl. auch Mohrs 2006). Daraus ergibt sich eine relevante Schnittmenge zwischen Sozialer Gemeinschaft und Raum.²⁶

In den letzten Jahren sind vermehrt wissenschaftliche Analysen und theoretische Diskussionen zu beobachten, die explizit die Verbindung von sozialen Prozessen und räumlichen Strukturen zum Gegenstand haben (Löw et al. 2005). Das Verständnis des vormodernen physikalischen Container-raums wandelte sich spätestens seit Georg Simmel, der Raumgebilde als Projektionen von Vergesellschaftungsprozessen in den Raum beschreibt, in einen modernen, konstruktivistischen Raum als gestaltbare Konstitutionsbedingung neben anderen Faktoren (ebd.). Auch mit der konstruktivistischen Wende in den Kulturwissenschaften und der kritischen Sozialgeographie gewinnt der Raum neue Beachtung, indem er als variables Medium und Produkt zugleich durch die Gestaltung von kulturellen Praktiken, Diskursen und Handeln begriffen wird. „Der ‚Raum‘ ist nicht nur die Arena, er ist in vieler Hinsicht das soziale und politische Werkzeug der Transformation“ (Gebhardt et al. 2003: 2f). Diese Ansätze fragen aus einer Perspektive, aus der „räumliche Strukturen [...] zu Geographien der Macht, zu Codes politischer und sozialer Kommunikation“ (Reuber et al. 2001: 5) werden. Die daraus entwickelte empirische Forschung richtet dabei ihre Aufmerksamkeit nicht auf einen vermeintlich objektiven Raum, sondern auf den „gelebten Raum, der eine subjektive und situative Ausdehnung und eine sinnhafte Bedeutung hat, subjektiv bewertet und erst durch die untrennbare Einheit mit den dort handelnden Menschen sozial wirksam wird“ (Dangschat zit. nach Reuber et al. 2001: 6).

²⁵ Informationen finden sich bei der Vereinigung ICLEI: “Local Governments for Sustainability” is an international association of local governments and national and regional local government organizations that have made a commitment to sustainable development. <http://www.iclei-europe.org/index.php?id=616> (19.03.08).

²⁶ Die Autorin spricht allerdings nur von „Sozialer Gemeinschaft“. Geistige, spirituelle oder ideologische Gemeinschaften, die nicht den Großteil der alltäglichen Lebensführung vor Ort miteinander teilen werden hier nicht diskutiert, da sie nicht genügend Dimensionen des Transformationswissens für eine nachhaltige Lebensweise versprechen.

Als theoretisches und empirisches Analysekonzept komplexer gesellschaftlicher Räume schlagen Löw et al. (2005) eine doppelte Konstruiertheit von Raum vor. Diese analysiert sowohl die „Bausteine“, d.h. sozialen Güter, Menschen und Akteure als auch deren Beziehungen untereinander bei der Analyse von Raum und dessen Strukturierungen.

Für die in dieser Arbeit vorliegende Fragestellung ist vor allem die Perspektive der Strukturierung von Räumen, im Sinne von Gestaltung durch bewusstes Handeln „von unten“, von Bedeutung. Dieser Vorgang wird *spacing* genannt und bezeichnet Herstellungsprozesse des Errichtens, Bauens, auch symbolischer Codes und Grenzen (Löw 2001). Dies erfolgt auf Basis von kulturellen Codes mehr oder weniger als reziproker Prozess mit den sozialen und kulturellen Kontexten. Die Frage hier bezieht sich also auf das Herausfinden der Möglichkeiten eines *nachhaltigen, sozial-ökologischen spacing*.

Im Folgenden sollen machbare, sinnvolle und praktikable Möglichkeiten sozialer Raumgestaltungsprinzipien diskutiert werden, die auch schon zu den anderen erörterten sozialen Nachhaltigkeitsprinzipien passen.

Schon in den Arbeiten des Geographen und Anarchisten Kropotkin, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Sibirien lebte und dessen Ideen in die spanische Revolution einfließen, finden sich Prinzipien einer demokratischen, herrschaftsfreien Raumorganisation, die er konkret beschrieben hat (vgl. Breitbart 1981). Das Grundprinzip ist Dezentralisation und die Förderung zwischenmenschlichen Austauschs und kultureller Vielfalt. Dafür sieht Kropotkin die Wichtigkeit in der Verbindung von Leben, Arbeiten und Erholungsräumen sowie Selbstversorgung und Landwirtschaft im städtischen Raum. Eine Trennung erschien ihm unnatürlich. So wären vielfältigere Räume und flexiblere Zeitzunutzung möglich. Urbane Infrastruktur, Wohnhäuser eingeschlossen, sollten Gemeinschaftseigentum sein. Kriterien der Landverteilung müssten sich am Bedarf und nicht am Eigentum orientieren. Ökonomisch sollte Selbstversorgung durch regionale Kooperation ergänzt und arbeitsrechtlich in ökonomischen Genossenschaften organisiert werden. Soziale Gemeinschaften sollten sich aufgrund kultureller und weltanschaulicher Gemeinsamkeiten zusammenfinden und sich selbst organisieren. Die Entscheidungen sollten so möglichst lokal gefällt werden (ebd.).

Letztlich betonte Kropotkin, dass eine ökologische Bewegung an die Wiederentdeckung von Gemeinschaftlichkeit und darüber hinaus radikalen politischen, sozialen und ökonomischen Veränderungen geknüpft sein muss (vgl. ebd.). Am Beispiel der spanischen Revolution um 1920 zeigte sich, wie die Umgestaltung politisch sozialer Strukturen zu einer Umgestaltung der räumlichen Strukturen führte. Dass die Basis von Demokratie im Zugang zu Land und Selbstversorgung liegt, ist auch das Ergebnis des *Subsistenzansatzes* (vgl. Bennholt-Thomsen et al. 1997).

Ideale wie diese konnten teilweise umgesetzt werden, haben aber letztlich nicht lange im großen Stile existiert. Nach dem weiteren Zerfall von traditionellen gemeinschaftlichen Strukturen und der Globalisierung scheinen sich heute räumliche Konflikte auf andere Art zuzuspitzen.

Aufgrund Untersuchungen sozialer, ökologischer Grasrootbewegungen in Entwicklungsländern spricht der politische Geograph Paul Routledge von Raum als Medium beladen mit Prozessen der Aneignung, Produktion und Macht, weil der Kapitalismus sowohl Raum als auch Zeit materialistischen Interessen unterwirft (vgl. Routledge 1993: 138f). Auf dieser Basis ist Raum ein umkämpftes Terrain verschiedener Akteure (soziale Bewegungen, Konzerne, Staaten etc.), verschiedener Weltanschauungen (religiös, ökologisch oder kapitalistisch) und verschiedener Bedeutungen (als Heimat oder Ressource etc.). Wenn soziale Bewegungen „*terrains of resistance*“ schaffen, versuchen sie die Grenzen der Zivilgesellschaft auszudehnen. Solche Bewegungen verteidigen und demokratisieren die Zivilgesellschaft. Viele der Bewegungen sind an regionale Kontexte gebunden, wie Staudamm-

bau, und betreiben eine Art ‚konstruktiven Widerstand‘, der im Gegensatz zu staatlichen Entwicklungsvorhaben alternative Wege aufzeigen möchte (vgl. Krings et. 2001: 105).

Routledge (1993: 139) deutet, dass Demokratisierung soziale Räume benötigt, die frei von Kontrolle und Unterdrückung sind. Diese Räume können nur durch Organisationsprozesse entstehen, die kollektive Akteure ermächtigen. Sie ermöglichen die Entwicklung von freiheitlicher Zivilgesellschaft, in denen die Forderungen und Rechte von Menschen nicht nur gegen Unterdrückung geschützt sind, sondern in denen auch die eigene Kultur mutig ausgedrückt werden kann und unterstützt wird.

Diese Demokratisierung von Zivilgesellschaft hängt von mehreren räumlichen Variablen ab:

1. dem Grad der lokalen Identität und Gemeinschaftlichkeit als Basis sozialer Beziehungen im Vergleich zu formellen Eingebundenheiten
2. der Grad der Bewusstheit von regionalen Besonderheiten von Ökonomie und Politik
3. der Grad der räumlichen Konzentration verschiedener Klassen, die demokratische Zivilgesellschaft fördern
4. der Anteil sozialer Gruppen, die Selbstorganisation und autonome Repräsentation leben.

Hier interessant an Routledges Ausführungen ist, dass soziale Bewegungen demokratisierte und ökologische Räume schaffen. Offensichtlich gehen sie dabei wesentlich von sozial-ökologischer Weltanschauung, menschlichen Bedürfnissen und kooperativer Selbstorganisation aus. Bewegungen dieser Art sind umso deutlicher zu beobachten je repressiver die Umstände sind. Allerdings können trotz weniger offensichtlichem Wechselspiel zwischen räumlicher Machtaneignung und Widerstand auch Initiativen, die nach sozial-nachhaltigen Entstehungsprozessen sozialer Regelungsstrukturen suchen, als eine Form von „terrains of resistance“ bezeichnet werden. Sie wirken weniger direkt oppositionell, sondern schaffen im Sinne alternativ-progressiver Gegenvergemeinschaftung (vgl. Kap. 3.3.3) kreative *Experimentierfreiräume*.

Solche auf eine dauerhafte und kontinuierliche Lebensweise ausgerichtete Projekte entsprechen dem Untersuchungsinteresse. Sie schaffen somit eine besondere Form jener Orte der Andersartigkeit und Utopie, die der Philosoph Michel Foucault *Heterotopias*²⁷ nennt. Eine „heterotopische Ethik“, im Sinne Foucaults, entfaltet „sich in einem durch die Individuen selbstgewählten Raum in Form von Selbstpraktiken, die aus der Sorge um sich und die Welt entspringen“ (Hamedinger 1998: 256f). Dieser Raum öffnet sich auf all jenen Ebenen und Lebensbereichen, in denen die Mitglieder eigene Wege, Wertigkeiten, Vereinbarungen oder Praktiken entwickeln (können).

Andererseits wird deutlich, dass die zu suchenden Projekte, die nachhaltige Lebensweisen entwickeln, sich nicht nur als „Heterotopias“, als andersartig, auszeichnen dürfen. Die Andersartigkeit im Vergleich zum Umgebenden darf nur ein Aspekt sein, und zwar der, der im Verhältnis und Kontakt mit den umgebenden, nicht-nachhaltigen gesellschaftlich herrschenden Systemaspekten wirksam wird. Das bedeutet auch, dass in der wissenschaftlichen Erforschung solcher kreativer Felder nachhaltiger Lebensweise eine Terminologie und Methodik der „Andersartigkeit“ nicht ausreicht, da sie reduzierend wirkt. Es wäre nicht möglich, deren Potentiale als eigenständige „Möglichkeitsorte“ für nachhaltige Lebensweisen zu erfassen. Es erfordert demnach also die Suche nach Projekten, die sowohl „terrains of resistance“ und „Heterotopias“ sind, als auch das Potential einer eigenen, unabhängigen Kultur vermuten lassen und demnach auch mit einer solchen Methodik untersucht werden sollen.

²⁷ „Heterotopias“ sind Orte der Differenz des lokalen Widerstands oder Andersseins, der Offenheit und Heterogenität, Verschiedenartigkeit, Uneinheitlichkeit und Utopie als Projektionen in einen Raum (vgl. Hamedinger 1998: 188f; 204).

Die Manifestation von Gemeinschaft erfordert also bestimmte räumliche Strukturen. Und zwar kennzeichnen sich diese durch erstens regionale Identität, worunter nicht zuletzt Bezug und Einbindung in die Bioregion und Kultur gemeint ist, zweitens eine gemeinschaftliche Zivilgesellschaft als Netzwerk der Sicherheit, Kooperation und Unterstützung sowie drittens Initiativen der Selbstorganisation, die als „place-based-actors“ (vgl. Kap. 2.2.1) mit dem Wissen und den Interessen vor Ort auch Raum „gestalten“.

Die Erkenntnis, dass Megastrukturen in Politik und Wirtschaft schlecht vereinbar mit Demokratie und menschlichen Maßstäben sind, führt hier stärker zur Orientierung am Alltagsleben und den unmittelbaren Bedürfnissen und gibt der Erforschung überschaubarer Strukturen Bedeutung. Dabei darf die Suche nicht zu partikularistischen oder antimodernistischen Strukturen führen, sondern in Anbetracht globaler Vernetzung scheint ein menschlich sinnvolles Maß von Lokalität und Globalität in den verschiedenen Lebensbereichen erforderlich (vgl. Mohrs 2003; 2006).

Diese Punkte decken sich nicht zufällig in weiten Teilen mit neueren Zielen aus den Erfahrungen nachhaltiger Siedlungsentwicklung, auf die im folgenden Kapitel eingegangen wird, um schließlich sozial-nachhaltige Prinzipien zum Thema Raum, Gemeinschaft und Nachhaltigkeit zusammenzutragen.

3.4.2 Nachhaltige Siedlungsentwicklung

„Nirgendwo tritt der Konflikt zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Interessen so offenkundig zutage wie in der Flächennutzung.“²⁸

Siedlungs- und Raumplanung ist daher das Feld, in dem nachhaltige Entwicklung in Form eines räumlich-strukturellen Grundmusters Ausdruck finden und sich bewähren muss. Deshalb ist es ein besonderes Übungsfeld, die Dimensionen der Nachhaltigkeit in Einklang miteinander zu bringen.

„Nachhaltige Siedlungsentwicklung“ bezeichnet den Anspruch, den Gedanken nachhaltiger Entwicklung in seiner räumlichen Dimension zu verwirklichen (vgl. Fürst et al. 1999) und ist damit wesentlicher Teil und strukturelle Voraussetzung für nachhaltige Lebensweisen. Durch Architektur, Raumaufteilung und Lage der Grunddaseinsfunktionen werden die Rahmenbedingungen für notwendige Mobilität, Konsum- und Wirtschaftsweisen, aber auch für soziale Kontakte und Gemeinschaftskultur geschaffen. Insofern muss die Art von Siedlungsplanung, -entwicklung und räumlicher Gestaltung der Grunddaseinsfunktionen bei der Suche nach sozial-nachhaltigen Prinzipien Berücksichtigung finden.

Für das vorliegende Forschungsvorhaben von Relevanz und Interesse – bei diesem in Wissenschaft und Politik vielfältig diskutierten und beforschten transdisziplinären Thema – ist es, den Konsens des Standes der Forschung und Planungserfahrungen über Eigenschaften und Prinzipien nachhaltiger Siedlungsentwicklung aus der Perspektive der sozialen Dimension festzuhalten, die dann als weitere Prinzipien einfließen werden. Allerdings tritt hier wieder das gleiche Problem der Begrenzung von Kriterien auf bereits bestehende (Siedlungs-)Strukturen auf wie bei den Indikatoren sozialer Nachhaltigkeit (vgl. Kap. 1.2.2), über die im vorliegenden Vorhaben hinausgegangen werden soll.

Als bestätigend in diese Richtung können Hinweise aus der nachhaltigen Stadtentwicklung gelten: „Im Gegensatz zu anderen Leitbildern besitzt die nachhaltige Stadt kein festgeschriebenes räumlich-strukturelles Konzept“ (Fürst et al. 1999: 7). Auch im Forschungsvorhaben „Städte der Zukunft“ des

²⁸ Quelle: <http://www.nachhaltigkeit.at/reportagen.php3?id=33> (08.03.07).

Bundesbauministeriums heißt es: „Erfolganzeigende Indikatoren unterliegen einem Wandel und sind lokal von unterschiedlicher Bedeutung. Kataloge sind deshalb offen und flexibel zu halten.“²⁹

Während die konkreten Indikatoren kontextgebunden Veränderungen unterworfen sind, lassen sich in den zahlreichen politischen Leitbildern, Forschungsprojekten, Modellvorhaben und Konzepten durchgängig drei grundlegende, aber *relative* Struktur- und Gestaltungsprinzipien erkennen: **Dichte, Nutzungsmischung, Polyzentralität.**³⁰ Diese dienen der Ressourceneinsparung, die siedlungsplanerisch vor allem auf verkehrsvermindernde, flächensparende³¹ Bauweisen inklusive Flächenrecycling und auf nicht-motorisierten Verkehr verlagernde Strukturen zielen. Dem entsprechen Modellleitbilder wie die dezentrale, kompakte Stadt der kurzen Wege (vgl. Fürst et al. 1999). Da sich die Leitbilder in einigen Aspekten widersprechen können, werden ausgeglichene, räumliche Strukturen angestrebt (vgl. Fürst et al. 1999: 8). Die drei Kriterien sind am derzeitigen Siedlungszustand orientiert, eine Maßstabgenauigkeit kann aus oben genannten Gründen nicht allgemein festgelegt werden. Sie können dahingehend als Anhaltspunkte, *relativ* bezogene und weiche Prinzipien dienen.

Nachhaltige Siedlungsentwicklung muss auch der sozialen Dimension nachhaltiger Entwicklung nachkommen, die auf eine Verteilungsgerechtigkeit der Ressourcen zielt, heißt es bei Fürst et al. (1999: 9). Dies müsse durch eine gleichberechtigte, gleichwertige Zugänglichkeit zu raumbezogenen Ausstattungsmerkmalen wie Verkehrsinfrastruktur und Grünversorgung als Erholungsfunktion gewährleistet werden. Eine Analyse von Fallbeispielen und städtebaulichen Leitbildern des Umweltbundesamtes im Hinblick auf Nachhaltigkeit sieht die ökologische und soziale Qualität des öffentlichen Raumes in der „Wiedergewinnung der Straßen- und Platzräume“, die Funktionen der „Integration, Sicherheit, Vertrautheit und im Idealfall Identität schaffen“ können (UBA 2000: 270). Als wesentliches Element nachhaltiger Planung wird die Planungskommunikation zu der u.a. Methoden wie *Runde Tische* zwischen Interessenverbänden, Planungszellen und Bürgerbeteiligung gehören, diskutiert (vgl. Selle 2000a). Allerdings werden die tatsächlichen Erfolge als kritisch gewertet und eher geschlossen, dass vor allem Eigeninitiativen gesellschaftlicher Gruppen Raum gegeben werden sollte (ebd.).

Ein Forschungsteam (Selle 2000b) fragte, ob und wie Kommunikation im Planungsprozess nachhaltige Entwicklung fördert, und kam zu dem Ergebnis, dass entsprechende partizipative Organisations- und Arbeitsweisen Entfaltungs- und Gestaltungsraum bieten. Die positiven Effekte hängen jedoch vom Kontext und der angemessenen Anwendung ab. Festgestellt wurde, dass Eigeninitiative zunehmend als Potential entdeckt wird, was die Autoren als nachhaltig empfinden und für deren Förderung, Initiierung und Schutz plädieren.

Es kann festgehalten werden, dass in der nachhaltigen Siedlungsentwicklung ökologische Prinzipien Ausgangspunkt sind und soziale Aspekte, wie demokratische Steuerung und Partizipation, genannt werden. Ausgegangen wird vom empirischen Normfall von Siedlungsstruktur. Soziales Handeln als Nahraumgestaltung in Bezug zu individuellen Aspekten und Gemeinschaftsbildung wird aber nicht behandelt.

²⁹ Quelle: http://www.bbr.bund.de/cln_005/nm_21888/DE/Forschungsprogramme/ExperimentellerWohnungsStaetdebau/Forschungsfelder/StaedteZukunft/01__Start.html (08.03.07).

³⁰ Basierend auf politischen Verhandlungen (HABITAT II Konferenz; vgl. http://www.nachhaltigkeit.info/artikel/habitatkonferenz_vancouver_1976_770.htm, 25.03.08) und planerisch-wissenschaftlichen Forschungen (vgl. UBA 2000; BBR 1998; Fürst et al. 1999; Schmitz 2001).

³¹ Nach der Enquete-Kommission (1997) soll langfristig die Umwandlung von unbebaute in bebaute Flächen vollständig kompensiert werden, d.h. dass grundsätzliches Flächenrecycling für Siedlungs- und Verkehrsflächen als Anhaltspunkt dienen kann.

Vor diesem Hintergrund soll sich – um die entsprechende Offenheit für neue Wege zu bewahren – auf ein ausgleichendes Prinzip geeinigt werden, das menschliche Bedürfnisse nach der Befriedigung der Grunddaseinsfunktionen und naturgegebene Erfordernisse von Ressourcenschonung berücksichtigt.

Als zukunftsfähige Prinzipien werden festgehalten:

- Dichte, Nutzungsmischung, Polyzentralität als Leitelemente der Siedlungsplanung
- partizipative, demokratische Planungsprozesse für die Lebensumwelten der Betroffenen
- demokratische Raumzugänglichkeit
- Schaffung eines sozialen Experimentierfreiraums für nachhaltige Lebensweise (sozial-nachhaltiges *spacing*).

4. Zur Methodik II: zwischen theoretischer und empirischer Ergebnisgewinnung

Die bisherigen theoretischen und methodischen Erörterungen zeigen die Wichtigkeit einer empirisch fundierten Forschung bei der Suche nach nachhaltigen Lebensweisen und die Generierung von Transformationswissen. Dafür wird nun eine Methodik konzipiert und ein Forschungsfeld gesucht. Die Forschungsmethodik muss in der Lage sein, Vergemeinschaftungsprozesse erstens in ihrer Potentialität und zweitens in ihren genaueren Ausgestaltungswegen die entwickelten Prinzipien betreffend zu untersuchen. Zur Analyse, Operationalisierung und theoretischen Erfassung dieser Entstehungsprozesse wird daher im Folgenden an begriffliche und programmatische Konzepte und Modelle angeknüpft, um daran anschließend ein Forschungsdesign zu entwickeln. Zum Ende des Kapitels werden die zuvor theoretisch hergeleiteten Prinzipien in einer Liste zusammengeführt, die als Anhaltspunkt für die Auswahl eines empirischen Untersuchungsfeldes dienen wird.

4.1 *Das Transformationsexperiment als Methode*

Da für das Entwickeln nachhaltiger Lebensweisen möglichst viele Bereiche der Lebensführung – von privaten Sozialbeziehungen über Alltagsorganisation bis zu ökonomischer (Re-)produktion – miteinbezogen werden sollten, um sie im Sinne der sozial-ökologischen Transformation (vgl. Kap. 2.2.1) prozesshaft zu gestalten, läge zunächst ein *Feldexperiment* unter möglichst natürlichen Bedingungen (Mayring 1990) als angemessene Methode am nächsten.

Als heuristisches Verfahren, um die spezifischen Anpassungsprozesse zwischen Person und Umwelt zu erkunden, wird an die sozialökologische Sozialisationsforschung nach Urie Bronfenbrenner (1981; vgl. auch Grundmann et al. 2000: 54f) angeknüpft. Sie bietet eine Heuristik zur Modellierung der *Ökologie der menschlichen Entwicklung* aus einer sozialen Perspektive:

„Die Ökologie der menschlichen Entwicklung befasst sich mit der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seiner unmittelbaren Lebensbereiche. Dieser Prozess wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind“ (Bronfenbrenner 1981: 37).

Für die empirische Untersuchung gegenseitiger Abhängigkeiten in verschiedenen Umweltsystemen entwickelte Bronfenbrenner (1981) das „ökologische Experiment“ als heuristisches Verfahren, mit dem spezifische Anpassungen zwischen Personen und Umwelten erkundet werden können (vgl. Grundmann et al. 2000: 55).³² Es erforscht „die fortschreitende Anpassung zwischen dem sich entwickelnden menschlichen Organismus und seiner Umwelt durch den systematischen Vergleich von zwei oder mehr Umweltsystemen oder ihren Strukturkomponenten“ (Bronfenbrenner 1981: 53). „Umwelt“ wird als soziale Umwelten begriffen.

So „entspricht die für Entwicklungsprozesse relevante Umwelt, wie sie hier definiert ist, nicht nur dem einzigen, dem unmittelbaren Lebensbereich um die Person: Sie umfasst mehrere Lebensbereiche und die Verbin-

³² Anders als in den experimentierfreudigen Naturwissenschaften wird die Methode des Experiments in den Sozialwissenschaften wenig angewandt. Probleme und Grenzen sind die Verallgemeinerbarkeit von Einzelfällen komplexer Sozialzusammenhänge, humanitäre Grenzen und die Nicht-Verobjektivierbarkeit des Untersuchungsobjekts Mensch. Außerdem lassen sich von isolierten Laborexperimenten nur schlecht Aussagen über das Verhalten von Individuen in natürlichen Lebenswelten ableiten. Das war das zentrale Anliegen Bronfenbrenners Methodologie für die Erforschung der Ökologie der menschlichen Entwicklung (Grundmann et al. 2000: 21). Ein Experiment mit soziologischem Thema muss also anders als naturwissenschaftliche Experimente durchgeführt werden und andere Ziele anstreben.

dung zwischen ihnen, auch äußere Einflüsse aus dem weiteren Umfeld. [...] Man muss sich die Umwelt aus ökologischer Perspektive topologisch als eine ineinandergeschachtelte Anordnung konzentrischer, jeweils von der nächsten umschlossener Strukturen vorstellen“ (Bronfenbrenner 1981: 38).

Diese beschreibt Bronfenbrenner als ein System aus mehreren sozialen Bezugsebenen: Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosystem. *Lebensbereich* wird als Ort definiert, an dem Menschen leicht direkte Interaktion mit anderen aufnehmen können. „Tätigkeiten, Rolle und zwischenmenschliche Beziehung sind die Elemente (oder Bausteine) des *Mikrosystems*“ (Bronfenbrenner 1981: 38), wodurch die Individuen zu Gestaltern ihres Sozialraums werden. Das *Mesosystem* ist die Summe und Verbindung der Mikrosysteme. Das *Makrosystem* stellt kulturell kollektive Ebenen dar, die in Subkulturen oder der ganzen Kultur bestehen können, einschließlich der ihnen zugrunde liegenden Weltanschauungen und Ideologien (Bronfenbrenner 1981: 42). Diese werden vor allem durch staatliche, rechtliche und ideologische Regularien handlungswirksam.

Als spezielle Form des ökologischen Experiments werden im „*Transformationsexperiment*“ „bestehende ökologische Systeme systematisch so verändert, dass die in einer Kultur oder Subkultur verbreiteten Formen der sozialen Organisation, der Weltanschauung und der Lebensstile in Frage gestellt werden“ (Bronfenbrenner 1981: 58). Dafür wird eine Komponente des Makrosystems auf Mikro-, Meso- oder Makroebene experimentell variiert, um anschließend die Veränderungen auf den einzelnen Umweltebenen aus der Neustrukturierung zu analysieren (vgl. Grundmann et al. 2000: 57).³³ Bronfenbrenner spricht von einer „Erforschung der Entwicklung im Kontext“ (Bronfenbrenner 1981: 58). Daraus folgert er:

„In der ökologischen Entwicklungsforschung müssen Eigenschaften von Personen und Umwelt, die Strukturen der Lebensbereiche in der Umwelt und die Prozesse, die in ihnen und zwischen ihnen ablaufen, als voneinander abhängig angesehen und als System analysiert werden“ (Bronfenbrenner 1981: 59).

Bronfenbrenners Modell des Transformationsexperiments wird für das vorliegende Vorhaben auf die *sozial-ökologische Transformation* (vgl. Kap. 2.2.1) bezogen. Durch die sozialen und ökologischen Krisen ist die Lebensweise der Industrieländer in Frage gestellt. Wird diese konsequent in Richtung sozial-nachhaltiger Zielsetzung verändert, ist eine Komponente im Makrosystem verändert. Daraufhin kann beobachtet werden, wie sich soziale Ordnungs- und Regelungsstrukturen unter den Bedingungen sozial-nachhaltiger Zielsetzungen entwickeln und überhaupt bilden.

Das Forschungsanliegen besteht darin, die Entstehung sozialer Regelungsstrukturen mit der Frage nachhaltiger Gestaltung zu beleuchten. Forschungsstrategisch und die Generierung von Ergebnissen betreffend wurde daraus das *sozial-ökologische Transformationsexperiment* für die Entwicklung eines „*Set in progress*“ von sozial-nachhaltigen Prinzipien, die zu nachhaltiger Lebensweise führen, konzipiert. Im Unterschied zu Indikatorenansätzen ist dessen Sinn und Zweck nicht nur das Bewerten, sondern vor allem das Aufzeigen von Möglichkeiten, soziale Gebilde nachhaltig zu gestalten. Damit bleibt es erstens stets (weiter-)entwicklungsfähig, da es als „Modus 2“-Theoriegenerierungsmethode auf die jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kontextualisiert ist und sich mit diesen ggf. ändern muss, um entwicklungsfähig zu bleiben. Zweitens geben die Prinzipien *in progress* keine allgemeinen Kriterien für Strukturen, sondern sind Anhaltspunkte, die dahinter liegenden Kräfte und Prozesse, die zur Entstehung der Strukturen geführt haben – wie politische und ökonomische Interessen oder soziale und kulturelle Motivationen – in ihrer Nachhaltigkeit einzuschätzen und zu fördern. Letztlich zielt die Forschung darauf, realistische und angemessene Entwicklungsmöglichkeiten in Richtung Nachhaltigkeit aufzuzeigen.

³³ Bronfenbrenner nennt etwa die Weltwirtschaftskrise ein „natürliches Transformationsexperiment“, um sozio-historische Umwelteinflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung zu untersuchen (ebd.).

4.2 *Forschungsstrategie eines sozial-ökologischen Transformationsexperiments*

Die Frage ist zunächst, wie *sozial-ökologische Transformationsexperimente* durchgeführt werden können und was zu deren Inhalten gehören soll. Ein derartiges Experiment ist gekennzeichnet durch direkten Lebens- und Praxisbezug und sollte aus dem gesellschaftlichen Umfeld entstanden sein, um auch die Dynamiken und Motive der Entstehung bestimmter potentiell nachhaltiger Strukturen in Verbindung mit dem Ausgangshintergrund – der Gesellschaft – zu beobachten und eine intrinsische Motivation sicherstellen zu können. Daher haben folgende Gründe zwar zu einem Absehen von einem eigens dafür entwickelten Experiment, aber zur Suche nach *sozialen Experimenten*, die den Bedingungen nahekommen, geführt: Erstens ist die Durchführung eines alle Aspekte miteinbeziehenden Lebensführungsexperimentes extrem kompliziert, aufwändig, langwierig anzusetzen und im Rahmen einer Doktorarbeit nicht ausreichend durchzuführen. Zweitens wäre bei einem wissenschaftlich konzipierten Experiment die Selbstorganisation durch die Teilnehmer, die ja aus Sozialheterogenitätsgründen nicht nur akademische Wissenschaftler sein sollten, nicht ausreichend garantiert. Drittens ist ein wissenschaftliches Experiment immer aus wissenschaftlicher Intention, nicht aber aus gesellschaftsinduzierter Problemlösungsmotivation entstanden und kommt daher einer künstlichen Laborsituation gleich. Das untermauert neben dem gesamten Ansatz der Erforschung der Ökologie der menschlichen Entwicklung nach Urie Bronfenbrenner (1981) auch der Anspruch der ökologischen Psychologie, der „als ein programmatischer zu verstehen [ist]: Nur durch die Berücksichtigung der natürlichen und alltagsweltlichen Verhaltenssituation ist die Verallgemeinerbarkeit der Forschungsergebnisse und damit die ökologische Validität sicherzustellen“ (Huneke 2001: 4).

Insofern sind für die Erforschung nachhaltigen Verhaltens möglichst „durchschnittliche“ Rahmenbedingungen erforderlich – nicht nur die „natürlichen“ Umwelten betreffend, sondern besonders auch die gesellschaftlichen Bedingungen – damit die Ergebnisse dem anvisierten Geltungsbereich für Transformationswissen (hier: BRD) möglichst nahe kommen.

Deshalb sollen bereits vorhandene *soziale Experimente* auf der Suche nach einer „besseren, zukunftsfähigen“ Lebensweise beobachtet werden. Durch Auswahl von Projekten mit Intentionen, die dem Erkenntnisinteresse der Forschungsarbeit am nächsten kommen, soll versucht werden, eine gewisse Annäherung an ein wissenschaftliches Experiment zu erreichen. Ein weiterer Vorteil von sozialen Experimenten ist, dass sie aus gesellschaftlichen Bewegungen und Bedürfnissen sozialer Gruppen entstanden sind und eine realitätsnahe Verankerung haben. Zivilgesellschaftliche Initiativkraft und Außenwirkung ist auch ausschlaggebend für die Entwicklung realistischer Wege nachhaltiger Lebensweisen. An der Bedeutung, gesellschaftlichen Stellung und Größe von sozialen Experimenten lässt sich deren gesellschaftliche Relevanz ablesen. Allerdings kann es kaum verwundern, wenn solche Initiativen in einer nicht-nachhaltigen Gesellschaft dennoch marginalisiert sind – es kommt auf die Gründe an.

Eine Beobachtung möglichst weitgehender *sozial-ökologischer Transformationsexperimente* bietet also die im Moment am nächstliegende und meisten Erfolg versprechende Untersuchungsmethode.

4.3 *Erstes „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien*

Die aus den vorangegangenen theoretischen Erörterungen in Kapitel 3 hergeleiteten Prinzipien werden nun zusammengetragen. Sie werden als „Set in progress“ durch den Forschungsprozess theoretisch und empirisch fundiert weiterentwickelt. Im Weiteren dienen sie zur Auswahl von Projekten, die sozialökologische Transformationsexperimente mit möglichst weitgehenden nachhaltigen Zielen sind.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten: „Set in progress“ Nr.1

1. Weitestgehend das Ziel, die *Lebens- und Entwicklungsbedingungen zu optimieren*, was sich in ökologischen, sozialen und ökonomischen Zielen äußern sollte und darin, die Handlungsmöglichkeiten aller Akteure zu erweitern.
2. Sozialstrukturen, die durch überschaubare, informelle und direkte Kommunikation und Handlungsbezüge gekennzeichnet sind. Diese können die Organisations- und Entscheidungsgestaltung beeinflussen; Konfliktpräventionsmethoden.
3. Konsensorientierte Entscheidungsfindung und Dezentralisation von Macht.
4. Synthese von individueller Freiheit und gemeinschaftlicher Kooperation (Individuum-Kollektiv-Balance): Inklusivität, Pluralismus und Toleranz bei gemeinsamer Verbundenheit; Verbindlichkeit für die Gruppe und Verantwortungsgefühl.
5. Organisations- und Regelungsstrukturen des Gemeinwesens sollen individuelle Freiheit und solidarische Kollektivität zur Synthese bringen.
6. Flexibilität von Rollen und Kompetenzen der Mitglieder; vielseitige Sozialisation und Qualifizierung.
7. Flexible Responsivität auf Umwelten und Mitglieder; flexibler Umgang mit den auf Nachhaltigkeitsprinzipien ausgerichteten Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi.
8. Partizipative, demokratische Planungsprozesse für die Lebensumwelten der Betroffenen.
9. Demokratische Raumzugänglichkeit für sozial-ökologisches *spacing*.

Kriterien zur Auswahl *sozial-ökologischer Transformationsexperimente*, deren Experimentierpotential betreffend:

10. Sozial-ökologische Ziele (im weiten Sinne) bei undogmatischer, pluralistischer Weltanschauung oder Philosophie.
11. „Alternativ-progressive Gegenvergemeinschaftung“: gesellschaftskritisch, aber offen und im Kontakt mit der Öffentlichkeit, mit ggf. Außenwirkung.
12. Experimentelle Offenheit einer auf Konsens ausgerichteten pluralistischen Kultur.
13. Einbezug möglichst vieler Bereiche (Lebensführung, Philosophie (Intention der Gemeinschaft), Kultur, Ökonomie, Organisation, Soziales) in diese experimentelle Offenheit und damit in einen Vergemeinschaftungsprozess.
14. Schaffung eines *Heterotopias* „Ortes der sozial-ökologischen Möglichkeiten“.

Es handelt sich bei den *Prinzipien* um weiche Kriterien. Sie sind insofern keine Indikatoren. Wie bereits besprochen, geht es bei dieser Forschungsstrategie nicht um eine Beurteilung vorhandener sozialer Gebilde, sondern um das Potential, möglichst weitgehende sozialökologische Transformationsexperimente zu entwerfen und deren Entstehen durch die Generierung von Transformationswissen anzuregen.

4.4 *Ergebnisgenerierung im Forschungsprozess der „Grounded Theory“*

Aufgrund der Fragestellung, neue und realistische Gestaltungswege zukunftsfähiger Lebensweisen zu erforschen, hat sich die Methode der „Grounded Theory“ (Glaser et al. 2005) als das passende Forschungsdesign erwiesen. Denn deren Ziel ist es, die Kluft zwischen Theorie und Empirie in der Soziologie zu überwinden, die in der empiriegestützten Theoriegenerierung gesehen wird. Anlass der Entwicklung der „Grounded Theory“- Methode waren Defizite der dominant deduktiven Ar-

beitsweise in der Soziologie, die sich lediglich mit vorhandenen Theorien auseinandersetzt, aber keine neuen generiert. Da die empirische Forschung auf diese Weise nur die Aufgabe hat, theoretische Hypothesen zu überprüfen, gibt es keinen Raum für Prozesse des Entdeckens neuer Konzepte und Hypothesen aus der Empirie. Eine empirische Theoriegenerierung wird hingegen aufgrund ihrer Entstehungsbedingungen notwendigerweise den empirischen Situationen – für die letztlich Theorie gelten soll – eher gerecht (vgl. Lamnek 1995: 111ff).

Der Forschungsprozess der Theoriegenerierung (von Transformationswissen) in Anlehnung an die Grounded Theory, der allerdings bereits auf der theoretischen Voranalyse aufbaut, soll hier zweistufig vollzogen werden:

1. Aus den empirischen Daten des Untersuchungsbereichs wird zunächst eine gegenstandsbezogene Theorie mittels Hypothesenbildung betrieben. Dabei geht es nicht um eine umfassende Deskription des Gegenstandsbereichs, sondern um das Aufdecken allgemeiner Gesetzeszusammenhänge – die Entstehung sozialer Regelungsstrukturen mit *sozial-nachhaltigen Prinzipien*. Die Untersuchungsbereiche sind „Material“ für die Entwicklung von Hypothesen und Theoriebildung.
2. Im zweiten Schritt wird mittels vergleichender Analyse erstens der empirischen Untersuchungsbereiche und zweitens aber auch logisch-deduktiver Ableitungen aus dem sich als relevant ergebenden „theoretical sampling“ eine „formale Theorie“ durch immer weitergehende Verallgemeinerungen generiert. Insofern geht die Grounded Theory nicht rein induktiv vor, sondern es können auch durch deduktive Theorieableitung weitere Indizien aus anderen Forschungsarbeiten in den Forschungsprozess einbezogen werden. Mit den Verallgemeinerungsprozessen, die zur „formal theory“ führen, sollen raum-zeitliche Beschränkungen aufgehoben werden (vgl. Lamnek 1995: 111ff).

Die theoretisch entwickelten Prinzipien dienen als Auswahl-, Bewertungs- und Interpretationsmaßstab für das empirische Datenerhebungsfeld im Hinblick auf das Erkenntnisinteresse nachhaltiger Lebensweisen. Insofern geht der Forschungsprozess also deduktiv vor. Allerdings geht es in der empirischen Forschungsphase um mehr als die reine Überprüfung der Kriterien. Es geht darüber hinaus um deren Erweiterung. Zugleich gibt es also eine induktive Datengenerierung, die wiederum mit der theoretischen abgeglichen wird und den Erkenntnisprozess im Wechsel zwischen Theorie und Empirie ausmacht. In diesem Sinne kann in Anlehnung an die „Grounded Theory“ festgehalten werden:

„Der Kunstgriff besteht also darin, das, was man für theoretisch möglich oder wahrscheinlich hält, dem gegenüberzustellen, was man im Feld antrifft“ (Glaser et al. 2005: 257).

II. Teil: Empirische Untersuchungen

5. Das Forschungsfeld

5.1 *Intentionale Gemeinschaften*

Die Suche nach einem Feld, in dem möglichst weitgehende sozialökologische Transformationsexperimente mit Vergemeinschaftungsprozessen gefunden werden können, führte zu *Intentionalen Gemeinschaften* mit sozialökologischen Zielen, die aus den Wünschen nach einem freien und „guten“ Leben in Frieden mit sich und der Umwelt gegründet werden. Dabei wird bewusst und reflektiert nach konkreten Umsetzungsmöglichkeiten gesucht.

5.1.1 *Definitionen und Zahlen*

Der Begriff „*intentional community*“ wurde 1948 auf einer regionalen Konferenz nordamerikanischer communities im Osten der USA eingeführt, stammt somit aus der Gemeinschaftsbewegung und ist **erstens** ein Sammelbegriff für verschiedene Gemeinschaftsformen geworden, die sich selbst zu dieser Bewegung zugehörig sehen:

"Intentional Community is an inclusive term for ecovillages, cohousing, residential land trusts, communes, student co-ops, urban housing cooperatives, alternative communities, and other projects where people strive together with a common vision."³⁴

Teilweise fühlen sich auch schon länger bestehende oder unabhängig vom Begriff existierende Gemeinschaftsformen zugehörig wie Kibbuzim, Kommunen, Ökodörfer, „Cohousing“-Projekte, städtische Nachbarschaftsnetzwerke etc. Daraus folgende Beschreibungen versuchen die gemeinsamen Grundeigenschaften von *intentional communities* anhand der existierenden Projekte zu benennen: ein freiwilliges, gewolltes Zusammenkommen unter gemeinsamen, durchaus vielseitigen sozialen, ökonomischen, spirituellen, politischen und/oder ökologischen Visionen, Intentionen und Werten. Diese zielen auf eine Verbesserung der Lebensverhältnisse im Vergleich zu der Gesellschaft, aus der die Mitglieder kommen. Die Mitglieder entwickeln ein Wir-Gefühl und sehen sich als kontinuierliche Gruppe (vgl. Metcalf/Christian 2003; auch Shenker 1986). In allen konkreteren Struktureigenschaften mit spiritueller, kultureller oder politischer Ausrichtung und daraus folgenden Organisationsstrukturen sowie räumlicher Ausdifferenzierung (städtisch oder ländlich, Haushaltsgröße und ökonomische Organisation) wird auf Vielfalt verwiesen. Die meisten *intentional communities* haben ökologische Ziele (ebd.).

Zweitens wird auch versucht, intentionale Gemeinschaften sozialwissenschaftlich anhand ihrer Entstehungsstrukturen, Organisations- und Beziehungskonstellationen zu beschreiben:

„Intentionale Gemeinschaften’ bilden sich bewusst aus einer oppositionellen Haltung gegenüber der Gesellschaft, um neue Wege des Zusammenlebens zwischen Menschen und mit der Umwelt experimentell zu erproben. Ihre verbindenden Merkmale, die eine Gruppenidentität ausmachen, sind dabei gemeinsames Zusammenleben, eine geteilte Lebenswelt und ein damit einhergehender Lebensstil. [...] Während ‚natürliche Gemeinschaften’ dazu tendieren, sich gesellschaftlichen Handlungsbezügen unterzuordnen, streben Intentionale Gemeinschaften eine Einmischung in und Gestaltung von Gesellschaft an“ (vgl. Grundmann 2006a).

³⁴ vgl. Netzwerk „Fellowship Intentional Communities“: www.fic.org/ (12.03.06).

Intentionale Gemeinschaften sind gewollte, die gesamte Lebensführung betreffende, konjunkt verfasste soziale Gebilde, die möglichst viele Bereiche der Lebensführung einbeziehen und bewusst reflektieren, experimentieren und gestalten. Somit sind sie eine Form der *Sozialen Gemeinschaft* (vgl. Kap. 3.3.1).

Bis heute existiert keine systematische, etablierte Gemeinschaftsforschung (Grundmann 2006a). Es mehren sich jedoch auch im deutschen Sprachraum einzelne empirische Arbeiten aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die das Thema „intentional communities“ behandeln. Es scheint sich beim wissenschaftlichen Nachwuchs ein wachsendes Interesse an den Themen intentionale Gemeinschaften und Ökodörfer zu entwickeln.³⁵ Die Begriffe und Definitionen sind dabei so zahlreich und meist nicht aufeinander bezogen, wie die Disziplinen, in denen sie erarbeitet wurden. Aktuell zu erwähnen ist eine umfangreiche Studie, für die 496 intentionale Gemeinschaften in Nordwesteuropa befragt wurden (vgl. Meijring 2006). Darin wird *Intentionale Gemeinschaft* nach Diskussion des Forschungsstandes schließlich über eine gemeinsame Ideologie definiert, die sich in der gemeinschaftlichen Verwirklichung eines alternativen Lebensstils äußert, wodurch sich die Gruppe von der „mainstream-society“ absondert (vgl. auch Poldervaart 2001). Dazu kommen die Kriterien, dass es sich um eine Gruppe handelt, die aus mehr als einer Familie besteht, und dass teilweise gemeinsamer Besitz vorhanden ist (vgl. Meijring 2006: 19). Eine Clusteranalyse ergab vier Typen intentionaler Gemeinschaften: religiös (von Klöstern bis spirituelle Gemeinschaften), ökologisch (tendenziell selbstversorgend), gemeinschaftlich (ideologisch, sozial) und praktisch (vor allem Zweckgemeinschaften wie Co-housing-Projekte). Intentionale Gemeinschaften werden als interessantes Forschungsfeld für die Kulturgeographie entdeckt, weil sie die Raumanneignungen traditionell dominanter Gruppen in Frage stellen und Räume für alternative Lebensweisen schaffen wollen (vgl. Meijring 2006: 115).

Zahlen und Entwicklungstendenzen von intentional communities sind aufgrund der Vielfalt und Ungenauigkeit des Begriffs schwer zu erfassen (vgl. Dierschke et al. 2006: 105f). Es gibt allerdings Verzeichnisse einiger Netzwerke, in die sich entsprechende Gemeinschaften selbst eintragen. Die konkreteste Quelle (Gering 2005) nennt für 2005 weltweit 208 Netzwerke, in denen 3782 Gemeinschaften mit mehr je als 100 Mitgliedern erfasst sind. Demnach werden insgesamt etwa 367.000 Menschen als Mitglieder von intentional communities verzeichnet. Die tatsächlichen Zahlen dürften noch viel höher liegen. Viele Neugründungen und eine kurze Lebensdauer der Projekte lassen sich anhand der Eurotopia-Verzeichnisse (1998; 2000; 2004) nachverfolgen (vgl. Kunze 2003: 41).

Es kann festgestellt werden, dass der Großteil³⁶ der Intentionalen Gemeinschaften in selbstorganisierten Vergemeinschaftungsprozessen „von unten“ gegründet wird, somit eine konjunkte Herleitung sozialer Ordnung praktiziert. Im Bezug zu modernen, individualisierten Gesellschaften besteht die Intention darin, alternative Lebensformen umzusetzen und zu entwickeln. Eine Umfrage unter Sozialen Gemeinschaften in Deutschland ergab, dass die wichtigsten und meistgenannten Gründungsmotive die Suche nach neuen Lebensformen, soziale Motive und ökologische Lebensführung sind (vgl. Dierschke et al. 2006).

³⁵ u.a. Raumplanung: Meyer 1992, Politikwissenschaft: Bansamir 1996, Kulturwissenschaften: Strünke 2000, Interdisziplinäres Projekt: Internet Donath et.al. 2000, Geographie: Kunze 2003; Soziologie: Dierschke 2004; Psychologie: Wagner 2007; Anthropologie: Dümmler 2007.

³⁶ Von staatlicher Seite initiierte co-housing-projects rechnet Metcalf auch zu intentional communities (vgl. Metcalf et al. 2003).

5.1.2 Die Intentionale Gemeinschaftsbewegung

Mit der Zeit gründeten sich mehrere Netzwerke³⁷, die heute ein vielfältiges Spektrum bestehender Gemeinschaften in der ganzen Welt vernetzen. Um die Ziele, den Ansatz und die Perspektive der Praxis der untersuchten Gemeinschaften zu verstehen, ist es von fundamentaler Bedeutung, Entstehungszusammenhänge, Ziele und Arbeit der „intentionalen Gemeinschaftsbewegung“ zu betrachten. Als besonders relevant für sozial-nachhaltige Thematiken ist dabei die Ökodorf-Bewegung anzuführen. Als weltweites bottom-up Netzwerk von gewachsenen Stätten der Nachhaltigkeitspraxis mit Bildungsambitionen werden im „Global Ecovillage Network“ (GEN) die speziellen Erfahrungen einzelner Ökodörfer weiterentwickelt, verallgemeinert und zum Ausdruck gebracht. Mit der Entwicklung des Nachhaltigkeitsbegriffs wuchs ein Netzwerk von Projekten, die 1995 auf der „Conference on Sustainable Settlements“ in Findhorn nach vergeblicher, weltweiter Suche eines perfekten ökologischen Dorfs, GEN gründeten³⁸. Ein Mit-Initiator (Ross Jackson) sprach von neuen Begegnungen, bei denen Menschen aus Dörfern u.a. im Senegal, Brasilien oder Dänemark erstaunt feststellten, dass sie ähnliche Ziele verfolgen und an einem Projekt, dem Entwickeln einer nachhaltigen Lebensweise, gemeinsam arbeiten können. GEN-Europe ist als Verein verfasst. Eine zweiköpfige Geschäftsführung organisiert den Austausch über Internetseite, Rundbrief und gemeinsame Treffen, Öffentlichkeitsarbeit, Projekte und finanzielle Unterstützung. Heute hat GEN 15.000 Einzelmitglieder, davon 74 Ecovillages und 17 networks.

Die Mitglieder von GEN sind zu der Ansicht gelangt, dass eine ökologische Lebensweise nicht mit allgemein geltenden Maßstäben, Richtlinien oder Grenzwerten erreicht werden kann. Sie muss sich an der Einbindung in den naturräumlichen, kulturellen und sozialen Rahmen messen. Ross Jackson von GEN sieht, dass

„die Probleme, die mit dem Versuch verbunden sind, nachhaltig zu leben, zu komplex und zu verschieden sind, um mit einer traditionellen Top-down Perspektive gelöst zu werden. Eine einfache Gesamtlösung könnte unmöglich die riesigen Unterschiede zwischen Norden und Süden, Stadt, Vorstadt und Land sowie den verschiedensten kulturellen Traditionen berücksichtigen. Das eine, ideale, auf alle übertragbare Ökodorf kann es also gar nicht geben, sondern die Vielfalt zählt“ (Richter 2000).

Im Bewusstsein, dass Individuum, Gemeinschaft, Gesellschaft und Naturraum in einem komplexen Beziehungsgeflecht von gegenseitigen Abhängigkeiten stehen, kann eine situationsbedingte nachhaltige Lebensweise entwickelt werden, die im Interesse aller das Gesamtsystem in seinem Bestehen sichert. Dabei spielen nicht nur materielle Stoffströme eine Rolle, sondern auch immaterielle Werte wie verständnisvolle Kommunikation und soziale Sicherheit.

Zur gängigen Beschreibung in der Ökodorbewegung wurde Robert Gilmans Definition eines Ökodorfs als eine Siedlung, die folgende Prinzipien verfolgt: “[...] a human-scale, full-featured settlement, in which human activities are harmlessly integrated into the natural world, in a way that is supportive of healthy human development and can be successfully continued into the indefinite future” (Gilman 1991).

“A human-scale settlement is one that is small enough for people to know and be known by each others in the community, and in which each member of the community feels he or she is able to influence the community’s

³⁷ Das Fellowship intentional Communities (FIC), hauptsächlich USA; Fellowship egalitarian Communities (FEC), USA; GEN (Global Ecovillage Network). Viele weitere Netzwerke vernetzen spezielle Formen intentionaler Gemeinschaften (z.B. Arche, Longo Mai).

³⁸ Es entstanden drei unabhängige Netzwerke: GEN Europa/Afrika, GEN Americas und GEN Ozeanien/Asien, die überregional von GEN International unterstützt wurden (vgl. <http://gen.ecovillage.org/about/index.html>). Eines der Mitgliedsnetzwerke ist z.B. die Sarvodaya-Bewegung in Sri Lanka vgl. www.sarvodaya.org/ (23.10.06).

direction. A full-features settlement is one in which all the major elements of normal living – residence, food provision, work activities, education, health care, leisure, and social life – are present in balanced proportions. The eco in ecovillage indicates the principle of equality between humans and other forms of life. [...] another important principle is the cyclic use of material resources” (Bates 2003: 423f).

Das Netzwerk hat seinen Fokus, der bisher an einer Dorfstruktur orientiert war, im Laufe der Zeit erweitert:

“The Ecovillage model presents itself as an inspiring and viable way to eradicate poverty and degradation of the environment, while combining a supportive social-cultural environment with low-impact lifestyles. Going beyond today's dichotomy of urban and rural settlements and representing widely applicable models for the planning and reorganisation of human settlements in the 21st century.”³⁹

Auch auf der Konferenz von GEN „Ecovillages - New Frontiers for Sustainability“ Anfang Oktober 2005 (vgl. www.findhorn.org/ecovillages) stellte Gilman den Rahmen des Dorfes als zu eng in Frage und bezeichnete die Ökodorf-Mitglieder als Forschungs-, Bildungs- und Demonstrationszentren nachhaltiger Lebensweise. Es handele sich vom Prinzip her eher um ein Netzwerk von Menschen und Gruppen, die eine Idee umsetzen möchten, als um Dörfer. Das drückt sich konkret z.B. durch einige Mitglieder aus, die Ökosiedlungen in Großstadtzusammenhängen aufbauen.⁴⁰

Festgehalten werden kann, dass Ökodorf eine Idee oder ein Prozess hin zu einer integrativen Mensch-Umwelt-Einheit ist. Somit wäre es zu eng, seine Nachhaltigkeitsleistung nur an festen Umsetzungskriterien wie Kohlendioxid-Ausstoß pro Kopf zu messen.

5.1.3 Zur Forschungsannäherung an Soziale Bewegungen

„Soziale Bewegungen stellen soziale Gebilde aus miteinander vernetzten Personen, Gruppen und Organisationen dar, die mit kollektiven Aktionen Proteste ausdrücken, um soziale bzw. politische Verhältnisse zu verändern oder um sich vollziehenden Veränderungen entgegenzuwirken“ (Rucht et al. 2003).

In diesem Sinne kann von einer „intentionalen Gemeinschaftsbewegung“ gesprochen werden, in der sich Menschen und Gemeinschaften vernetzen, die gemeinschaftliche Lebensformen umsetzen oder es anstreben bzw. danach suchen.

Soziale Bewegungen sind stark dezentralisierte Netzwerke, in denen auch Organisationen eingebettet sein können (vgl. Rucht 2003). In sozialen Bewegungen sind individuelle Motive und kollektive Zwecke aufgrund der ehrenamtlichen Engagement- und Arbeitsstrukturen deckungsgleich (ebd.). Auch das erfolgreiche Bestehen von intentionalen Gemeinschaften wird auf das gleichzeitige Eingehen auf soziale und individuelle Bedürfnisse zurückgeführt (Shenker 1986: 37). Die strukturelle Ursache dafür liegt darin, dass keine anderen Ressourcen als die individuelle Motivation vorhanden sind, um Teilnehmer langfristig zu binden.

Rucht et al. (2003) unterscheiden zwischen einem defensiven Protest als sozialen Rückzug kultureller Bewegungen, deren Hauptziel die Verhaltensveränderung ihrer Anhänger ist – Beispiel Landkommunebewegung oder „sektiererische Gruppen“ – und einer offensiven Form von eher politischem Charakter (vgl. auch Strang 1990; Kap. 3.3.3).

Die Definition und Klassifizierung von Rucht et al. basiert allerdings eindeutig auf einer Bezugnahme zum herrschenden Gesellschafts- und Normensystem. Es ist in Frage zu stellen, ob als Definitionsgrundlage sozialer Bewegungen die Art der Gegenreaktion auf „herrschende, normale“ staat-

³⁹ May East for the Johannesburg world summit on Sustainable Development. In: Findhorn Network News No.32, (2002: 18).

⁴⁰ z.B. das „Ecovillage-Projekt in Los Angeles www.ic.org/laev.

liche Strukturen hinreichend ist. Erstens werden kulturelle Normen und soziale Formen auch im „mainstream“ zunehmend relativiert und sind gerade in der Postmoderne im Wandel (vgl. zum Wandel der Familie vgl. Peuckert 2008). Damit im Zusammenhang steht die Individualisierung und eine globalisierte Welt, die u.a. auch Informationszugang zu und Austausch mit räumlich und zeitlich anderen Kulturen ermöglicht. Zweitens gründen sich kulturelle und soziale Bewegungen nicht unbedingt aus einer oppositionellen Haltung, sondern können durchaus im Zuge der wachsenden Freiheit Teil der Zivilgesellschaft sein.

Die Definitionen von Rucht et al. (2003) sind ein Beispiel für eine implizit normative Definition auf dem Hintergrund herrschender Strukturen und sollten dahingehend erweitert werden: Eine Soziale Bewegung kann nicht nur in Bezug auf das herrschende staatlich-politische System definiert werden, sondern auch zu ihren eigenen Zielen und deren Umsetzung. Allerdings sollten die verschiedenen Arten und Protestformen sozialer Bewegungen durchaus in Bezug zu einem staatlich-politischen System definiert werden, aber nicht mittels der expliziten Engführung des Protests.

Wie werden Bewegungen definiert, die sich nicht nur über den Protest zum Bestehenden, sondern auch über die Suche nach anderen sozialen Strukturen konstituieren? Diese können theoretischen Utopien und Idealen entspringen oder aus anderen Epochen oder Kulturen stammen. Der Forscher Robert Schehr (1997) sieht den konventionellen theoretischen Rahmen für soziale Bewegungen zu eng, um *intentional communities* zu verstehen, weil erstens deren Ansatz sich nicht auf einen offensichtlichen politischen Wandel und dessen Forderung einer Umsetzung bezieht. Zweitens handelt es sich dabei auch nicht um eine „Untergrundbewegung von Machtlosen“, wie es bei den meisten sozialen Bewegungen der Fall ist. *Intentional communities* suchen mehr nach fundamentalen und emanzipatorischen Veränderungen in kulturellen Prozessen und Institutionen und wie diese sich im alltäglichen Leben umsetzen und vollziehen lassen. Indem sie nach den Kräften suchen, die das eigene Leben kontrollieren, indem sie „normale“ internalisierte Kulturlogiken bewusst offen legen und konfrontieren, schaffen sie Raum für die inneren menschlichen Handlungsintentionen (Schehr 1997).

“While ICs [intentional communities; I.K.] have traditionally been ignored in the classical social movement literature, largely for their ‘utopian’ constitution, it is precisely this utopian component that I argue is crucial to a successful social movement. Simultaneously granting the persistence of resistance within civil society and recognition of a utopian vision for the future, make ICs the ideal social movement entity” (Schehr 1997: 174).

5.1.4 *Intentionale Gemeinschaften als sozial-ökologische Transformationsexperimente*

Nach der Studie Simon et al. (2004) beruhen die „Nachhaltigkeitsvorteile“ von Gemeinschaftsprojekten – die sich vor allem als „Experimentiervorteile“ entpuppen – erstens auf der personellen Zusammensetzung. In Gemeinschaften finden sich Menschen zusammen, die eine „nachhaltige *Mentalität*“ und Intention innehaben. Materielle Güter stehen hinter sozialen und kreativen Werten eher zurück, privater Wohnraum ist begrenzt, regionale und eigene Nahrungsmittelversorgung beschränkt das Angebot. „Dies wird allerdings nicht als Konsumverzicht, sondern als Qualitätszuwachs gesehen“ (Simon et al. 2004: 26). Zweitens sind *Strukturentscheidungen* wesentliche Voraussetzung für die Umsetzung nachhaltiger Lebensweisen, z.B. der Anteil der Selbstversorgung, die Gestaltung von Gebäuden und ihren Nutzungen.

Mit einer intentionalen Gemeinschaft bilden Individuen ein Konvergenzfeld, also Übereinkünfte von Werten, Intentionen und Zwecken. Daher findet ein Prozess der Einigung unter freien Individuen statt. Wenn persönliche Beziehungen Teil der Realisierung und Umsetzung der Intentionen sind, entwickelt sich aktiv und bewusst ein Vergemeinschaftungsprozess (vgl. Kap. 3.3.1). Dieser zeichnet sich durch persönliche, direkte Kommunikation und Bezugnahme sowie Vernetzung, Vereinbarun-

gen und Planung im Konkreten aus und fungiert als Umsetzungsfeld für die Intentionen in Strukturen und Lebensformen. Sind sozialökologische und nachhaltige Lebensweisen im weiteren Sinne Teil der Intention, erfüllt das Gemeinschaftsprojekt wesentliche Grundeigenschaften der erörterten konjunkten Sozialordnung, der Individuum-Kollektiv-Balance und damit von *sozial-ökologischen Transformationsexperimenten*.

Von einer kulturgeographischen Perspektive aus entstehen in dieser Hinsicht in intentionalen Gemeinschaften liminale Orte und *Heterotopias* (vgl. Meijering 2006: 20; Kap. 3.4.1). Liminalität bezeichnet einen Schwebезustand, der zu mehr Stabilität strebt und entspricht von daher dem *sozial-ökologischen Transformationsexperiment*, das speziell den Übergang zu nachhaltigeren Lebensweisen darstellt. Im Falle Intentionaler Gemeinschaften besteht dieser Schwebезustand zwischen einerseits den Normen und Strukturbedingungen der umgebenden Gesellschaft und andererseits dem gewünschten alternativen Lebensstil (vgl. Brown 2002), der in separierten räumlichen „Heterotopias“ zu leben versucht wird. Sie stellen somit eine Form von „mikrosozialer Raumgestaltung von unten“ dar, die besonders für die vorliegende Frage nach sozial-nachhaltiger Lebensweisegestaltung von Interesse ist (Grundmann/Kunze 2008).

Darüber hinaus werden Intentionale Gemeinschaften nicht nur als Orte der Umsetzung einer Utopie oder Vision beschrieben. Es wird dafür plädiert, ihren utopischen Erfolg nicht nur an der Umsetzung der Ausgangsvision zu messen – was allerdings auch selten getan wurde (vgl. Pitzer 1997) – sondern durch die Perspektive eines *developmental utopianism* (Lockyer 2007) zu erweitern. Der Analyse-rahmen wird damit auf die weitere intentionale Gemeinschaftsbewegung und den gesellschaftlichen, kulturellen Kontext, auf den diese antwortet, bezogen. Die Realität zwingt die Mitglieder, ihre Vision immer wieder an die Umstände anzupassen. *Developmental utopianism* ist damit ein fortlaufender Prozess interaktiven Handelns, bei dem aufbauend auf das Vorangegangene kontinuierlich versucht wird, mit der Spannung zwischen Realität und Ideal umzugehen. Daraus ergibt sich eine dynamische Charakteristik von intentionalen Gemeinschaften:

“Pitzer’s *developmental communalism* focuses on the dynamic nature of intentional communities, recognizing intentional communities as processes rather than entities. [...] Thus for Schehr, in contrast to many previous theorists of intentional communities and like Pitzer, intentional communities must be examined not in terms of whether they succeed in creating utopias, but rather in terms of the process of striving for their utopian visions” (Lockyer 2007: 397).

Intentionale Gemeinschaften bilden ein Feld, in dem die Frage nach sozialen Organisationsformen, die ein friedliches und konstruktives Miteinander mit Menschen und Umwelt ermöglichen, immer wieder gestellt wird und beantwortet werden muss. Die durch zahlreiche soziale Prozesse der Umstrukturierung gewonnenen Erfahrungen liefern Material für die Erforschung einer handlungstheoretischen Herleitung sozialer Ordnung (Grundmann 2005). Die Entwicklung von selbstorganisierten Verfassungen, d.h. Entwicklungsprozesse und Art selbstverantwortlicher und kooperativer Organisationsstrukturen, kann hier verstärkt beobachtet werden.

Auch sind für die Umsetzung einer kommunitaristischen Synthese von Individuum und Kollektiv viel versprechende Ansätze auszumachen:

„Postmodernen, [intentionalen Gemeinschaften ist eigen, I.K.] dass sie versuchen, Individualität und Gemein-sinn miteinander zu vereinbaren. Die Suche nach einem Leben in sozialen Gemeinschaften kann demnach als Ausdruck einer Lebensführung gedeutet werden, die sowohl Freiräume für die individuelle Lebensführung schafft, als auch eine soziale und gesellschaftspolitisch begründete Verbundenheit der Gemeinschaftsmitglieder ermöglicht“ (Grundmann 2006: 20f).

Der Systemtheoretiker Helmut Willke (1983) schrieb, dass

„in den Strukturen neuer säkularer Kommunen Motive und Sinnmomente zum Ausdruck kommen, die aus einer defensiven desinteressierten Ablehnung der Mehrheitsgesellschaft heraus eigenständige, tragfähige kommunale Lebenswelten und Wirklichkeiten erzeugen können; daß in der abgeschirmten Innenwelt von Kommunen Erfahrungen gemacht werden können, welche die Machbarkeit gesellschaftsstrukturell unwahrscheinlicher Zustände nahe legen; und daß dies genau jene Zustände sind, nach denen sich die Mehrheitsgesellschaft in nicht geringen Teilen insgeheim sehnt“ (Willke 1983: 158).

Nach Shenker (1986: 4f) ist die Erforschung intentionaler Gemeinschaften sinnvoll, um erstens in einem reflektierten Mikrokosmos generelles soziales Verhalten, soziale Bewegungen und Gruppenprozesse zu beobachten, um zweitens historische Prozesse sozialer Ideologiemodelle nachzuzeichnen. Drittens kann von einigen Praktiken gelernt und diese auf andere Bereiche der Gesellschaft übertragen werden, wie es in dieser Arbeit mit nachhaltiger Lebensweise vorgenommen wird.

Daraus gefolgert können solche Projekte als bewusste, gesellschaftspolitische, intentionale Selbstexperimente bezeichnet werden.

- bewusst, weil sich Menschen bewusst zusammentun, um eine andere Lebensweise auszuprobieren und den Prozess reflexiv verfolgen;
- gesellschaftspolitisch, weil sie im Bezug zu von ihnen wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemen alternative Wege suchen; Intentional, weil bestimmte Werte, Ideen oder Ideale implizit und/oder explizit zugrunde liegen, d.h., es gibt eine gewollte Entwicklungsrichtung; und
- Selbstexperiment, weil die Mitglieder mit allen Lebensbereichen und Ebenen involviert sind, um etwas Neues auszuprobieren.

In diesem Sinne könnten entsprechend ausgewählte intentionale Gemeinschaften als Lehr- und Lernstätte von aus der Alltagspraxis heraus gewachsenen konjunkten Strukturen als Forschungsfeld für die Erprobung und Weiterentwicklung sozial-nachhaltiger Prinzipien dienen. Zudem gibt es zahlreiche Stimmen aus der Bewegung, die dies selbst so sehen:

„Gemeinschaften bieten der Gesellschaft die gelebte Erfahrung, dass ein anderes Leben möglich ist und das Wissen darüber, wie es möglich ist. Diese Erfahrung und dieses Wissen sind im Alltag erprobt und zwar in der ganzen Bandbreite: von dem sozialen Zusammenleben mit neuen Formen der Konfliktlösung, der Selbstorganisation und des Gemeinschaftseigentums über die Ökologie mit angemesseneren Konsummustern, über neue Arbeitsinhalte und –formen, Kindererziehung, selbst gestaltete Kunst und Kultur, persönliche Entwicklung, bis hin zu der Suche nach befriedigenderen Formen der Liebe...“ (Eurotopia 2000: 29).

Der Forschungsprozess sieht vor, existierende *intentionale Gemeinschaften* mit entsprechenden Intentionen als *sozial-ökologische Transformationsexperimente* zu betrachten und sie auf ihre entwickelten sozial-ökologischen Praktiken hin zu untersuchen. Da solche Gemeinschaftsprojekte nicht als wissenschaftliche, sondern als soziale Experimente zu betrachten sind, müssen entsprechende Untersuchungs- und Interpretationsmethoden angewandt werden, die gemeinschafts- und kultureigene Intentionen und Praktiken und sozial-nachhaltige Prinzipien an den Stellen zu trennen wissen, wo sie auseinander driften.

Die Entwicklung solcher Projekte findet in Deutschland vor dem Hintergrund einer individualisierten Gesellschaft statt. Die Beteiligung an einer intentionalen Gemeinschaft ist daher auf äußere ökonomische oder soziale Zwänge bezogen freiwillig und idealistisch motiviert. Daher entwickeln sich solche Projekte dahingehend aus zweierlei Gründen:

1. Es braucht (zumindest bei der Gründung) andere als ökonomische Interessen, nämlich eine Vision, Utopie oder die Sehnsucht nach der Umsetzung anderer Werte.

2. Eine intentionale Gemeinschaft kann nicht durch Repression aufrechterhalten werden, sondern nur aus der intrinsischen Motivation der Mitglieder. Diese entscheiden sich immer wieder neu für oder gegen das Projekt und die darin stattfindenden Aktivitäten.

Damit stellen Intentionale Gemeinschaften in liberalen, demokratischen Gesellschaften ein Untersuchungsfeld dar, das bezogen auf den Entwicklungsstand der umliegenden Gesellschaft entweder die formal-rechtlichen Grundbedingungen von individueller Freiheit und ökonomischer Sicherheit überbietet oder sie halten und dabei andere Werte bereitstellen muss. Insofern kann angenommen werden, dass in diesem Feld experimentelle bis innovative Bedingungen erarbeitet werden.

5.2 Zur Methodik III: Auswahl der Projekte und Einzelfalldesign

Sozialökologische Transformationsexperimente werden nun im Bereich intentionaler Gemeinschaftsprojekte gesucht, die das Umsetzen zukunftsfähiger Lebensweisen experimentell unter der Einbeziehung vieler Bereiche der Lebensführung erproben. Durch die Erforschung von Prozessen in intentionalen Gemeinschaften sollen weitere Hinweise im Hinblick auf die Fragestellung der Entstehung sozialer Regelungsstrukturen und die Weiterentwicklung der sozial-nachhaltigen Prinzipien gewonnen werden. Die sich daran anschließenden konkreteren Fragen sehen wie folgt aus:

1. Wie kann eine soziale Praxis geschaffen werden, die nachhaltiges, ethisches Handeln aus Eigeninteresse begünstigt? Unter welchen Voraussetzungen können individuelle und kollektive Interessen zur Synthese gebracht werden?
2. Welche sozialen, ökonomischen, siedlungsgeographischen und alltagsorganisatorischen Strukturen haben die Gemeinschaften auf ihrer Suche nach einer zukunftsfähigen Lebensweise entwickelt?
3. Welche Prozesse und Wege (Transformationswissen) haben die Projekte entwickelt, um sozial-nachhaltige Prinzipien und nachhaltige Lebensweisen wirklich umzusetzen?

Aufgrund der methodischen und theoretischen Vorarbeiten wurde der Forschungsprozess in folgenden Schritten durchgeführt:

- 1) Zunächst galt es, die sozial-nachhaltigen Prinzipien in einem zweiten Konkretisierungsschritt auf das Feld der intentionalen Gemeinschaften zu übersetzen. Dafür wurden in explorativen Feldstudien in zwei Intentionalen Gemeinschaften mittels des Ansatzes der „grounded theory“ (vgl. Glaser et al. 2005) Untersuchungsbereiche, -themen, Fragestellungen und konkrete Forschungsmethoden für die Erhebung und Auswertung der weiteren Einzelfallanalysen empirisch basiert weiterentwickelt.
- 2) Die durch die empirischen Vorstudien konkretisierten sozial-nachhaltigen Prinzipien dienten daraufhin als Filter zur Auswahl möglichst weitgehender und viel versprechender Transformationsexperimente, die aus dem Spektrum der Gemeinschaftsbewegung in Deutschland ausgewählt wurden.
- 3) Durch die Methode der Einzelfallanalyse mit ethnographischer, teilnehmender Beobachtung, Experteninterviews und Dokumentenanalyse konnten die Ziele, Praktiken und Umsetzungsergebnisse in einem umfangreichen, differenzierten und tiefgründigen Zugang erforscht werden.
- 4) Die Interpretation der Ergebnisse wurde an den Nachhaltigkeitsprinzipien gemessen und dahingehend Themenbereiche empirisch mittels der „grounded theory“ abgeleitet.

- 5) Durch die empirischen Untersuchungsergebnisse in den ausgewählten Gemeinschaftsprojekten wurden die bisherigen sozial-nachhaltigen Prinzipien empirisch überprüft, unterfüttert, erweitert und konkretisiert.

Da die relevanten Forschungsinformationen und Ergebnisse bei sozialen Gegenständen im Verborgenen liegen (Girtler 2001), wurde mittels verschiedener Methoden ein Herantasten erarbeitet. Aus den bisherigen Erörterungen in Kombination mit empirischen Forschungserfahrungen über soziale Gemeinschaften (Dierschke et al. 2006, Kunze 2003) wurden die ausgewählten Projekte als Fallbeispiele mit Hilfe der *Einzelfallanalyse* (Mayring 1990: 27ff) und ethnographisch-qualitativ (nach Girtler 2001; Schrader 1998) untersucht. Das sei im Folgenden ausgeführt.

5.2.1 Methodische Ausarbeitung der Einzelfallanalysen

Das Forschungsdesign der Einzelfallanalyse nach Mayring (1990) bietet sich als Design an, um einzelne intentionale Gemeinschaften zu untersuchen. Das Untersuchungsinteresse betrifft dabei bestimmte Prozesse, Wege und Erfahrungen, die in den Projekten stattgefunden haben. Dafür wurde die klassische Einzelfallanalyse etwas modifiziert, was im Folgenden geschildert wird. Wie bereits erörtert wurden aufgrund der Fragestellung, des Forschungsinteresses und des Forschungsfeldes eine Methodik im „Modus 2“ und eine Anlehnung an den sozial-ökologischen Ansatz gewählt. Methoden, die diese Ansätze in einer Einzelfallanalyse verwenden, sind qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung, davon die Aktionsforschung und die sozialanthropologische bis ethnographische Feldforschung.

Aktionsforschung (nach Kurt Lewin vgl. Moser 1975; Mayring 1990) nutzt die durch die Forschung gegebene Beeinflussung des Untersuchungsgegenstandes als Anknüpfungspunkt für eine gezielte Veränderung des sozialen Feldes (Kromrey 1995: 435). Die hier durchgeführte Forschung ist zwar keine Aktionsforschung im engen Sinne, da nicht angestrebt wird, die untersuchten Gemeinschaftsprojekte in ihrer „Optimierung“ zu beraten. Vielmehr wird aus den Praktiken versucht, Prinzipien der sozialen Gestaltung von Regelungsstrukturen zu erforschen, um sie für gesellschaftliche Entwicklungen nutzbar zu machen. Deshalb wird durch gezielte Beobachtung von Beispielprojekten aber „gesellschaftliche Aktionsforschung“ (Erzeugung von Transformationswissen) betrieben und sich folgender Grundsätze der Aktionsforschung bedient:

Es gilt ein „relatives Wahrheitskriterium: anerkannt wird einzig die dialogische Wahrheit“, eine ‚soziale Wahrheit‘, die sich aus dem Diskurs (dem ‚vernünftigen Argumentieren‘) der am Forschungsprozess Beteiligten herleitet“ (Kromrey 1995: 436; Moser 1975: 148ff). Mit dieser „sozialen Wahrheit“ oder Angemessenheit handelt es sich um etwas Dynamisches, sich ständig Wandelndes. Als Handlungsmaximen für die Aktionsforschung gelten: Transparenz (Offenlegung von Zielen, Funktionen, Methoden), Stimmigkeit (Vereinbarkeit von Forschungszielen und Methoden) und Selbstkontrolle des Forschers (keine bewusst verzerrende Einflussnahme auf den Forschungsprozess) (Kromrey 1995: 437). Die Aktionsforschung durchläuft mehrere Zyklen: Informationssammlung → Diskurs → Entwurf von Handlungsorientierungen → praktisches Handeln → und erneut Informationssammlung (Kromrey 1995: 437; Moser 1975: 146). Diese Forschungsstrategie zeigt sich hier wie folgt:

Zunächst werden ethnomethodologische (Patzelt 1987) und ethnographische Perspektiven eingenommen, um die Kultur und Praxis in den Projekten zu ergründen und mit den Zielen aus Grundsatzpapieren, Selbstdarstellungen von Dokumentenanalyse sowie Aussagen in Interviews zu überprüfen. Insofern ist die **Feldforschung** Instrument zur Erhebung und Überprüfung der tatsächlichen Praxis und Kultur in den Projekten. Hilfreiche methodische Hinweise wurden Roland Girtler (2001)

entnommen. Die Beobachtungen wurden auf die bisherigen Prinzipien bezogen, welche ihrerseits erweitert und konkretisiert wurden. Die Beobachtungen wurden im Hinblick auf die Prinzipien ausgewertet.

In der Ethnomethodologie wurde eine differenzierte, verstehende Forschungsmethodik entwickelt. Es wurde deutlich, dass die Erforschung von sozialem Zusammenleben in anderen Kulturen ein Reflektieren und Relativieren der eigenen Kultur bedarf, um nicht ethnozentristischen Werturteilen zu erliegen und andere Gesellschaftsformen z.B. als primitiv oder präkulturell zu bezeichnen (Girtler 2001). Seit der differenzierteren Erforschung der von westlich-abendländischer Lebensweise verschiedenen Kulturen wurden auch differenziertere, konstruktivistische Feldforschungsmethoden notwendig, die dann ebenso auf das Erforschen von Subkulturen in westlichen Gesellschaften⁴¹ angewandt werden.

Bei der Interpretation der Gemeinschaftsprojekte wird dann allerdings über die übliche Ethnomethodologie (Patzelt 1987), das Verhalten und die soziale Konstruktion der Probanden zu beschreiben oder zu verstehen⁴², hinausgegangen. Wie bereits erwähnt, wird Bezug zu Latours Kritik an der Soziologie, diese hätte eine nützlichere Rolle anstelle der Akteure die Kräfte zu definieren, von denen jene ohne ihr Wissen manipuliert werden (Latour 2001: 281), und zu Novotnys Möglichkeitssoziologie (vgl. Novotny 1996) genommen. Daher ist die Frage dieses Ansatzes bei der Interpretation der Daten darauf ausgerichtet, Möglichkeiten zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit zu benennen, die soziale Akteure zur Gestaltung von „Glück“, Harmonie und Zukunftsfähigkeit sozialen Miteinanders in ihrer eigenen Definition befähigen. Die erhobenen Daten werden letztlich zur Beantwortung der Frage herangezogen, welche sozialen Attribute eine zukunftsfähige Lebensweise initiieren und begünstigen.

Der Zweck der ethnographischen Feldforschung liegt darin, in möglichst weitgehenden *sozial-ökologischen Transformationsexperimenten* nach erfolgreichen Strategien und Prinzipien zukunftsfähiger Lebensweise zu suchen. Es wird davon abgesehen, die Projekte insgesamt dahingehend zu beurteilen. Die Erkenntnisse in der Sozialanthropologie und Ethnologie haben gezeigt, dass hierin ein normativ und methodisch heikles Unterfangen liegt, das nicht selten zu naturalistischen Fehlschlüssen und Ergebnisverengungen geführt hat (vgl. Schrader 1998). Ein Beurteilen der Projekte ist lediglich nötig, wenn ersichtlich ist, dass wesentliche Entwicklungsprozesse entgegen der entwickelten *sozial-nachhaltigen Prinzipien* laufen oder dass durch andere Einflüsse keine Ergebnisse im Hinblick auf die Fragestellung abzuleiten sind. Dies wird bei einzelnen Themen durchaus auftreten, da es um ein komplexes und umfassendes Thema geht. Der Fokus der Forschung liegt aber nicht auf der (kritischen) Betrachtung der Projekte, sondern darauf, konstruktive Wege der Lebensweisegestaltung aus den beobachteten Fällen herauszufiltern. Ziel der Forschung ist es, Prinzipien herauszukristallisieren, die allgemeiner auf andere Sozialzusammenhänge angewendet werden können.

In der qualitativen Sozialforschung kann nicht mit vorgefertigten Konzepten und Messinstrumenten ins Feld gegangen werden, sondern idealerweise als „naiv Lernender“ und „sich auf den Forschungsprozess Einlassender“ (Kromrey 1995; Girtler 2001), damit überhaupt neue Ergebnisse erkannt werden können. Es werden weniger strukturierte, sondern „weiche Verfahren“ gewählt, d.h. Erhebungsinstrumente, die den Erforschten Raum geben, wie z.B. narrative Interviews, das situationsflexible Interview (Kromrey 1995: 287) und das ero-epische Gespräch (Girtler 2001) im Rahmen von unstandardisierter, teilnehmender Beobachtung.

⁴¹ Vgl. hierzu die Forschungsarbeiten der Chigagoer Schule der 1920er Jahre oder aktuell Girtler (2001).

⁴² „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir“ (Dilthey 1961: 144), wobei das Verstehen auf das Erfassen von Bedeutungen abzielt.

Neben den allgemeinen Prinzipien und Säulen qualitativer Sozialforschung (vgl. Mayring 1990) ist hier von besonderer Bedeutung, dass diese eine hermeneutische und weniger objektivierende Forschungsmethodologie als sinnvolleren Weg, das Untersuchungsfeld zu erschließen, erachtet. Daraus leitet sich in der Aktionsforschung nach Moser (1975) ein Verhältnis von Forscher und Beforschten ab, das durch partizipative Interaktionsprozesse dialogisch geprägt ist. Der Forscher soll sich als Person mit in den Prozess einbringen und die Sichtweise der Erforschten zur Beurteilung ihrer Situation ernst nehmen. Dadurch wird gewährleistet, dass Erfahrungswissen aus dem Feld in die Forschung einfließen kann und ein Hinauswachsen über theoretisch verengte Zirkelschlüsse erfolgen kann. Dem wird auch die hier angewandte Methode der *grounded theory* gerecht (vgl. Kap. 4.4).

Die Tatsache, dass Gemeinschaftsprojekte soziale und keine wissenschaftlichen Experimente sind, erfordert eine zwischengeschaltete hermeneutische Interpretationsstufe ihrer Ziele, Umsetzungsmethoden und „Ergebnisse“. Um die „Ergebnisse“, das Potential und gegebenenfalls das Scheitern der Gemeinschaftsexperimente angemessen auswerten zu können, ohne in die (eigene positive oder negative) normative Vorurteilsfalle zu treten, ist das Durchdringen und Interpretieren von Intention und Philosophie der Gemeinschaften wichtig. Dafür fungieren die *sozial-nachhaltigen Prinzipien* bei der Erforschung dieser „sozialen Experimente“ auch als normative Interpretationsebene. Sinn der Feldforschung ist es zudem, die angestrebten Ideale und Intentionen, die durch website, Literatur, Grundsatzpapiere aufgeworfen werden, in der alltäglichen Situation in der Umsetzung zu beobachten und gewissermaßen zu „prüfen“.

Es soll nochmals betont werden, dass es mit der empirischen Forschung nicht um die Darstellung oder Beurteilung von Einzelfällen geht. Daher wurden die Projekte in Deutschland aus dreierlei Gründen anonymisiert:

Erstens soll nicht der Anspruch erhoben werden, die Projekte als solche in ihrem sozialen Leben nachzeichnen zu können. Als komplexes Feld, das auf qualitativen Daten und subjektiven Aspekten beruht, ist eine vollständige und vor allem ausgewogene Darstellung von z.B. Entwicklungsprozessen der Gemeinschaftskultur nahezu unmöglich.

Zweitens soll bewusst die Aufmerksamkeit von bestimmten Projekten weg gelenkt werden und auf Prinzipien, die in Zusammenhängen stattfinden, gerichtet werden. Dabei wurde darauf hingearbeitet, die für die Fragestellung relevanten Zusammenhänge tiefgründig genug zu erforschen und hier ausreichend genau zu schildern.

Drittens sollte vermieden werden, dass sich durch das Forschungsprojekt bestimmte Bilder über die untersuchten Projekte verbreiten. Daher sollte Distanz und Anonymität der Untersuchungsprojekte vor Außenstehenden gewahrt werden können. Wer die Projekte bereits kennt, wird sie wahrscheinlich enttarnen können, hat aber bereits eine eigene Erfahrungsgrundlage.

Diesen Umständen ist daher die Anonymisierung der Untersuchungsfälle geschuldet. Die Anonymität ermöglicht außerdem ein Eindringen in kritische, zuweilen tabuisierte Bereiche in den Projekten, ohne den privaten Schutz zu verletzen. Im Allgemeinen kann aber betont werden, dass Offenheit und Transparenz in allen Projekten hoch sind, wohingegen eine Metaperspektive eher fehlt, die durch die eigenen Forschungsbeobachtungen zu gewinnen versucht wurde.

5.2.2 Konkretes Vorgehen im Feld

Mit der weiteren Erfahrung der Feldforschung in intentionalen Gemeinschaften (vgl. Kunze 2003; 2006) wurden folgende konkrete Schritte im Forschungsdesign entwickelt:

- 1) Literatur- und Dokumentenanalyse, Durcharbeiten der Selbstdarstellungen (websites) und Grundsatzpapiere der Gemeinschaft im Hinblick auf die entwickelten Kriterien → Spezifizierung der Fragestellungen auf die Lebenswelt der Gemeinschaftsmitglieder
- 2) Kontaktaufnahme, Schilderung des Interesses, ggf. interessierte Gesprächs- und Interviewpartner vermitteln lassen, teilweise Termine vor dem Besuch abklären.
- 3) Teilnehmende Beobachtung: Besuch in Form möglichst ganzheitlichen Miterlebens. Verhalten und Umgangsweisen im alltäglichen Gemeinschaftsleben; möglichst zahlreiche Einzelgespräche, ero-epische Gespräche (vgl. Girtler 2001). Die teilnehmende Beobachtung gliedert sich vor allem in:
 - a) Einführungen in und Führungen durch die Gemeinschaft, ggf. Kennenlernseminar.
 - b) Mitarbeiten in gemeinschaftsrelevanten Bereichen wie Küche, Betriebe, Selbstversorgung.
 - c) Teilnahme an gemeinschaftsrelevanten Treffen und Veranstaltungen wie: Plenum, Frauentreffen, Mitgliederversammlung, philosophische Diskussionsrunden, Meditationen.
 - d) Mitleben in einer Untergruppe oder WG, je nach Struktur des Projekts.
- 4) Konkretere Informationen durch (Experten-)Interviews mit Gemeinschaftsmitgliedern.

Vorarbeiten in Form von Dokumentenanalyse und Kontaktaufnahme dienten der inhaltlichen Vorbereitung. Dementsprechend wurde als geeignete Erschließung des Untersuchungsfeldes zunächst als Interessentin an ausgewählten Einführungsprogrammen für Einstiegsinteressierte teilgenommen, während derer die Grundzüge der Gemeinschaft vermittelt wurden und Kontakt zu Mitgliedern aufgebaut werden konnte. Die dabei stattfindenden Gespräche dienten dazu, Fragen zu stellen und das Vertrauen der Gemeinschaftsmitglieder zu gewinnen. Es wurde sich bewusst als „normale“ Interessentin eher unauffällig genähert und nur auf Interesse das Forschungsanliegen deutlicher benannt. Das eigene Einbringen und Mitarbeiten bei Gemeinschaftsaktionen und Zusammenarbeit⁴³ förderten die Offenheit der Mitglieder, trugen zu Vertrauen und Integration der Forscherin bei und verhalfen damit zum Zugang zu Information. Daran schloss sich oft eine Vermittlung zu „Experten“ zu den erfragten Interessenthemen an. Die Interviews dienten darüber hinaus der Vertiefung bisher unklarer Aspekte. Es wurden 17 etwa ein- bis zweistündige Experteninterviews aufgezeichnet und nach qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet (Mayring 1990). In GEM C wurde nur ein Interview aufgezeichnet, da eine gewisse Scheu aufgrund schlechter Erfahrungen mit öffentlicher Darstellung vorhanden ist (vgl. Punkt 4c). Es ergaben sich aber zahlreiche Gespräche.

Um außenstehende Perspektiven zu erfassen und das Eingebundensein der Gemeinschaft in das regionale Umfeld differenziert erkennen zu können, wurden auch Gespräche mit außen stehenden Besuchern und Gästen geführt.

Neben diesem war das Teilnehmen am alltäglichen Leben in der Gemeinschaft von Bedeutung. Vor allem die für die Frage nach Lebensweisen wichtige Alltagspraxis, Lebensatmosphäre und schließlich „Kultur“ in den Projekten konnte erst durch die eigene, unvoreingenommene wachsame Erfah-

⁴³ z.B. Tsunami Relief oder die Erstellung eines Fragebogens über die einzelnen Untergruppen zur Präsentation im Internet in Zusammenarbeit mit dem Webadministrator, sowie alle Formen der Hausarbeit.

rung und Teilnahme nachvollzogen und in ihren Handlungslogiken und -bezügen verstanden werden. Durch zurückhaltende Teilnahme, Beobachtung, Mitarbeit und Fragen an Kinder, die sich oft eher ehrlich und offen äußern, wurde soweit möglich versucht, die Aussagen der Gemeinschaften und Einzelmitglieder und die tatsächlich gelebte Realität zu „überprüfen“. Zur Relevanz und Verwertbarkeit des erhobenen Datenmaterials lässt sich sagen, dass die geführten Experteninterviews wichtiges Material, meist ergänzend, vertiefend und aktualisierend zu den Dokumentenanalysen, liefern konnten und dass sie eher eine offizielle Sicht vermittelten. Darüber hinaus waren die Teilnahme an Gemeinschaftsversammlungen zu Organisations- oder persönlichen Themen und informelle Gesprächsrunden beim Essen oder Feiern wesentliche, im Vorfeld unterschätzte Informationsquellen.

Bei den explorativen Vorstudien erforderte die Größe und Struktur der beiden Projekte (mit 2000 und fast 1000 Mitgliedern) ein strategisches Vorgehen, um an wesentlichen Bereichen und Ereignissen teilzunehmen. Z.B. wurden im ersten Projekt drei Untergruppen ausgewählt, in denen je eine Zeit mitgewohnt und gelebt wurde. Die Gesamtplanungsebene wurde durch Dokumentenanalyse, Experteninterviews mit Planern und gezieltes Fragen unterschiedlicher Bewohner erschlossen. Im zweiten Projekt war vor allem das Mitarbeiten in den gemeinschaftlichen Bereichen ein guter Zugang zu den Mitgliedern, woraus sich dann persönliche Einladungen in Wohngruppen ergaben.

6. Ergebnisse aus zwei Vorstudien

Anhand der Kriterien wurden für Vorstudien zwei Projekte ausgewählt, die Pionierarbeit bei der Entwicklung von experimentellen sozialökologischen Lebensformen geleistet haben und für Gemeinschaften und Entwicklungsprojekte mit nachhaltigen Zielen weltweit als Studienobjekte und Vorbilder fungieren. Die durch die Fragestellung ausgesuchten Gemeinschaften zeichnen sich zudem durch Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit im Bereich sozialer und ökologischer Themen aus.

In zweimonatigen Feldforschungsaufenthalten mittels explorativer, freier Feldforschung mit teilnehmenden Beobachtungen und offenen Interviews konnte ein umfassender Zugang gewonnen werden, um konkretere Dimensionen der Fragestellung zu eröffnen. Die Absicht dieser empirisch-explorativen Vorstudien war es, die Aufmerksamkeit für soziale Strukturen im Sinne von Möglichkeiten und Wegen von Gemeinschaftsorganisation mit ökologisch verantwortlichen und sozial kooperativen Zielen aus einer alltäglichen Lebensperspektive zu sensibilisieren und das bisher theoretisch erarbeitete Spektrum von Themenbereichen nachhaltiger Lebensweisen zu erweitern.

Aus den Vorstudien konnten grundlegende Prinzipien der Projekte, die die *Entstehung* von Strukturen betreffen, beobachtet werden. In den folgenden Unterkapiteln werden exemplarisch deren Erfahrungen und die dahinter liegenden Prinzipien und Prozesse dahingehend geschildert. Mittels der „grounded theory“-Methode (vgl. Kap. 4.4) des Generierens von relevanten Themen für die Forschungsfragen aus den Beobachtungserfahrungen wurden diese nach Themenbereichen sortiert. Im folgenden Kapitel werden sie systematisch dargestellt und erschließen somit gleichzeitig die als besonders relevant entdeckten Themenbereiche für die weitere empirische Forschung. Damit münden die systematisierten Beobachtungsergebnisse im zweiten „set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien, das für die Auswahl der nächsten Projekte in Deutschland fungieren wird.

6.1 *Praktiken der Umsetzung zukunftsfähiger Intention*

6.1.1 *Das interkulturelle Stadtprojekt Auroville*

Als Ort der Umsetzung der an westlichen und indischen Philosophien anknüpfenden Evolutionsphilosophie Sri Aurobindos gründete seine französische Partnerin Mira Alfassa mit der Unterstützung des zweitausend Mitglieder starken „Sri Aurobindo“-Ashrams mit jahrzehntelanger Vordenkphase 1968 Auroville. Sie sollte als Ort des Lernens und Entwickelns in Form einer internationalen Stadt für die Menschheitsentwicklung in seinen Lebensformen experimenteller als ein Ashram werden können. Die Gründerin hat mit einer Vision und in vielen Fragen und Antworten eher Rahmenbedingungen für die individuelle Entwicklung als konkrete Pläne für eine Stadt genannt, an die sich bis heute gehalten wird. Auroville soll eine Stadt für die „menschliche Einheit“ sein und werden, die keiner Teilgruppe (Nation, Interessengruppe, Privateigentum) gehört, in der es perspektivisch kein Privateigentum und keinen Geldverkehr geben soll.⁴⁴ Es ist als ein Laboratorium für die Entwicklung von Bildung, Forschung, gemeinschaftlicher Ökonomie und interkulturellem Zusammenleben im Hinblick auf eine integrale Bewusstseinsentwicklung⁴⁵ gedacht. Die Bewohner sollten aufgrund der Vision aus allen Ländern und Kulturkreisen kommen.

⁴⁴ formuliert im „Traum“ von 1954; vgl. Börger 2004: 26f; www.auroville.org (10.02.08).

⁴⁵ Sri Aurobindo hat nach dem Studium abendländischer Wissenschaft (vornehmlich Evolutionsphilosophie) und indischer Weisheitslehren ein integrales Yoga abgeleitet, das ein neues Entwicklungsstadium für den Menschen, basierend auf Bewusstseinsentwicklung ankündigt (vgl. Aurobindo 2000 u. 2002).

Zehn Kilometer von der südindischen Stadt Pondicherry in Tamil Nadu auf einem dünn besiedelten, 15 Quadratkilometer großen Wüstenplateau kaufte zunächst die Sri Aurobindo Society (SAS), später und bis heute die gegründete Stiftung nach und nach Landflächen auf. Heute leben dort 1800 Mitglieder in verstreuten Siedlungen neben sechs tamilischen Dörfern mit mehreren tausend Einwohnern.

Eine von der „residential assembly“ gewählte „entry group“ entscheidet über neue Mitgliedschaften, die mit einer zweijährigen „Newcomerphase“, in der in Auroville gewohnt und gearbeitet wird, verbunden sind.

Hier sollen einige der wesentlichen förderlichen und hemmenden Aspekte und Beispiele von sozialer Kooperation und ökologischem Handeln, die im Umfeld von Auroville entstanden sind, genannt werden. Die Intention ist nicht primär ökologisch, sondern auf den Aufbau einer interkulturellen Stadt mit der Praxis friedlichen und toleranten Zusammenlebens ausgerichtet. Durch die Aufforstungsarbeit während der Besiedlungsphase des Gebietes auf dem Wüstenplateau haben die Siedler allerdings gelernt, wie wichtig die Kooperation mit der Natur und das tolerante Abstimmen mit den Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung sind (vgl. Kap. 6.2.1).

Der Grad vergemeinschafteter und ökologischer Lebenspraxis ist je nach Bereich sehr verschieden und vor dem kulturell gemischten Hintergrund nach unterschiedlichen Maßstäben zu beurteilen. In der interkulturellen Stadt, in der westliche und fernöstliche Kultur, Industrieland und Entwicklungsland aufeinander treffen, zeigt sich, dass der Maßstab zur Beurteilung eines zukunftsfähigen Handelns neben der Situation vor Ort auch auf das Wissen und Bewusstsein und den damit verbundenen Handlungsspielraum bezogen werden muss, den die Mitglieder aus ihren Herkunftsländern mitbringen. Demnach stellt sich die Frage nach der Vergleichbarkeit, die in Sachen ökologische Technologie für Indien sehr fortschrittlich ist, verglichen mit westlichen Ländern aber eher gering. Andererseits ist es beim Ressourcenverbrauch, der den des indischen Durchschnittsbürgers um einiges übersteigt.

Eine Erhebung und Befragung über die wesentlichen Grunddaseinsbereiche in Auroville (vgl. Wüllner 2004) kritisiert das Verhalten der Bewohner, sich nicht genügend ökologisch zu verhalten und zu planen. Vor allem der steigende motorisierte Individualverkehr und die Architektur seien vernachlässigte Bereiche. Solaranlagen haben 27% der Einwohner installiert, was ein 20mal so hoher Anteil wie in Deutschland ist. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, ob es in Anbetracht des Klimas und des Know-hows nicht mehr sein könnte. 90% der Befragten sagten, dass Auroville im Moment noch nicht nachhaltig ist, aber 59% waren der Meinung, dass sie sich auf dem Weg dahin befindet. Das entscheidende Ergebnis der Studie betrifft letztlich die Ebene des „Bewusstseins“:

“The main theme in our report is supposed to be: a **conscious lifestyle**. This means that awareness and conscious consumption should be the most important aim of Auroville to become a sustainable city. Without this all alternative and efficient technologies can not manifest their potential. It would be great if this consciousness would develop by itself, but since this is not happening, guidelines for a sustainable life should be made. These should simply force people to be more aware until a sustainable consciousness has developed” (vgl. Wüllner 2004: 17).

Insofern führte sogar eine technisch-ökologische Studie zu den eher intentionalen und sozialökologischen Fragen der Lebensweise, die in dieser Arbeit behandelt werden.

Der nachhaltige Wirkungswert dieses Projekts liegt demnach nicht in konkreten Praktiken und ökologischem Verhalten, das in Verbrauchswerten gemessen werden kann. Die Beobachtung ergab aber, dass Auroville auf der sozialen Ebene als internationales Stadtprojekt konkrete Wege und Erfahrungen in der Planung und im Zusammenleben verschiedener Kulturen aufzuweisen hat. Zudem

ist es ein populärer Ort und leistet Arbeit auf der Werte-, Bildungs- und Bewusstseins-ebene für die zahlreichen Besucher und ist Vorzeigeprojekt der indischen Regierung und der UNESCO und wirkt demnach als nach außen reichendes Beispielmodell.

Um den entscheidenden Aspekt für zukunftsfähige Lebensweise von Auroville erkennen zu können, ist eine Untersuchung seiner auf Bewusstseins-ebene ansetzenden Arbeit gefordert. Diese besteht in der („bewussten Aspiration“ zur) intrinsischen Handlungsbefähigung zu integrativem Handeln und basiert vor allem auf der Philosophie des integralen Yoga nach Aurobindo (vgl. Aurobindo 2000). Durch einen Prozess der Evolution, der im Wesentlichen in einer Erweiterung des Bewusstseins durch Integration von Erfahrungen vonstatten geht, sollen „die individuelle Seele“ und „das Universum“ in zunehmender Harmonie aufeinander zuwachsen (Aurobindo 2002).

Mit Sri Aurobindos und Mira Alfassas philosophisch-visionärem Ansatz des „evolutionären Experiments“ können die Mitglieder die Kluft zwischen Vision und Realität bewusst annehmen und einen Entwicklungsprozess in Gang setzen. Ein Aspekt des Ziels ist die Synthese von individuellen Bedürfnissen mit den Erfordernissen der umgebenden Bereiche, die in Aurobindos Begriff „Universum“ enthalten sind. Damit die Synthese möglich wird, werden auf dieser Suche beide – das Individuum und das Kollektiv/die Umwelt – einem Wachstums- und Veränderungsprozess unterzogen. Individuelles Wachstum vollzieht sich durch Verstehens- und Bewusstwerdungsprozesse des eigenen Handelns und Eingebundenseins. So ist eine allgemeine Atmosphäre der Achtsamkeit und eine reflexive Bewusstheit über die eigenen Gestaltungsspielräume festzustellen, wohingegen Schuldzuweisungen vermieden und Verantwortungen reflektiert werden.

Diese philosophischen Prinzipien haben wiederum zur Herausbildung bestimmter kontextbezogener Strukturen und Freiräume geführt:

- Die Gestaltung der Organisations- und Regelungsstrukturen ist den Mitgliedern überlassen. Wer in die Gemeinschaft integriert sein möchte, muss sich aktiv darum kümmern. Es gibt keine allgemeinen Strukturen, die die Gemeinschaft identifizieren. Daher besteht eine große Vielfalt an Lebensformen.
- Viel Energie wird zur Klärung kultureller Missverständnisse gebraucht. Da es kaum Strukturen und viel Freiraum gibt, geht wenig Energie in formelle Regelungen, viel in Kommunikation, Organisation und Informationsbeschaffung. Dabei entsteht viel Spielraum für die Entwicklung neuer Strukturen der Regelung und Organisation.
- Durch billige Arbeitskraft und minimale Grundversorgungserfordernisse aufgrund des Klimas und der politischen Situation in Indien ist mit wenig finanziellem Aufwand viel zu erreichen, wodurch der Forschergeist geweckt wird.
- Der Weg der „integralen Evolution“ betont die individuelle Entwicklung einer eigenen inneren Struktur als Basis zur Gestaltung äußerer Strukturen.

6.1.2 Das Ökodorf-Bildungszentrum Findhorn

Bezogen auf sozial-ökologische Transformation lässt sich der Ansatz und Weg des Ökodorf-Projekts Findhorn in Schottland hin zu einer zukunftsfähigen Lebensweise übergeordnet auf vier Ebenen erkennen:

1. **Eine spirituelle Grundlage**, die Liebe und Kommunikation mit sich selbst, den sozialen und natürlichen Umwelten kultiviert und bewusst erfahrbar zu machen sucht.

2. **Die ökologisch-spirituelle Ebene** als (emotionale) Einfühlung, Wahrnehmung, Beobachtung und Wertschätzung der Natur.
3. **Die soziale Ebene** als Erfahren und Lernen von Gemeinschaftsprozessen.
4. **Die praktisch-multiplikatorische Ebene** in Form von Bildungsarbeit.

Diese seien im Folgenden näher ausgeführt und auf deren Erfahrungen und sozialökologische Prinzipien hin erläutert:

1) Die spirituelle Grundlage entwickelte sich durch jahrelange spirituelle Praxis und Experimentieren mit Intuition und „inner guidance“ in Verbindung mit der New-Age-Bewegung (Spangler 1994). 1962 lassen sich das Gründerpaar mit ihren drei Kindern und einer Freundin, geführt von Eileen Caddy innerer, als göttlich interpretierter Stimme in einem Caravan Park an der schottischen Küste nieder.⁴⁶ Geführt von „der Stimme“ legen sie einen Gemüsegarten an, der sie versorgt. Durch rein biologische Bewirtschaftung und Dorothy McLeans Kommunikation mit den so genannten „nature spirits“ werden neue Gartenbaumethoden praktiziert und die erstaunlichen Ergebnisse locken spirituell und gärtnerisch interessierte Menschen aus der ganzen Welt an. Es entwickelt sich eine schnell wachsende Gemeinschaft in und um den Caravan Park (vgl. Maynard 1980).

In der bis heute nicht abgeänderten Stiftungssatzung der 1972 gegründeten, gemeinnützige Zwecke verfolgenden foundation nach britischem Recht werden folgende Ziele genannt:

- das Weiterentwickeln von Religion, religiösen Studien und Praktiken weltweit durch Lehren und „Beispiel geben“ der Gültigkeit der essentiellen Wahrheiten aller Religionen und spiritueller Lehren. Es sollen diejenigen ermutigt und unterstützt werden, die ernsthaft nach einer Weiterentwicklung ihres Wissens und Seins suchen, um ein weiteres Verständnis des Sinns und Zwecks von Leben und ihr Verhältnis zu Gottes universellem Plan zu erlangen.
- Lehren und Beispiel geben für eine harmonische Beziehung zwischen Menschen und allen anderen Lebensformen.
- Armuts- und Leidenshilfe weltweit in dem Maße, das die trustees (Treuhänder) für angemessen halten
- und jeder andere Zweck, der gesetzlich gemeinnützig ist und zum Wohle der allgemeinen Öffentlichkeit oder eines Teils davon dient.

Weiterhin als freie spirituelle Orientierung für die Mitglieder und als anstrebenswerte Gemeinschaftsgrundlage fungiert der „common ground“. In ihm sind Empfehlungen und Anstreben u.a. zum Üben einer spirituellen Praxis, persönlicher Integrität, ehrlicher Kommunikation, Konfliktlösungsbereitschaft, Reflexion, Verantwortung und Kooperation ausformuliert.

2) Aus den Gartenbauerfahrungen der Gründer und der spirituellen Grundlage der Satzung ergibt sich ein ökologisch-spirituelle Ansatz der „Verbundenheit und Achtung aller Lebewesen“. Er wird umgesetzt durch Zulassen und Einüben von (emotionaler) Einfühlung, Wahrnehmung, Beobachtung und Wertschätzung gegenüber der Natur⁴⁷ und drückt sich in einem über den Verwertungszweck hinausreichenden Interesse an und Kommunikation mit Pflanzen und Tieren aus.

3) Die sozialen Aspekte in Findhorns Ansatz machen sich an seiner Kultivierung, Einübung und Lehre einer direkten, einfühlsamen Kultur der Kommunikation fest. Da Findhorn als „Gemeinschaft“ durch eine geistige, spirituelle Vision entstanden ist, sind die ökonomischen oder organisatorischen Strukturen nicht Identitätsmerkmal des Zusammenhalts, sondern dienen vielmehr dazu, die visionäre Intention bestmöglich auszudrücken.

⁴⁶ vgl. Caddy 1976b; Maynard 1980; www.findhorn.org (10.02.08).

⁴⁷ In Anlehnung an die Tiefenökologie (vgl. Gottwald et al. 1995).

Die Vision und die Kultivierung der Verhaltensweise steht auf einem Set von anzustrebendem Selbstverpflichtungen, die im Rahmen der „living education“ vermittelt, gelehrt und geübt werden. Dieser Reproduktionsprozess der Intention ist ein Zusammenwirken von individuellen Entscheidungen und Lernprozessen sowie gemeinschaftlichen Werten und deren Umsetzen in Strukturen durch die „living education“, deren Inhalt im Wesentlichen das Üben eines achtsamen Umgangs mit sich selbst und untereinander bei der täglichen Arbeit ist. Auf dieser Basis wird Findhorn fähig, weiterhin seine Intention zu verfolgen.

Kommunikation und das Ein- und Abstimmen aufeinander sind entscheidende Methoden des Zusammenbringens und Zusammenwachsens der Gemeinschaft. Relativ feste, aber immer wieder diskutierte und geänderte Strukturen regeln die Mitgliedschaft, und Integration erfolgt über gemeinschaftliche Arbeit (service: „work is love in action“) für die Gemeinschaft und über Offenheit und Mitteilen des Befindens in Runden (sharing).

Die Organisationsstrukturen der Gemeinschaft haben sich über die Jahre ausdifferenziert und formalisiert. Die direkte Kommunikations- und Entscheidungskultur wird aber durch die geistigen Intentionen und den Bildungsanspruch aufrechterhalten. Im Konkreten ist dies am schnellen Wachstum der Findhorn-Gemeinschaft erkennbar, das eine Ausdifferenzierungsstrategie nötig machte, wobei die „foundation“ als Kern zur gemeinnützigen Bildungseinrichtung wurde und sich auf Programm-, Seminar- und Kongressbetrieb für ihre Ziele spezialisierte. Mit ihr ideell verbunden, aber organisatorisch unabhängig, wird die Firmenvereinigung „NFD“ (New Findhorn Directions) gegründet. Auf einem benachbarten Gelände entsteht eine Eigenheimökohaussiedlung, und einige kleine Ableger gründen Seminarhäuser in der Region mit ähnlichen Bildungszielen. Als zweckfreier Gemeinschaftsverbund, der die gemeinsame Infrastruktur verwaltet, wird 1999 die „NFA“ (New Findhorn Association) gegründet.⁴⁸

Heute ist organisatorisch-strukturell die Stiftung der ideelle Kern des Projekts mit derzeit 200 Mitarbeitern⁴⁹, die für Kost, Logis und Taschengeld dort leben und die Bildungsprogramme und Infrastruktur betreuen. Der weitere Kreis von Findhorn besteht aus Bewohnern, die im „Park“ zur Miete bei der Stiftung wohnen oder dort ein Haus erworben haben, was bisher informell in persönlicher Abstimmung mit der Stiftung geschieht, die aber finanziell unabhängig sind, z.B. ein Bed&Breakfast für die zahlreichen Besucher betreiben. Hinzu kommen mehrere hundert Menschen in den umliegenden Nachbardörfern und weitere assoziierte Projekte, so dass im Wirkungsfeld des Projekts etwa 900 Menschen leben.

Das foundation Tagungshaus in der nächstgelegenen Stadt führt Programme für seit ca. 20 Jahren konstante 6.000 Kursteilnehmer pro Jahr durch und dient als Wohnort für etwa 40 der Gemeinschaftsmitglieder.

4) Die Multiplikatorenwirkung der Findhorn beruht auf der Herausbildung eines Knotenpunkts eines weltweiten Netzwerks, der Zusammenarbeit mit Non-Governmental Organisations (NGO) und den United Nations (UN), sowie als Feld, Label und Infrastruktur für ökologische Projekte und Firmen. Seit 1997 ist das Projekt eine anerkannte NGO mit Beratungsfunktion bei der UN. In diesem Zusammenhang wird seit einigen Jahren das „Ecovillage Training“ durchgeführt (vgl. Kap. 6.5):

⁴⁸ „New Findhorn Directions“ (NFD) ist ein Zusammenschluss kommerzieller Firmen (momentan 33 Firmen); New Findhorn Association (NFA) wurde 2003 gegründet und ist ein Zusammenschluss die weiter gefasste Gemeinschaft zusammenzubringen und zu organisieren.

⁴⁹ Der Einstiegsprozess in die Stiftung und etwas informeller auch in den weiteren Rahmen des Projekts läuft über ein mehrstufiges Programm über etwa ein Jahr. Über eine Aufnahme entschieden wird schließlich in Bewerbungsgesprächen mit dem Personalausschuss der Stiftung unter Anstreben des Konsenses aller Mitglieder.

”The Ecovillage Training promotes the transference of tools and techniques for creating sustainable community in the fields of eco-building, sustainable economics, organic food production, conflict facilitation, holistic health, global communication, fundraising, eco-restoration and conservation. The programme, hosted in Findhorn by the Foundation, has the institutional endorsement of UNITAR (United Nations Institute of Training and Research).”⁵⁰

Über den Hintergrund und die Intention der „Ecovillage“-Kurse wird gesagt:

“The idea is to join basically in the community and see your social, spiritual and daily life evolving. I don’t think the Ecovillage feels any responsibility right now to educate everyone on ecological life styles. If they are interested in they come to an Ecovillage Experience week etc. This is a growing part of our program. But fundamentally we want people to get this idea that you can grow or evolve in yourself to live a very simple life with a strong spiritual focus or aspect. It is very up to individual how this part is interpreted and that is good, I like that. We are not much on get people on our way of thinking but to give them an experience how it is to live in a spiritual community or in an ecological community if this is what they want to do” (Findhorn A).

Die Arbeit der Findhorn hat in sozial-ökologischer Nachhaltigkeit Erfolge vorzuweisen, die folgendermaßen begründet werden:

“The [Findhorn] Ecovillage quite possibly holds a key as a clear demonstration of community-based sustainable living. Alex Walker, Wind Park, presented the results of a recent ecofootprint analysis which shows that the ecovillage has the lowest footprint ever measured in industrialised society – 35% of the Scottish national average. Nevertheless this clearly demonstrates what is possible – that at the community level we can work together to substantially reduce our footprint and live lightly on the planet. According to Alex, "It's all about relocalisation – reinforcing and recreating local links.”⁵¹

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

- pluralistische Kultur und Philosophie und ggf. entsprechend verfasstes Grundsatzpapier
- Weiterentwicklungswille
- Modellcharakter: Offenheit in Zusammenarbeit mit Politik und Gesellschaft.

6.2 Sozial-ökologische Vergemeinschaftungs- und Raumgestaltungsprozesse

6.2.1 Zur Planungsentwicklung in Auroville

Auroville ist durch sehr gegensätzliche Phasen der räumlichen Entwicklung gekennzeichnet, die sich grob in „top-down-planning“ und „bottom-up-growing“ einteilen lassen. Die Entwicklung lässt sich in drei Planungsphasen gliedern:

Die erste Planungsphase war eine geistige Gründungsphase initiiert durch die Philosophie des integralen Yogas nach Sri Aurobindo und konkreter den Visionen der Gründerin, eine internationale Stadt für die Menschheit zu gründen. In der Charta ist vereinbart, dass – als eine Stadt für die Menschheit, die von keiner Nation als ihr Eigentum beansprucht werden kann – kein Grund oder Gebäude in Privatbesitz kommen darf, sondern alles der Auroville foundation „und damit der Menschheit“ gehört. In Zusammenarbeit mit dem Architekten Roger Anger wurde ein Stadtmodell für

⁵⁰ Außerdem ist Findhorn (seit 07.06.05) als ein CIFAL centre der UNITAR zertifiziert worden: “Each CIFAL Centre ("International Training Centre for Local Authorities/Actors") is a hub for capacity building and knowledge sharing between local authorities, national governments, international organizations, the private sector and civil society” (vgl. <http://dcp.unitar.org/spip/rubrique5.html> (02.11.05), auch: http://www.unitar.org/about_en.htm (02.11.05); www.findhorn.org/ecovillage/).

⁵¹ CIFAL Findhorn in partnership with Moray College presents SUSTAINABLE ENERGY SOLUTIONS, November 11 - 13, 2006: <http://www.findhorn.org/content/news/archives/000715.php> (02.03.07).

50.000 Einwohner in Form einer Galaxie entworfen⁵² (vgl. Abb.3), das seit 40 Jahren in Diskussion und Entwicklung ist. In dessen Mitte entsteht eine Friedenszone mit einem Meditationstempel, Gärten und einem Ort der Besinnung in einem religions- und philosophieübergreifenden Sinne, umgeben von Teichen (vgl. Abb. 3). Symbolisch wird ein leeres Zentrum geschaffen, um das sich die kulturelle, philosophische und spirituelle Vielfalt frei und gleichberechtigt entfalten können soll. Um das Zentrum streben ein innerer Kreis von Verwaltungsgebäuden und verschiedene Nutzungszonen (Kultur, Wohnen, Industrie, International⁵³) in Segmenten nach außen, umgeben von einem Grüngürtel zur landwirtschaftlichen Versorgung der Stadt.



Abb. 3: Modell der Stadt Auroville mit „peace area“ als Zentrum.

Entwurf: Roger Anger/ Aurofuture-Planungsbüro (Quelle: www.auroville.org 30.09.08).

Die zweite Phase seit der Gründung war durch Konflikte zwischen den ersten Besiedlern, die das Land in harter Arbeit ökologisch aufwerteten, und der Stadtplanung der Sri Aurobindo Society (SAS) gekennzeichnet. Während die Gründerin einerseits die SAS mit der Planung und Finanzierung der Stadt beauftragt hatte und Ashramiten und spirituelle-intellektuelle Aurobindoanhänger auf eine schlüsselfertige Zukunftsstadt warteten, zog sie genauso Indienreisende (vorwiegend Menschen aus abendländischen Kulturkreisen) durch die Vision an. Der Pioniercharakter der Intention fand auch räumlich seine Entsprechung und es war in der Anfangsphase physisch harte, aber ökologisch eindeutige Arbeit zu leisten. Die Urbarmachung des ausgewählten Besiedlungsortes, ein karges Wüstenplateau aus sonnenverbranntem Lateritboden in südindischem semiaridem Klima, bestand in den ersten Jahren in der Sicherung des Bodens vor Regenerosion durch Dammbau. Es wurden in 30 Jahren zwei Millionen Bäume gepflanzt und durch bestimmte Pionierbaumarten die Wiederansiedlung des ursprünglichen immergrünen trockenen Tropenwaldes schrittweise erreicht. Das Wiederaufforstungsprojekt war so erfolgreich, dass die Erfahrungen noch heute weltweit nachgefragt werden. Die ersten Ansiedlungen wurden am Rande der angedachten City-Zone angelegt, da die SAS als Planungsinstanz die angedachte Fläche zunächst frei halten wollte. In den achtziger Jahren nach dem Tod der Gründerin bildeten sich zwei oppositionelle Lager: Die SAS als „top-down“-Planungssektion und die Siedler als „bottom-up“-Kraft. Nach Auseinandersetzungen, die bis zu organisierter

⁵² Im « Masterplan 2000 »: www.auroville.info → Aurovilles future (15.04.05).

⁵³ In der internationalen Zone sollen alle Länder und Kulturen die Möglichkeit bekommen, ihre Kultur zu pflegen und zu vermitteln.

Gewalt führten, griff die Regierung ein, um Auroville als ihr spirituell und international ökologisches Vorzeigeprojekt für die UNESCO zu retten, und gab den Siedlern Recht.

Die dritte Phase war damit durch das staatliche Eingreifen und 1988 durch die daraus resultierende Gründung einer foundation eingeleitet, die als Eigentümerin, der ursprünglichen Idee entsprechend, alleinige Besitzerin des Geländes wurde. Daraufhin fand eine spontane Besiedelung peu a peu entlang gekaufter Parzellen statt und Auroville musste sich der Planungsfrage und äußeren Einflüssen neu stellen. Die Vorgaben für Siedlungs- und Baurichtlinien des für die Planung eingesetzten Büros sind an die Ursprungspläne des entworfenen Galaxiemodells mit den vier Nutzungszonen als Grundkonsens gebunden. Die bisher gebauten einzelnen Siedlungen und öffentlichen Gebäude wurden überwiegend dem gemäß angelegt. Die foundation kaufte weiterhin die im anvisierten Areal befindlichen Flächen. Das working committee (ein von den Bewohnern gewählter Siedlungsausschuss und Teil der foundation) kauft Land mit der Zustimmung des von der indischen Regierung eingesetzten Sekretärs als ausführende Instanz des „governing board“ der foundation. Wer die Aufnahmephase als Aurovillianer durchlaufen hat und sich bereit erklärt, neues Land zu besiedeln, gründet eine so genannte „community“ und ist für dieses Gelände im Sinne Aurovilles zunächst einmal verantwortlich.

Nach diesen Entwicklungsphasen beeinflussen heute mehrere Faktoren die räumliche Entwicklung Aurovilles. Wegen gegensätzlicher Entwicklungsrichtungen ist das Wachstum Aurovilles gehemmt. Die verschiedenen Kräfte lassen sich folgendermaßen benennen:

1. Top-down-planing: Die Ursprungspläne und der 2000 entworfene „Masterplan“ des Planungsbüros sehen vor, eine Stadt für 50.000 Einwohner in einem Zeitrahmen von 25 Jahren zu bauen.
2. Bottom-up: Die Landnahme und Besiedelung durch Aurovillianer, entlang der gekauften Parzellen, sowie das unregelmäßige Wachstum einiger Dörfer im angedachten Stadtgebiet.
3. Ein Großteil der Auroville-Siedler argumentiert mit den Erfordernissen der Bioregion und Naturfaktoren, die gegen eine Abholzung des wieder aufgeforsteten Waldes wegen des Baus einer Stadt sprechen.
4. → Aus den gegensätzlichen Gruppen innerhalb Aurovilles (hauptsächlich Stadtplaner gegen Siedler im „green belt“ vertreten in der „forest-group“) wurde der „Auroville Planning and Developing Council“ (APDC) als vermittelnde Instanz zur Suche nach Kompromissen und Synthesen einberufen.

Äußere Faktoren aus dem Umfeld beeinflussen die räumliche Entwicklung:

1. Die finanziellen Spielräume des Landkaufs hängen von Spenden und staatlichen Zuschüssen sowie der Zustimmung des indischen Regierungsabgesandten für Auroville ab.
2. Die wirtschaftliche Aufwertung der Region aufgrund der Entwicklung Aurovilles, u.a. durch den Tourismus, hat bereits zu ansteigenden Bodenpreisen und Spekulation geführt, die das Erwerben von Land erschweren.
3. Die Herausforderung der regionalen Einbindung: sechs tamilische Dörfer mit ca. 12.000 Einwohnern befinden sich im Entwicklungsraum von Auroville. Pondicherry ist eine expandierende Großstadt und dehnt sich in Richtung Auroville aus.
4. Neben dem Landmangel hat der interne Faktor, dass viele Siedler keine Nachverdichtung ihrer „communities“ wollen, zu Wohnraumengpässen geführt.

Entscheidendes Merkmal ist bis heute der Pionier- und Baustellencharakter Aurovilles. Seit 40 Jahren findet hier eine Landnahme *peu a peu* statt, gelenkt durch grobe top-down „Flächennutzungsplanung“, umgesetzt durch bottom-up Wachstum. Die Konfliktlinie der achtziger Jahre findet sich immer noch, wenn auch in stark abgeschwächter Form. Beide Seiten haben an Akzeptanz gelernt und das Anstreben einer Synthese wird mittels des APDC anvisiert. Eine interne Einigung braucht offensichtlich noch Zeit, aber alle Aurovillianer sind sich bewusst und einig, dass eine baldige Reaktion auf die äußeren Faktoren (steigende Bodenpreise, Wachstum der Stadt Pondicherry) ansteht, um Aurovilles weiteren Entstehungsprozess nicht zu gefährden. Der Masterplan des Aurofuturebüros hat keine Durchsetzungsautorität, da Aurovilles Ziel ist, weitestgehend ohne feste Regeln und Gesetze auszukommen. Der Planer Lalit Kishor Bhati (Planungsbüro Aurofuture) sieht allerdings die Aufgabe des Büros nicht in der Durchsetzung des Masterplans, sondern im Prozess der Bewusstseinsentwicklung aller Beteiligten. Er argumentiert, es ist zweitrangig, *was* gemacht wird, entscheidend ist, *wie* es gemacht wird, d.h. in welchem Bewusstseinszustand und unter welcher Beteiligung der Betroffenen.

Heute ist Auroville weniger eine Stadt als ein Dschungel aus Erdstrassen, in dem verstreut 120 Siedlungen nach dem bottom-up-Prinzip und vor dem Hintergrund des flexiblen indischen Baurechts entstanden sind. Die einzelnen Siedlungen unterschieden sich stark. Es wurde durchaus auf die im Spiralmodell vorgesehene Zoneneinteilung geachtet, aber einer Stadtstruktur kommt Auroville nicht nach. In der „residential zone“ gibt es einige drei- bis vierstöckige Wohnblocks, Einzelhäuser mit hohem Flächenbedarf pro Kopf überwiegen allerdings bei weitem. Im green Belt sind keine festen Behausungen erlaubt, sondern nur Hütten in geringer Baudichte, die das Waldsystem nicht unterbrechen. Auroville weist eine große Vielfalt an Wohnsituationen auf. Von Einzelhütten und Häusern über gemeinschaftliches und nachbarschaftliches Wohnen von einigen wenigen bis zu 100 Personengemeinschaften und Mehrfamilienwohnblocks ist alles vertreten. Die so genannten „communities“ sind eingezäunt, die meisten wegen der in Indien frei laufenden Kühe, die meisten über ein Kuhgitter für Motorräder zugänglich, einige haben aufgrund der hohen Diebstahlziffer durch die einheimische Bevölkerung hohe Zäune mit Nummerncode um ihr Areal.

Der größte Widerspruch betrifft die Bebauungsdichte. Auroville ist als ökologisches Entwicklungsprojekt durch Wiederaufforstung und kooperative Zusammenarbeit mit den umliegenden Dörfern bekannt geworden. Der Anfangsplan sieht eine Stadt vor, für die die Bäume jedoch wieder abgeholzt werden müssten. Auf die Frage nach der Lösung verdichteten Bauens in heißem Klima mit dem ökologischen Anspruch Aurovilles auf Klimaanlagen zu verzichten, antwortet Lalit Kishor Bhati (Aurofuture), dass es darum geht, neue architektonische Wege zu entwickeln. Es geht um den Bewusstseinsprozess und nicht um das Ziel, eine Stadt zu bauen. Ein anderer Interviewpartner war für das Belassen der bescheidenen Infrastruktur, damit die Aufmerksamkeit nicht zu stark auf Äußerlichkeiten und materiellen Reichtum gelenkt wird. Außerdem sollten keine Vergnügungstouristen angezogen werden. Auroville scheint noch auf der Suche nach der Umsetzungsstruktur seiner Vision zu sein. Zugleich wird die Suche zum Prinzip: Ein fortwährendes Experiment und die Bereitschaft zur Veränderung, wenn eine neue Erfindung mehr Sinn im Hinblick auf das Ziel der Entwicklung zu einem universellen Bewusstsein macht.

6.2.2 Die geistig-räumliche Entwicklung in der Findhorn-Gemeinschaft

Die sozialräumliche Entwicklung der Findhorn Gemeinschaft könnte als Ausdehnung im geistigen (erste Phase), sozialen (zweite Phase) und geographischen Raum (dritte Phase) beschrieben werden.

Die erste Phase war durch geistig-spirituelle Visionssuche gekennzeichnet. Die drei Gründer mit drei Kindern lebten in einem Caravan auf engstem Raum. Nach Angaben von Eileen Caddys Führung⁵⁴ sollte es dem praktischen Lernen von Rücksichtnahme und innerer Disziplin dienen. Auf ökologischer Ebene fand zunächst im Kleinen durch das Anlegen des Gartens Pionierarbeit zur Belebung und Urbarmachung von wüstem Gelände statt (Pioniersiedlung).

In der zweiten Phase führte die Veröffentlichung von Eileen Caddys Büchern (vgl. Caddy 1971, 1976a, 1976b) zu einer Expansion der visionären Idee, die Gleichgesinnte aus der ganzen Welt anzog. Aus dem entstehenden Netzwerk kamen sowohl neue Mitglieder als auch regelmäßige Besucher in den Caravan Park, die an ihren Heimatorten ihre Tätigkeiten mit der Idee Findhorns verbanden und damit nicht nur über Bücher, sondern auch über Personen und Praktiken verbreitet wurde. In dieser Phase waren persönliche Kontakte das Wichtigste und der Caravan Park bot ideale Bedingungen, um schnell und flexibel zu expandieren (vgl. Maynard 1983).

In der dritten Phase hat sich die Gemeinschaft räumlich ausdifferenziert. Es wurden von Menschen, die von der Findhorn-Idee angetan waren, weitere Standorte in der Region als Seminarhäuser oder Satellitengemeinschaften erworben oder gemietet.⁵⁵ Im inzwischen von der foundation gekauften Caravan Park wurde seit den achtziger Jahren begonnen einzelne ökologische Häuser zu bauen. Die foundation hat vor allem in einer finanziellen Krise in den achtziger Jahren immer wieder Teile ihres Geländes verkauft. Das so genannte „field of dreams“ und aktuell „dunelands“ wurden von einer Interessengesellschaft ehemaliger Mitglieder erworben, die nun Einzelparzellen als Baugrund verkauft. Dieser Entwicklung stehen die foundation-Mitglieder gespalten gegenüber. Einerseits wird der (räumliche) Rückzug der dominierenden foundation und die Eigenverantwortung der Siedler als positiv gesehen, andererseits sind die vereinbarten, auf freiwilliger Basis beruhenden ökologischen Richtlinien z.T. nicht berücksichtigt worden. Einige befürchten, dass durch den Verkauf von Einzelparzellen Menschen angezogen werden, die die Infrastruktur von Konzerthalle, Bioladen und internationalem Flair ausnutzen, der Idee Findhorns als spirituellem Zentrum zur Entwicklung des Bewusstseins und den ökologischen Ansprüchen aber nicht nachkommen. Die „New Findhorn Association“ (NFA) ist absichtlich als freiwilliger Verband zur Erhaltung der philosophischen Gemeinschaft und der Verwaltung der Infrastruktur 1999 gegründet worden und ist bestrebt, einen Überblick über die finanzielle Beteiligung der Nutzer zu bekommen. Das Hauptbedenken sehen einige Mitglieder darin, „to become a community of nice people, doing good things without providing an environment for spiritual development“⁵⁶.

Räumlich charakteristisch für Findhorn und seine Intention unterstützend ist erstens die baulich flexible Lage in einem Caravan Park. Zweitens werden das Image und die daraus entstandenen Erwartungen der Besucher, Findhorn als Rückzugsort zu begreifen, von der geographischen Lage verstärkt und ziehen eher ernsthaft interessierte Besucher als Durchreisende an, was an der relativ langen Aufenthaltsdauer (damals durchschnittlich neun Monate, heute nur noch drei Wochen) im Vergleich zu anderen Bildungszentren erkennbar ist. In der wirtschaftlich eher schwachen und dünn besiedelten Region haben Findhornsympathisanten verschiedene Möglichkeiten gefunden, sich in der Nähe unabhängig niederzulassen und ggf. vom neu entwickelten Findhorn-Markt zu profitieren. Die Gemeinschaft hat es nicht schwer, kulturelles Highlight in der Region zu sein, was wiederum

⁵⁴ Eileen Caddy (eine der drei Gründer Findhorns) beruft sich auf eine innere göttliche Stimme oder auch Führung genannt, die sozusagen als Anleitung die Mitglieder zum Aufbau von Findhorn philosophisch und konkret unterstützt hat (vgl. Caddy 1976a).

⁵⁵ v.a. Cluny Hill College, New Bold House, Iona Retreat House, Erraid community: vgl. www.findhorn.org.

⁵⁶ eigene Beobachtung beim Findhorn foundation/NFA meeting: Speaking the Unspoken: an opportunity for honest sharing and deep listening. Findhorn hall (27.06.05).

zur Verbesserung der soziokulturellen Akzeptanz beiträgt. Allerdings gibt es von Seiten der Einheimischen auch Skepsis im Hinblick auf eine Fremdeninvasion.

Die drei Entwicklungsphasen zusammengefasst lässt sich festhalten, dass durch Pionierarbeit auf peripherem Gelände im ländlichen Raum in Randlage eines Militärflughafens die Sandböden als Wald-, Wohn- und Gemüsegartenflächen kultiviert wurden und ein erfolgreiches Bildungszentrum aufgebaut wurde. Heute exportieren der Gemeinschaft angeschlossene Betriebe und Institute das Know-how von regional bis weltweit sowohl zu Gemeindeverwaltungen in Schottland als auch zur UN (vgl. www.findhorn.org).

6.2.3 Zugrunde liegende Prinzipien

Die räumlichen Entwicklungen von Auroville und Findhorn weisen parallelen auf: Eine erste Phase der geistigen Gemeinschaftsgründung und Herausbildung einer Intention und eines Netzwerks von Interessierten im „ideellen Raum“ war Voraussetzung für die zweite Pionierlandnahmephase. In dieser wurde brachliegendes Land in ideeller Arbeit erfolgreich im Sinne der sozialökologischen Idee zu einem Lebensraum für Menschen und Natur gestaltet, wovon die Gemeinschaften noch heute in ihrem Image und Multiplikatoreffekt als ökologische Projekte profitieren. Daraufhin kam eine Phase des Mitgliederzuwachses und der räumlichen Expansion, die ggf. mit inneren Konflikten besetzt war. In diesem Zustand bilden sich Institutionen zur Verwaltung des geographisch-natur-räumlichen und sozialen Raumes aus. Diese sind Produkt der Intention und werden von den bewohnenden Mitgliedern in Kooperation mit der politisch verfassten örtlichen Gemeinde verwaltet. Vom Prinzip der Intention und räumlichen Umsetzung haben die Projekte also die Phasen

1. der Gestaltung einer Vision,
2. deren Umsetzung auf einem Gelände und Arbeit an der Vergemeinschaftung und
3. schließlich die Verwaltung und Aufrechterhaltung der umgesetzten Vision mittels flexibler Strukturen durchlaufen.

Die Ergebnisse aus den Untersuchungsprojekten bestätigen, dass gemeinnützige, unkommerzielle, basisdemokratisch geregelte Besitzstrukturen und eine Eigentümerschaft, bei der die Menschen direkt vom Boden abhängig sind (auf ihm Leben), sozialökologisch verantwortlichen Umgang mit dem Land fördern (vgl. auch Bennholdt- Thomsen et al. 1997). Außerdem sind sie Voraussetzung für den Freiraum, überhaupt andere, alternative Wege auszuprobieren.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

Gelände, das im Sinne der sozialökologischen Intention der Gemeinschaft verwendet und genutzt wird und in diesem Sinne rechtlich verfasst ist, soll Auswahlkriterium sein. (Anbauflächen für einen gewissen Anteil von Selbstversorgung an Grundnahrungsmitteln, ein signifikanter Flächenanteil von einheimischen Vegetationsökosystemen und ökologische Baurichtlinien sind als weiche Kriterien erwünscht.)

6.3 Entwicklungsfähigkeit und flexible Strukturen

Das Ergebnis der Feldforschung die grundlegende Entstehung und Bildung von sozialen Ordnungsstrukturen betreffend zeigte deren Rückbindung auf erstens die Intention und zweitens die Mitglieder. Die Frage nach der Art von sozialen Ordnungs- und Organisationsstrukturen spielt in den beiden

untersuchten Gemeinschaften eine andere und viel geringere Rolle, als im Vorfeld und anhand der Dokumentenanalysen vermutet wurde. In Auroville und Findhorn wird weniger angestrebt, bestimmte Strukturen und Lebensformen umzusetzen, vielmehr werden sie als das manifestierte Produkt im Kontext des jeweiligen Wissens-, Erkenntnis-, Forschungs- und Umsetzungsstandes der Intention und der jeweiligen inneren und äußeren Bedingungen begriffen. Daraus ergeben sich zwei Prinzipien der strukturellen Flexibilität:

1. Die wesentliche Arbeit der Projekte ist der Gestaltung der Strukturen vorgängig und besteht in Kommunikation und ständigen Vergemeinschaftungsprozessen. Ihr integrativer, auf konsensuale Lösungen ausgerichteter Ansatz praktiziert eine ständige Vermittlung in Beziehungs- und Austauschprozessen und erweitert damit das konkrete Verständnis um Zusammenhänge zwischen den Individuen sowie der sozialen und natürlichen Umwelt.
2. Die bestehenden Strukturen sind nur momentaner Ausdruck, Instrument und Resonanzboden der Ziele. Sie sind potentiell stets veränderbar, wenn dies als sinnvoll befunden werden. Darüber hinaus geben sie Aufschluss über die derzeitigen Wege, Strategien und Möglichkeiten für die Umsetzung der Intentionen und Ziele des Projekts.

Die **Flexibilität der Strukturen** drückt nicht nur den Experimentiercharakter aus, sondern stellt auch die Voraussetzung für das schnelle Umlernen und Umstrukturieren auf neue Möglichkeiten und Erkenntnisse bereit. In Auroville soll die Entwicklung der spirituellen Intention und Bewusstseinshaltung immer Ursache und Maßstab für die Art der politischen, sozialen und ökonomischen Strukturen sein. Diese werden als Ausdruck des Bewusstseinszustandes gesehen und können dann hindernd auf diesen und die gesamte sozialökologische Situation rückwirken, wenn an ihnen festgehalten wird, anstatt sie flexibel als Ausdruck des jeweiligen Zustandes weiterzuentwickeln. Auch in Findhorn findet sich ein flexibler Ansatz, der mit dem Prinzip „people first“ auf den Bezug zu den Mitgliedern verweist. Beispielsweise gibt es Regeln der Aufnahme, aber Ziel ist es, in der Praxis mit jeder Person Spezielles auszuhandeln (vgl. Caddy 1976a: 61).

Die Organisationsstrukturen sind demnach in intentionalen Vergemeinschaftungsprozessen und durch bewusste Kommunikation entwickelt worden, wie in Kapitel 3.3 geschildert. Hier werden sie aber weiterhin permanent in diesen Rückbezug gestellt. In den Bereichen, wo dies möglich ist und die Strukturbildung weiterhin über Kommunikation und Reziprozität stattfindet, können sie anscheinend nicht ohne weiteres durch rationalisierte Vergesellschaftungsprozesse ersetzt werden.

Die wesentlichen Rahmenmerkmale der entwickelten flexiblen Strukturen sind:

- a) Beide Projekte sind als gemeinnützige Stiftungen verfasst. Eine **gemeinnützige, unkommerzielle** organisatorische Form wurde im Forschungsprozess für die Umsetzung der Werte als wesentlich erkannt. In der Charta von Auroville ist festgelegt, dass kein Grund oder Gebäude in privaten Besitz übergehen kann, sondern der „foundation und damit der Menschheit gehört“. Die Findhorn foundation hat mit dem Verkauf von Bauparzellen ihren Einfluss auf ökologische Baurichtlinien geschwächt.
- b) Es gibt in beiden Projekten mehrere Gruppen, formell als auch informell verfasste, aus denen die Gemeinschaft besteht. Die beiden Untersuchungsprojekte können als „Gemeinschaften aus Gemeinschaften“ oder Kooperativen bezeichnet werden, die darüber hinaus weit reichende Kontakte nach außen haben. Über das Kollektiv vor Ort hinaus hält ein **weltweites Netzwerk** mit z.T. ähnlich gesinnten Gruppen die Intention aufrecht.
- c) Viele Projekte werden in **Zusammenarbeit mit anderen Gruppen oder staatlichen Institutionen** durchgeführt. Das bedeutet auch, dass die Gemeinschaften sich auf deren Belange

einlassen müssen. Außerdem beziehen sie einen Großteil ihres Einkommens aus Spenden durch außen stehende Unterstützer und öffentliche Stellen. Vielleicht kann sogar gesagt werden, dass sich die Intentionalen Gemeinschaften mehr oder weniger bewusst intendiert einen staatlich gemeinnützigen Rahmen geschaffen haben, um in ihrem Sinne auf den Rest der Gesellschaft zu wirken. In dieser von öffentlicher Stelle geförderten Situation haben die Projekte die Rolle, für von ihnen ausgewählte gesellschaftliche Interessen zu experimentieren.

Flexible Strukturen bedeutet auch, dass sich die untersuchten Projekte nicht nur auf soziale Gemeinschaftsstrukturen im engeren Sinne beziehen. Es können auch Nachbarschaften oder Genossenschaften und als umfassendstes eine philosophische Wertegemeinschaft darunter fallen. Die Bezugseinheit der beiden intentionalen Gemeinschaften macht sich in erster Linie an ihrer **gemeinsamen Intention kooperativer Prinzipien** und erst an zweiter Stelle an konkreten, persönlichen Beziehungen fest. Die Projekte weisen eine Vielfalt struktureller Typologien sozialer Entwicklung auf (Cohen 1982). Durch die Durchmischung der Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi ist der Handlungsspielraum der Mitglieder relativ groß. Einmal bezieht sich dies auf den Grad der Einbindung und Teilnahme an Gemeinschaftsstrukturen oder Gruppenveranstaltungen, der viele Möglichkeiten und spontane Flexibilität erlaubt, ohne dass die Stabilität des Gesamtgebildes gefährdet würde. Zum anderen besteht viel Freiraum, selbst an der Gestaltung der Strukturen zu wirken.

Beide Untersuchungsprojekte betonen, dass der „Geist“, die grundlegende Kraft ist, welche die vorhandenen Strukturen geformt hat. Er wird nicht als etwas Externes begriffen, sondern als das gemeinsame Feld all jener, die sich mit dem Projekt verbunden fühlen. Dieses besteht allerdings in der Anfangsidee, aber auch der Umsetzung durch alle Beteiligten. Wie kann „Gemeinschaftsgeist“ erforscht werden und wann ist er zukunftsfähig?

In den beiden Projekten wurde beobachtet, dass dies das zentralste, sensibelste und schwierigste Unterfangen der Projekte darstellt. Und auch zugleich das Erfolgreichste gemessen an den Motivationen der Besucher und ihrer Multiplikatorenwirkung als Modelle und Bildungszentren. Dieser drückt sich sichtbar wohl am ehesten in der Intention, den Werten und den Zielen aus. Nach 40 Jahren aurovillianischer Praxis ist die allgemeine Ansicht, dass ein friedliches und gerechtes Miteinander zwar durch organisatorische und politische Strukturen unterstützt werden kann, aber es wird nur umsetzbar sein, wenn spirituelle Werte im Sinne des „Bewusstseins der Verbundenheit allen Seins“ die Basis sind. In Anbetracht dessen, dass Findhorn weder ursprünglich als Gemeinschaft gegründet wurde, noch sich auf organisatorische Strukturen der vorhandenen Stiftung beschränken lässt, sprechen die Mitglieder von einer philosophischen oder geistigen Gemeinschaft, die sich zwar in bestimmten organisatorisch verfassten oder sozial erkennbaren Gebilden ausdrückt, ihr ganzes Wesen aber nicht darin erkennbar ist.

6.4 Zur Nachhaltigkeitsleistung der Untersuchungsprojekte

Die Bedeutung und der Beitrag der beiden untersuchten Gemeinschaftsprojekte zu einer nachhaltig ganzheitlichen Entwicklung machen sich in ihrem Wert als erfahrbares und praktizierendes Experiment, Modell und als Multiplikatoren fest.

Durch die Feldforschung in den Vorstudien wurde diese Transformationsleistung folgendermaßen deutlich, deren Aspekte für die Auswahl der weiteren Untersuchungsprojekte verwendet werden sollen:

1. transformatives Experiment:

Mit der Methode des Experiments werden neue Methoden praktisch ausprobiert. Dabei ist das Erkenntnisinteresse bzw. Ziel ausschlaggebend für die Entwicklungsrichtung. Eine hohe Motivation der Projekte liegt in der Umsetzung einer nachhaltigen Lebensweise im Einklang mit Mensch und Natur und ist ökonomischen Zielen vorrangig. Förderliche Voraussetzung ist daher eine gemeinnützige und selbstorganisierte, demokratische Organisation. Philosophisch und spirituell pluralistische Projekte begegnen den Problemen zwischen den Kulturen und Religionsgemeinschaften. Vom Prinzip her sollen Projekte gewählt werden, die Lösungswege für Probleme bereitstellen und erproben und weniger diejenigen, die (scheinbar) problemfrei leben. Dadurch können sie erst gesellschaftlich relevante Problemlösungswege anbieten.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

- a. sozial-ökologische Intention und deren Umsetzung
- b. vielfältige Lebensformen
- c. kulturell, sozial und philosophisch/spirituell pluralistisch und liberal
- d. Organisation: flexible, gemeinnützige und unabhängige selbstorganisierte Gemeinschaftsstrukturen
- e. explizit sich als „Experimentierprojekt“ begreifend.

2. Modell:

Um Relevanz und Übertragbarkeit für gesellschaftlich breite Bereiche zu bieten, sollen die auszuwählenden Projekte möglichst viele Bereiche allgemeiner Lebensführung einbeziehen und auf die Ziele von Nachhaltigkeit selbst gestalten. Dazu gehören ökonomische Grundversorgung, Wahlfreiheit des Lebensstils und der sozialen Einbindung sowie das Vorhandensein aller Generationen und verschiedener Bildungs- sowie Wertehintergründe.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

Eigene Ansätze von ökonomischen und organisatorischen Strukturen sowie eine heterogene Sozialstruktur, gewisse Größe (mehr als 30 Mitglieder) und Bestehensdauer (älter als fünf Jahre) sollen Kriterien sein.

3. Multiplikatorenfunktion:

Die Relevanz eines Modells für nachhaltige Lebensweisen sollte sich auch in seiner Multiplikatorenfunktion ausdrücken. Als Sozialisations- oder sogar explizite Bildungsstätte zur Vermittlung und Umsetzung von (vor allem sozialen) Prinzipien der Nachhaltigkeit können die entwickelten Praktiken, Prinzipien und Methoden erfahren und erlernt werden. Zum Aspekt der Multiplikatorenfunktion gehört auch eine überregionale oder globale Vernetzung mit anderen Projekten einerseits und eine Offenheit bzw. Zusammenarbeit mit Bildungsträgern, öffentlichen Einrichtungen oder anderen sozialen Gruppen, die als Lernen an den Programmen teilnehmen.

Als sozial-nachhaltige Prinzipien werden festgehalten:

Praxisorientiertes Lernen: Verfolgen eines Entwicklungsansatzes mit Lehre und praktischer Bildung nachhaltiger sozialökologischer Werte als weiches Kriterium.

Aus der Multiplikatorenfunktion ergibt sich auch eine Ambivalenz: Einerseits streben die Projekte an, im lokalen Umfeld regional zu wirtschaften, andererseits sind sie überregional vernetzt und reisen daher überdurchschnittlich viel interkontinental. Eine Folge davon ist der große Anteil von Con-

sulting an ihrer monetären Wirtschaftskraft. Ihre ökonomische Stabilität ist deutlich von ihrer Popularität als Modelle des Zusammenlebens und vom damit verbundenen Tourismus abhängig. Durch Metakommunikation über die Prozesse wird das tägliche Lebensexperiment immer wieder kreiert. Andererseits strahlen die Prozesse nach außen aus, um das Erprobte weiterzugeben und im permanenten Wissens- und Erfahrungsaustausch mit den Umwelten und deren Bedürfnissen und Erfordernissen zu sein. Diese Prozesse sind für nachhaltige Lebensweisen und deren Strukturen wichtig: Die im *Experiment* erworbenen realisierbaren Wege können als *Modell* im Zusammenhang von sozialen, ökonomischen und ökologischen Strukturen in alltäglicher Lebenssituation umgesetzt und langfristig erprobt, weiterentwickelt und *vermittelt* werden.

Deshalb soll nicht primär der Ausgestaltungszustand und momentane Stand der Strukturen in den einzelnen Gemeinschaftsprojekten untersucht werden, sondern entscheidender Faktor ist ihre *Transformationsleistung* von sozialen und ökologischen Problemen auf sozialstruktureller Ebene.

6.5 Bildungsprogramm „Ecovillage design“

Die Ökodorf-Trainingsprogramme des „Global Ecovillage Network“ (GEN) haben sich aus der Praxis von Ökodörfern entwickelt. In den Programmen werden die Intentionen, Philosophien, Praktiken, das Know-how und die Erfahrungen der Problembewältigung der GEN-Mitglieder gelehrt. Somit können am Inhalt und Bildungskonzept der Programme wesentliche Erfahrungen aus der weltweiten Ökodorbewegung konzentriert beobachtet und analysiert werden.

Für die im Oktober 2005 neu entwickelte „Ecovillage design education“ von GEN (vgl. EDE 2005) können sich Ökodorf-Mitglieder von GEN als Durchführungsinstitution bewerben, um das GEN-Etikett zu vergeben und sind für die Durchführung selbst verantwortlich. Das „Ecovillage design education“ enthält vier Teile (vgl. EDE 2005):

Im ersten Teil „Worldview“ geht es um das Bewusstsein einer ganzheitlichen Weltsicht, das Verbinden und die Erfahrung von Natur, die Transformation des Bewusstseins auf eine differenzierte Sicht von Welt und sich Selbst, um Kunst und sozial engagierte Spiritualität.

Im ökonomischen Teil werden Prinzipien des nachhaltigen Wirtschaftens und „rechten“ Lebensunterhalts sowie soziale Unternehmensführung, alternative Währungen und der Aufbau von Gemeinschaftsbanken gelehrt. Im ökologischen Teil geht es um grünes Bauen und Renovieren, regionale Ernährung, angemessene Technologien, Wiederaufbau von Ökosystemen und Renaturierung sowie ein Ecovillage design (vgl. ebd.).

Im hier besonders interessierenden sozialen Teil werden Gemeinschaftsbildung und die Vereinbarkeit von Individuum und Kollektiv gelehrt und geübt. Kommunikationswerkzeuge zur Konfliktlösung, Moderation von Entscheidungsprozessen sowie die eigene Ermächtigung (empowerment) und Autorität sollen zu kooperativen Handlungsprozessen zwischen Individuum und Kollektiv befähigen helfen. Ebenso werden für die Einbindung in die Bioregion und die weltweite Wirkung des eigenen Handelns Achtsamkeit und Handlungskompetenzen vermittelt, wie kooperative Nachbarschaftsbeziehungen und das „Hinauswachsen über das Konzept von *wir* und *sie*“, das Achten und Einbeziehen der regionalen Kultur und schließlich das Netzwerken weltweit.

Die Methode der „living and learning pedagogy“ sieht verschiedene theoretische und praktische Module sowie aktive Gestaltung durch die Teilnehmer und das Leben der Teilnehmer in einem Ökodorf vor.⁵⁷

⁵⁷ Zudem wird das Curriculum, auch als Wikipedia im Internet für jeden zugänglich, weiterentwickelt (vgl. EDE 2005).

Dieses Konzept stellt als konzentriert vermitteltes Bildungsprogramm aus den Erfahrungen zahlreicher Ökodörfer wichtiges Material zur Analyse im Hinblick auf das Erarbeiten eines Weges zu einer nachhaltigen Lebensweise bereit. Offensichtlich kommt bei der Umsetzung einer nachhaltigen Lebensweise einer erfahrungs- und praxisorientierten Bildung eine Schlüsselrolle zu.

6.6 Soziale Prinzipien des Global Ecovillage Network

Weiterhin einfließen in die Prinzipien wird der Kriterienkatalog des „Global Ecovillage Networks“ (GEN) für ein Ökodorf als Anhaltspunkte für die Mitglieder und interessierten Bewerber. Aus der Praxis der bestehenden Mitgliedsprojekte als weitgehender Konsens abgeleitet werden im „Community sustainability Assessment“ Aspekte für die ökologische, die spirituelle und die soziale Dimension genannt. Die Kriterien aus der letzteren Dimension werden hier eingeführt (vgl. Tab. 2):

Tab. 2: GEN- Assessment für sozial-ökologische Prinzipien und Übertragung für den Prinzipienkatalog.

<i>GEN assessment: The Social aspects of community life are balanced when... (Quelle: www.gaia.org; 14.03.06)</i>	<i>Übertragung für Prinzipien</i>
1. There is a sense of social stability and dynamism in community life; a foundation of safety and trust enables individuals to freely express themselves to the benefit of all.	Commitment, Experimentierfreudigkeit, Flexibilität sozialer Beziehungsstrukturen
2. Spaces and systems are available that support and maximize communication, relationships and productivity.	Kultivierung von Kommunikationsstrukturen
3. There are adequate opportunities/technologies for communication within the community and for connecting as is appropriate with the world wide community.	
4. The talents, skills and other resources of the community are shared freely within the community and offered outside of the community to serve the greater good.	Unkommerzieller Austausch und Hilfeleistungen
5. Diversity is honored as a source of health, vitality and creativity in the natural environment and in community relations.	Vielfalt, Pluralität
6. Acceptance, inclusivity and transparency fosters understanding of the benefits of diversity, enriches our environmental and social experience and promotes justice.	Integrität
7. Personal growth, learning and creativity are valued and nurtured; opportunities for teaching and learning are available to all age groups through a variety of educational forms.	Erlernen sozialer Kompetenzen, Raum für Persönlichkeitsentwicklung und Kreativität
8. Options for restoring, maintaining or improving health (physical, mental, emotional and spiritual) are available and affordable, including natural remedies and alternative health practices – such as meditation and body work.	Ganzheitliche Heilungskultur
9. The flow of resources – giving and receiving of funds, goods and services – is balanced to meet the community's needs and wishes. Surpluses are shared.	Angemessener und gemeinschaftlich effizienter Konsum und Bedürfnisbefriedigung

Die fett markierten Prinzipien in Tabelle 2 sind als neue Punkte zu prüfen. Während der Feldforschungsaufenthalte wurde allgemein Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie diese Prinzipien (und die entwickelten) gelebt und in Strukturen umgesetzt werden und wie sie kultiviert, gelehrt und gelernt werden.

6.7 Zweites „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien

Aus den empirischen Vorstudien wurden die Prinzipien wie geschildert erstens weiterentwickelt und erweitert sowie zweitens auf das Forschungsfeld angepasst. Das Resultat ist in der folgenden Liste zusammengetragen. Die Punkte sind als voraussetzungsvolle Kriterien für die Auswahl und zugleich als Frage, die durch die Forschung im Feld beantwortet werden soll, formuliert. Es stellt die durch die Vorstudien präzisierten Forschungsfragen an das empirische Feld der *sozial-ökologischen Transformationsexperimente* dar. Für die folgenden empirischen Einzelfallanalysen dient es dann als Forschungsfragenkatalog.

Vision/ Intention der Nachhaltigkeit und Umsetzungserfahrungen
1. Das Projekt hat zentrale Ausgangsvisionen für soziale und nachhaltige Themen: Welche?
2. Welche Erfahrungen wurden in der Umsetzung gesammelt?
Individuum-Gemeinschaft
3. Wie ist Ein- und Ausstieg (Verträge zwischen Mitgliedern und Gemeinschaft) geregelt?
4. Welche Erfahrungen gibt es mit einer Gemeinschaftskultur, die (soziale) Beweglichkeit für das Individuum, wie heterogene Strukturen, flexible Substrukturen beinhaltet?
5. Wie werden alternative Werte von Lebensqualität (Suffizienz) gelebt?
6. Welche Lebens- und Wohnformen, gewährleisten pluralistisch und kulturell heterogenes Gemeinschaftsleben?
Flexible Organisationsstrukturen
7. Wie wird Offenheit und Flexibilität der Organisations- und Regelungsstrukturen: Responsivität auf die inneren und äußeren Anforderungen umgesetzt?
8. Wie sind konsensorientierte Entscheidungsfindungsprozesse für Gemeinschaftsangelegenheiten gestaltet? Welche Erfahrungen wurden gesammelt?
9. Möglichst weitgehende Selbstorganisation möglichst vieler Bereiche der Lebensführung durch die Gemeinschaft (Subsidiaritätsprinzip).
10. Ist Rollenflexibilität, Personenwechsel, Rotation bei den gemeinschaftlichen Zuständigkeiten möglich?
11. Rechtliche Verfassung der Gemeinschaft parallel und verbunden mit Mitgliederplenum und direkter, persönlicher Kommunikation. (Ggf. mehrere Gremien von freier Durchmischung und Überschneidung vieler Formen der sozialen Interaktion: gemeinsames Wohnen, Freundschaften, familiäre Bindungen, Arbeits- und Freizeitaktivitätsbeziehungen, ideelle, geistige Verbundenheit) Wovon hängt eine sinnvolle und überschaubare Durchmischung von Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi ab? Woran muss sie sich orientieren?
Entwicklungsfähigkeit, Experimentierpotential
12. Wie werden überschaubare und direkte konsensorientierte Kommunikation und Handlungsbezüge aufrechterhalten?
13. Wie können soziale Handlungskompetenzen und konsensorientierte Kommunikation erlernt, gefördert und geübt werden?
14. Wie wichtig ist Reflexion und Diskussion über den Entwicklungsprozess der Gemeinschaft?
15. Wissen, Kompetenzen über nachhaltige Technologie und Wirtschaft flexibel und undogmatisch nutzen.
sozialökologische Siedlungs- und Raumplanung
16. gemeinnützige Gemeinschaftskörperschaft mit entsprechenden sozialökologischen Zielen besitzt die Gemeinschaftsgüter (vor allem Grund und Immobilien). Wie ist diese (für die Nutzer attraktiv) geregelt?
17. Wie kann Planung so gestaltet werden, dass sie die Aspekte nachhaltiger Siedlungsentwicklung umsetzt?
18. Wie werden für den Einzelnen überschaubare und beeinflussbare funktionale Differenzierung (human scale) und die Verbindung der verschiedenen Lebensbereiche für die Individuen erreicht und ausgestaltet?

Zu diesen Prinzipien wurden aus den Beobachtungen in den Vorstudien weitere Auswahlkriterien hinzugenommen, die gewährleisten sollen, dass die Projekte einen Experimentierfreiraum geschaffen haben, in dem interessante Prozesse im Hinblick auf nachhaltige Lebensweisen und deren Umsetzung stattfinden und zu erfahrungsbasierten Ergebnissen geführt haben:

Experimentierpotential	1. Schaffung eines „Ortes der Möglichkeiten“
	2. alternativ-progressiv gesellschaftskritisch, aber offen und im Kontakt mit der Öffentlichkeit, mit ggf. Außenwirkung durch Bildungsangebote
	3. experimentelle Offenheit einer auf Gemeinschaftlichkeit ausgerichteten pluralistischen Kultur
	4. sozial-ökologische Ziele (im weiten Sinne) bei undogmatischer, pluralistischer Weltanschauung oder Philosophie
	5. Miteinbeziehen möglichst vieler Bereiche (Lebensführung, Philosophie, Intention der Gemeinschaft, Kultur, Ökonomie, Organisation, Soziales) in diese experimentelle Offenheit
Relevante ökonomische und ökologische Kriterien	6. gemeinnützige Gemeinschaftskörperschaft der Bewohner mit entsprechenden sozialökologischen Zielen besitzt die Gemeinschaftsgüter (vor allem Grund und Immobilien)
Strukturrahmendaten	7. Rahmenkriterien: mindestens 30 Mitglieder, fünf Jahre Bestehensdauer
	8. Strukturmerkmale: ausreichende Größe, die eigene Ansätze von ökonomischen und organisatorischen Strukturen erlaubt, heterogene Sozialstruktur

7. Die Ergebnisse aus den Einzelfallstudien in Deutschland

7.1 Auswahl der Untersuchungsprojekte

Die am ehesten geeignete Datengrundlage zur Auswahl intentionaler Gemeinschaftsprojekte im deutschen Raum (vgl. Dierschke et al. 2006: 105f) ist das Eurotopia-Selbstdarstellungsverzeichnis (2000 und 2004). Es führt in der 2004 erschienen Ausgabe 140 Gemeinschaften in Deutschland auf. Die hergeleiteten Prinzipien wurden an die im Eurotopia (2000 u. 2004) verfügbaren Angaben angepasst. Daraus wurde ein Datensatz erstellt und folgende Filtervariablen zur Auswahl von Fallbeispielen verwendet:

- a) mehr als 20 Mitglieder
- b) älter als fünf Jahre
- c) sich als selbstverwaltet bezeichnen
- d) Konsentscheidungsprinzip
- e) Immobilienbesitz gemeinschaftlich
- f) möglichst gemeinsame Ökonomie bzw. gemeinsame Finanzierung bestimmter Bereiche
- g) Angaben zur Weltanschauung (Keine Einschränkung auf einen philosophischen oder religiösen Ansatz → undogmatisch und pluralistisch)
- h) Die Selbstversorgungsarten sollen ggf. als weiteres weiches Auswahlkriterium beachtet werden, weil hieran eine wirtschaftliche Subsistenz- und Selbstständigkeit abgelesen werden kann (vgl. Bennholdt-Thomsen et al. 1997).

In Tab. 3 sind die Filtervariablen als Kriterien a-h für die (anonymisierten) Gemeinschaften (Gründe vgl. Kap. 5.2.1), die diese weitgehend erfüllen, dargestellt.

Tab. 3: Ausgewählte Gemeinschaften mit den hergeleiteten Kriterien (Quellen: Eurotopia 2000 u. 2004; Auswertung und Darstellung: Iris Kunze).

Kriterien	a)		b)		c)		d)		e)	f)				g)								h)						
	ges.	Ges	Jahr		Sverw	Ent sch	Ent sch	Wohn- bes.	Ökon.	Ökon.	Arb. in %	Arb. in %	Ziele								Svers. Arten							
Gemeinschaft	2000	2004											1	2	3	4	5	6	7	8	1	2	3	4	5	6	7	
GEM A	140	109	1985		●	k	K	3+4	3	3	31	40	●				●				●	●	●					
GEM C	111	180	1974		●	k	K	1	1	1	100	100	●				●				●	●				●	●	
GEM Z	80	87	1991		-	k	K	2	3	2	53	34	●				●				●	●	●					
GEM D	69	73	1986		●	k	K	2	1	1	75	89	●	●							●	●	●			●	●	●
GEM E	51	70	1993		●	k	K	2	2	2	87	91	●	●							●	●	●	●		●	●	●
GEM B	49	42	1993		●	m	m	2	1	2;0	69	k.A.	●								●	●	●				●	●
GEM H	33	38	1989		●	m	K	2	2	2	100	15	●								●						●	

Legende: Daten aus Eurotopia von 2000 und von 2004. **ges.:** Gesamtmitgliederzahl; **Jahr:** Gründungsjahr; **Sverw:** Selbstverwaltung; **Entsch.:** Entscheidungsstruktur (alle im **Konsens**, **mehrheitsdemokratisch**, **hierarchisch**/ ein Teil der Gruppe); **Wohnbes.:** Art des Wohnbesitzes (**1** in Gruppen, **2** Verein/ Genossenschaft/ gemeinschaftlich, **3** Einzelbesitzer, **4** gemietet/ gepachtet); **Ökon.:** Ökonomie: **1** Einkommensgemeinschaft/ gemeinsame Ökonomie, **2** teilweise gemeinsame Kasse, **3** individuell, **0** ohne Geld; **Arbeitende:** Anteil der Arbeitenden in % an den in der Gemeinschaft lebenden Erwachsenen; **Ziele:** **1** ökologisch, **2** links-basisdemokratisch, **3** christlich, **4** spirituell, **5** anthroposophisch, **6** selbstverwaltet, **7** Schenkerbewegung, **8** feministisch; **Svers. Arten:** Arten der Selbstversorgung (**1** Ernährung, **2** Bauen/ Architektur, **3** Energie-/ Stromversorgung, **4** Wasserver- und -entsorgung, **5** materielle Bedürfnisse (Kleidung/ Kosmetik), **6** Handwerkliche Produkte, **7** Bildung (freie Schule/ Kindergarten)); **k.A.:** keine Angaben.

Als zweite Datenbasis wurden ein Datensatz von 113 Gemeinschaften und Klöstern in Deutschland mit ausführlicheren Informationen über die Einzelfälle aber einer kleinen Fallzahl verwendet (vgl. Dierschke/Kunze et al. 2006). Folgende Auswahlkriterien aus den vorhandenen Daten und in Bezug zu den entwickelten Nachhaltigkeitskriterien wurden zur Analyse als Filtervariablen gewählt:

- die Mitgliederzahl ist über 20,
- die Gemeinschaft ist älter als fünf Jahre
- das Plenum aller Gemeinschaftsmitglieder fällt Entscheidungen,
- Entscheidungen werden im Konsens gefällt,
- soziale Ziele, Motiven der ökologischen Lebensführung und der Suche nach neuen sozialen Lebensformen wurde eine Wichtigkeit von mindestens 2 auf einer Skala von 0 (unwichtig) bis 5 (sehr wichtig) gegeben.

Sechs Gemeinschaftsprojekte erfüllten in diesem Datensatz die Kriterien. Nach ersten genaueren Nachforschungen hat sich die Auswahl aus folgenden Gründen weiter verringert: Eine Gemeinschaft ist eine Genossenschaft und hat nach eigenen Angaben an gemeinschaftlichem Leben eingeübt (vgl. Eurotopia 2004). Zwei weitere Gemeinschaften sind anthroposophisch bzw. christlich motiviert und um die Organisation des integrativen Lebens mit Behinderten entstanden. Da die Intention nachhaltiger Lebensweise und pluralistische Motive und die Suche nach neuen sozialen Lebensformen nicht ausreichend umfassend angestrebt werden, fallen diese Gemeinschaften dahingehend nicht unter die Kriterien. Des Weiteren wurden wie im Eurotopia-Selektionstrichter ebenfalls GEM D, E, H und Z ausgewählt. Gemeinschaft H ist bei genauerer Betrachtung ausschließlich christlich motiviert und erfüllt daher nicht den Pluralismusanspruch. GEM Z war sozial gesehen ein umstrittenes Projekt und ist heute fast ausschließlich Seminarzentrum. Daher wurde davon abgesehen, es als Untersuchungsprojekt einzubeziehen. GEM A und C waren im Datensatz nicht vorhanden, GEM B war zu dieser Zeit in einer Krise und erfüllte lediglich aufgrund der geringen Mitgliederzahlen in 2002 nicht die Kriterien.

Schließlich wurden anhand der beiden vorhandenen Datenquellen die Gemeinschaftsprojekte A bis E aus Tabelle 3 untersucht. Sie wurden mittels der in Kapitel 5.2 bereits erörterten Methoden beforscht. In Tabelle 4 sind die Aufenthaltszeiten und Gesprächspartner aufgelistet. In den fünf Untersuchungsprojekten wurden jeweils ca. ein- bis zweiwöchige Aufenthalte vorgenommen.

Tab. 4: Verzeichnis der Erhebungen der Einzelfallanalysen und Interviewpartner in den Untersuchungsprojekten (Iris Kunze).

Untersuchungsprojekte	Feldforschungsaufenthalte in den Zeiträumen:	Zitierte Interviewpartner (der erhobenen Interviews): Pseudonyme	Relevante Veranstaltungen der Teilnahme
Auroville	02.02.-26.03.05	-	
Findhorn	13.05.-14.07.05	Findhorn A	
Global Ecovillage Conference (in Findhorn)	01.10.- 09.10.05	--	
GEM A	02.05.-05.05.06	GEM A A	Morgendliche Kreistänze, Mantrasingen, Meditation
GEM B	14.05.-25.05.06	GEM B A-E	Wöchentliches Arbeitstreffen, Mitgliederversammlung, jährliches Hoffest
GEM C	29.06.-11.07.06	GEM C A-C	Kennenlernwochenende, Frauentreffen, Arbeits- und Feldeinsätze
GEM D	10.10.-17.10.06	GEM D A-C: GEM D D: Diskussionsrunde, Personen 1-5:	Wöchentliches Plenum und Kleingruppe Altersvorsorge
	10.06.-12.06.02	GEM D E+F.	Plenum u.a.
GEM E	10.05.-17.05.07	GEM E A-F	Kennenlernwochenende, morgendliche Einstimmungsrunde, Hausbau
	23.06.-28.06.02	GEM E G-I	Plenum u.a.

7.2 Auswertungsmethoden und Darstellung der empirischen Untersuchungen

Im Forschungsprozess wurden zunächst Nachhaltigkeitsprinzipien theoretisch hergeleitet, die dann als Kriterien zur Auswahl eines Untersuchungsfeldes gedient haben. Die Prinzipien wurden nun mit Hilfe der Forschungen in den Projekten weiterentwickelt.

Zentrales Ergebnis aus den empirischen Untersuchungen war, dass sich bei der Suche nach Umsetzungsmöglichkeiten nachhaltiger Lebensweise nicht mit der Beschreibung von konkreten Einrichtungen und sozialen Räumen wie Waldkindergarten oder car-sharing-Plan aufgehoben werden soll, sondern vielmehr mit den Prozessen, die zu diesen Ergebnissen führ(t)en. Aufgrund der Kriterien und der Auswahl der Gemeinschaftsprojekte ergaben sich entsprechende Themen und Bereiche der Beobachtung.

Es werden jene Prinzipien beschrieben, die schon seit mehreren Jahren praktiziert werden, weil sie sich bewährt haben und die bei der Mehrheit der befragten Gemeinschaftsmitglieder Zustimmung finden und positiv bewertet wurden. Allerdings wurde wie gesagt geprüft, inwieweit die Ideale und Grundsätze realistisch umgesetzt sind und aufgefundene Widersprüche werden entsprechend beschrieben.

Die Daten aus den teilnehmenden Beobachtungsphasen in den Gemeinschaftsprojekten wurden in folgenden Schritten ausgewertet: Zunächst wurden die Dokumente wie Grundsatzpapiere und die transkribierten Interviews mittels qualitativer Inhaltsanalyse (nach Mayring 1990: 68) ausgewertet, indem Themenbereiche gebildet wurden. Auch die Beobachtungsergebnisse (memos), Gespräche und Mitschriften aus Versammlungen (nach grounded theory) wurden in Kategorien zusammenge-

fasst. Daraus wurden Themenbereiche anhand des zuvor entwickelten Prinzipiensets gebildet. Entlang dieser wird die Auswertung dargestellt. Insofern sind diese Themenbereiche selbst schon ein Ergebnis der Felduntersuchung. Dass die Gemeinschaften verschieden stark je nach Themenpunkt in Erscheinung treten, zeigt deren Schwerpunktsetzung und Stärken. Es wird also wie schon betont, nicht angestrebt, ein vollständiges Bild der Projekte zu zeichnen, sondern die für die Fragestellung interessanten Entwicklungsbereiche – allerdings bezogen auf den Gesamtzusammenhang des jeweiligen Projekts – zu beschreiben. Zudem wurde jedes Mal kritisch hinterfragt, ob die Punkte eventuell primär anderen Zielsetzungen der Gemeinschaft oder einer beobachteten „Kultur“ entspringen, die nicht mit den bisher ermittelten Kriterien zusammenpassen oder durch Einzelpersonen verursacht wurden. Mittels dieser Methode wird weitestgehend versucht, individuell-persönliche und andere als nachhaltige ideologische Anteile herauszufiltern, die zweifelsohne bei den „Praxisexperimenten“ bestehen. Auf diese Weise wird von der konkreten Gemeinschaft und ihren Mitgliedern möglichst abstrahiert, um allgemeinere sozialökologische Prinzipien und Methoden ableiten zu können. Trotzdem ist es teilweise erforderlich, näher auf den Einzelfall als hochkomplexes „Gesamtkunstwerk soziales Gebilde“ einzugehen, um die mannigfaltigen Ursachen für die jeweiligen Praktiken nachvollziehen zu können. Viele der Projekte haben eine eigene Terminologie entwickelt, die sich auf dahinter stehende politische oder soziale Ideen bezieht und deshalb ggf. beibehalten wurde (in Anführungszeichen: z.B. „Kollektiv“, „Stamm“).

In den folgenden Unterpunkten werden die empirischen Ergebnisse in Form von Erfahrungsprozessen aus den Untersuchungsprojekten dargestellt. Dabei wurden diejenigen Erfahrungsprozesse herauskristallisiert, die für die konstruktive Gestaltung der sozialen Dimension nachhaltiger Lebensweisen beitragen.

Themenbereiche der Prinzipien und Unterpunkte:

- 1) Nachhaltigkeitsziele, Intentionen und Erfahrung
 - a) Welche Themen werden als fundamental auf dem Weg zu nachhaltiger Lebensweise gesehen?
 - b) Welche wesentlichen Erfahrungen wurden gemacht?
 - c) Wie können diese aufgrund der Beobachtungen interpretiert werden?
- 2) Individuum-Kollektiv-Balance
 - a) Mitgliedschaftsregelungen
 - b) Gemeinschaftskultur
- 3) flexibel-responsive Organisationsprinzipien
 - a) Konsensentscheidungsgestaltung: Praxis und Erfahrungen
 - b) Flexible Organisation: für Mitglieder und für äußere Anforderungen (z.B. Rollenrotation in Gemeinschaftsangelegenheiten) und Stabilität
- 4) Experiment, Reflexion, Entwicklung
 - a) Entwicklungs- und Reflexionsfähigkeit
 - b) Erlernen sozialer Kompetenzen, konsensorientierter Kommunikation
 - c) Außenkontakte, Außendarstellung, Image
- 5) sozial-ökologische Siedlungs- und Raumgestaltung
 - a) Immobilienbesitz gemeinnützig mit sozial-ökologischen Zielen
 - b) sozial-ökologische Kultivierung des Geländes: Mensch-Gemeinschaft-Natur
 - c) Nutzungsmischung und -ergänzung, kurze Wege.

7.3 Prinzip 1: Intention der Nachhaltigkeit

- a) Welche Themen werden als fundamental auf dem Weg zu nachhaltiger Lebensweise gesehen?
- b) Welche wesentlichen Erfahrungen wurden damit gemacht?
- c) Wie können diese aufgrund der Beobachtungen interpretiert werden?

GEM A

a) GEM A begann mit der Initiative eines Menschen, der eine alte Arbeitssiedlung aus der NS-Zeit kaufte und diese zunächst als Feriensiedlung renovieren wollte. Nach einer Reise war er allerdings von der Findhorn-Gemeinschaft inspiriert und der Meinung, auf dem Gelände sollte eine spirituelle Gemeinschaft entstehen. Später wurde ein Verein mit folgenden Zielen gegründet: GEM A „ist eine Siedlungsgemeinschaft. Uns verbindet der Wunsch nach einem harmonischen Zusammenleben miteinander sowie mit der umgebenden Natur.“ Jeder solle auf individuelle Weise diese Ziele leben. Es wird „täglich gemeinsam unsere Spiritualität gelebt (Meditation, Singen in der Kapelle, Kreistanz)“. Aber „einen Guru oder Chef gibt es hier nicht. Auch gibt es keine gemeinsame Glaubens-, Religions- oder Kirchen-Zugehörigkeit. Wir achten alle spirituellen Wege“ (WEB).

Der Verein ist für die Kultur, Bildung, Forschung und Zusammenarbeit zuständig, auch in den Bereichen ökologische Lebensweise und Siedlungsplanung (Satzung). Aus der Erfahrung des Projekts haben einige Mitglieder ihre beruflichen Qualifikationen entwickelt: „Gesunde Ernährung, gesundes Wohnen, natürliche Heilungswege, soziale Kompetenz, systemische Arbeit, positive Bewältigung von Konflikten“ (Selbstdarstellung).

„[GEM A; I.K.] möchte ein Ort sein, der seine Bewohner und Gäste anregt, mehr in Kontakt mit sich selbst und anderen zu kommen. Die verbindenden Elemente unserer Gemeinschaft sind Achtung vor der Schöpfung, gegenseitige Unterstützung im Alltag, neue Formen der Konfliktlösung (Mediation), die Erfahrungen der inneren Sammlung (Meditation) und Ökologie im Alltag.“ (WEB)

Die einzelnen Mitglieder kamen aus unterschiedlichen Gründen in das Projekt, z.B. um mit „Permakultur“ (vgl. Punkt 5a) zu experimentieren.

„Meine Frau und ich waren drei Jahre auf der Suche fast in ganz Deutschland nach einem Gelände für *Permakultur*. Zunächst hatten wir öfter Kontakt mit Adligen auf ihren Landsitzen, die unsere Ideen mochten. Diese Situation von Landbesitzer und wir als angestellte Ideengeber wäre aber nicht gut gegangen. So suchten wir die Voraussetzungen für ein gleichberechtigtes Wohn-Permakulturprojekt“ (GEM A A).

b) Im Laufe der Zeit wurden verschiedene Ideen, die Gemeinschaft zu gestalten diskutiert, einige wollten z.B. weiter gehende gemeinschaftliche Strukturen, wie gemeinsame Ökonomie oder ehrenamtliche Arbeitsleistungen für das Kollektiv. Das hat sich nicht durchgesetzt. Das Projekt ist auf der materiellen und strukturellen Ebene eher ein Co-housing-Projekt. Es gibt einen starken geistigen Zusammenhalt und eine entsprechende gemeinsame Identität. Viele Mitglieder sind selbstständig, arbeiten und profitieren aber durch Betriebe, wie das Seminarhaus und das Teilen von Räumlichkeiten voneinander.

c) Das Projekt war durch eindeutige sozial nachhaltige und ökologische Intentionen motiviert. Erfolgreiche ökologische Unternehmen und ein Seminarhaus waren bald realisiert. Es wurde allerdings eine weniger intensive Vergemeinschaftung erreicht, wie anfangs angestrebt war. Entsprechend schwächer fielen auch die internen gemeinschaftlichen, sozial-organisatorischen Strukturen aus, mit denen Grundbedürfnisse (wie Ökonomie, Arbeiten, Haushalt) befriedigt werden. Damit besteht dahingehend auch weniger sozial offensichtlicher Experimentierfreiraum. Auch wenn das Projekt für die Fragestellung nicht so deutliche und intensive Gemeinschaftsprozesse wie die anderen Untersuchungsprojekte durchgemacht hat, wurden aus den gemeinsamen Entscheidungsfindungen,

wie von den Mitgliedern betont, Erfahrungen gewonnen, die mit sozialen Dimensionen und Gemeinschaftskultur zu tun haben.

GEM B

a) Die Intention für die Gründung von GEM B begann mit dem sozialökologisch-philosophischen Ansatz von Rudolf Bahro. Als Dissident, der in der DDR den Sozialismus reformieren wollte und in Deutschland die Partei „die Grünen“ mit gründete, war seine Lehre nach der Wende an der Humboldtuniversität Berlin stark nachgefragt, wo er auch das „Institut für Sozialökologie“ gründete. Bahro kritisierte die „Massen- und Konsumgesellschaft“, die in soziale Verarmung, Entfremdung und ökologische „Katastrophe“ führe und regte zur Konzeption und Kreation von alternativen Modellen und Lebensweisen an (vgl. Bahro 1987). Diese „Alternative“ sah er im Modell „Kommune“. Aus seinen poetisch-philosophisch, teilweise unstrukturierten Gedanken und Plädoyers lassen sich Merkmale, wie „Kommune“ nach Bahro entworfen und gelebt werden könnte, herausfiltern. Sie wird als alternativer Ausweg und „erste Keimzellen“ einer „neuen menschlicheren, ganzheitlicheren Kultur“ gesehen (Bahro 1998: 179).

„In der Megamaschine, mit der wir töten, realisiert sich eine historische Psychodynamik, deren Dämon [...] weit mehr als zufällige, weit mehr als freiwillige Macht ist. Unvermeidlicherweise versagen alle Anstrengungen, das, was aus der heutigen Durchschnittsverfassung des menschlichen Geistes als Katastrophe erwächst, aus eben derselben Bewusstseinsverfassung heraus überwinden zu wollen. Könnte es nicht sein, dass unser Agieren angesichts der globalen Katastrophe, die wir selbst sind, ganz lächerlich unangemessen ist?“ (Bahro 1998: 50).

„Doch wenn wir nun begreifen, dass dieser Weltzerstörungslogik und ihrem Festgeschriebensein in entsprechenden Institutionen unsere Bewusstseinsverfassung zugrunde liegt, so drängt sich jedenfalls der Gedanke auf, dass ein neuer Weltzustand in erster Linie von einer inneren Transformation abhängt. [...] Unsere Subjektivität ist einerseits ‚göttlich‘, gehört mit zum Ganzen. Andererseits kommt das, was daran beschränkt, genauer ich-beschränkt ist, jetzt verstärkt heraus, indem wir es in Massengütern ausleben. Die Multiplikation von Sachen ist in letzter Instanz ein Ausdruck von seelischer und geistiger Faulheit“ (Bahro 1998: 52f).

Bahro lässt sich so interpretieren, dass das menschliche Subjekt Teil der Physio-, Bio-, und Soziosphären ist, es jedoch sein Ich beschränkt auf abgetrennte Teile erleben kann, d.h. das Bewusstsein begrenzen kann. Dies hat zu unangemessenem Verhalten, zu Gewalt, Ausbeutung und Disbalance geführt. Die Ursache für die soziale und ökologische „Katastrophe“ liegt für ihn im menschlichen Bewusstsein, das eine Wandlung durchmachen muss, um zu einer ganzheitlicheren, das Ich und die Umwelten einbeziehenden Wahrnehmung, Intention und damit auch Verhalten zu kommen. Um die „Katastrophe“ zu beheben, braucht es also eine Änderung der Bewusstseinsverfassung, die ja dazu geführt hat.⁵⁸ Dafür sieht Bahro eine innere Transformation als Schlüssel. Der von ihm entworfene alternative Weg sollte von innen her eine Bewusstseinsveränderung erarbeiten.

„Jetzt gilt es, unser inneres Besetztsein vom Status quo zu überwinden. Angesichts der ansonsten ausweglosen Krise einer Struktur, die in sich selbst unaufhaltsam ist, sind Wege und Techniken (ja, gerade auch Techniken, deren Übung wiederholbar angeleitet werden kann) zur Befreiung unserer seelischen und geistigen Kräfte aus dem Gefängnis unserer Gewohnheiten und Errungenschaften das, was noch helfen kann [...] *Wahrnehmung* als Schlüsselwort macht vor allem darauf aufmerksam, dass es um die Reinigung der Sinne geht [...]“ (Bahro 1998: 52f).

⁵⁸ Bahro knüpft dabei an verschiedene Bewusstseinsrevolutionstheorien an (vgl. u.a. Hosang 2000; Wilber 1997, Aurobindo 2002).

Er plädiert, sich auf den eigenen „Freiheitsspielraum“ zu besinnen und „möglichst selbstlose Wahrnehmungs-, Urteils- und Handlungsfähigkeit“ einzuüben, die schließlich „in unserem eigenen höheren und langfristigen Interesse“ sind (Bahro 1998: 53). Was dadurch auf tief emotional-motivationaler Ebene aufgelöst werden könnte, „wäre die bewusste Reproduktion der Umstände, unter denen Auto fahren und Reisen überhaupt so exzessiv nötig ist“ (ebd.).

Jede Gruppe müsse ihre eigenen Prozesse durchlaufen, aber er vermutet, dass folgende Bereiche für solche „ganzheitliche Kommunen“ ausgearbeitet werden müssten (vgl. Bahro 1998: 183):

- Organisation, Rechtsverwaltung und Außenvertretung
- spirituelle Praxis und Selbsterfahrung
- künstlerische Praxis
- selbstversorgende pädagogische Strukturen, Forschung und Entwicklung einer neuen Kultur nach innen und außen
- ganzheitliche Heilung und Pflege
- ökologische und Kulturvolle Ernährung
- ökologische Landbau, Permakultur, Landschaftspflege
- ökologisches Bauen und Wohnen
- umweltverträgliche Energieversorgung
- Handwerk, Reparatur, Recycling.

Womit eine Gruppe auch anfinde, ob mit ökologischem Landbau, Therapie-Selbsterfahrung oder gleich bei ganzheitlicher Orientierung, die dem Menschen inhärent ist, würde jeder Teilbereich die anderen später nachziehen (ebd.).

Bahros Suche nach einer Alternative hat ihn dazu geführt, dass „Kommunen“ ein nahe liegendes Modell sind, um als „Rettungsboote“ für die untergehende Massengesellschaft zu fungieren (Bahro 1998: 73). Sie sollten einen Frei- und Experimentierraum bieten, in dem das Bewusstsein von einer abgetrennten Ich-zentriertheit, die zur „Katastrophe“ führte, hin zu Wahrnehmung und Einstimmung auf das Ganze transformiert werden kann. Arbeit zur Selbstversorgung wäre notwendig, um nicht an der Ausbeutung von Menschen und Natur beteiligt zu sein. Anzuknüpfen empfiehlt er an Benediktiner-Orden („ora et labora“), allerdings ohne deren „repressiv monotheistische Gottesvorstellung“ und deren „Geschlechtertrennung und Sexualunterdrückung“ und an Zen-Orden (vgl. Bahro 1990: 23; Bahro 1998: 54f).

„Soll eine solche Arbeit (Stichwort Meditation, aber in vielfältigster Form und Bedeutung) die Mitte des kommunitären Lebensprozesses sein, so verlangt das eine entsprechende Ordnung und eine Regelung des Ablaufs, die es erlaubt, den Alltag selbst zur Übung werden zu lassen. [...] Kommunitäre Subsistenzwirtschaft würde demnach den Sinn haben, uns das Leben und Arbeiten so einzurichten, dass diese Transformation begünstigt wird. Es geht also um einen Lebensstil, der es erlaubt, die Aufnahmebereitschaft, die Resonanzfähigkeit für die Botschaft der Existenz als ganzer zu pflegen“ (Bahro 1998: 53f).

Nach Bahro wird der „psychosoziale Raum“ einer „kommunitären Gemeinschaft“ voraussetzen, dass alle „gleich nah zu Gott, oder wie der umgreifende Zusammenhang sonst bezeichnet wird“, sind, „gemeint ist eine Ethik, in der gleichberechtigte Gegenseitigkeit in den Austauschbeziehungen aller Art“ der Zielpunkt ist. Für die Regelung der allgemeinen Angelegenheiten und des Zusammenlebens seien konsensuale Prozesse nötig, die in einem bewusst dafür vorgesehenen ‚Raum‘ freien geistigen Austauschs entschieden werden – in ‚täglich‘ erneutem Anfängergeist“ (vgl. Bahro 1998: 182).

b) Rudolf Bahro half zwar anfangs bei der Gruppengründung, wohnte jedoch nie in GEM B. Trotzdem beruft sich das Projekt bis heute auf seine sozialökologische Kommuneidee. Wie sehen die Mitglieder heute die Umsetzung dieser Idee?

„Manchmal werfen wir uns vor, dass der Geist von damals nicht mehr da ist, aber vielleicht gab es den damals auch noch nicht richtig. Jeder legte seine Sicht ins theoretische Konzept und die Formulierungen, aber praktisch sah es dann anders aus. [...] Wir waren damals nie präzise und genau in unseren Themenplänen. Aus der heutigen Sicht war es zu unkonkret, als dass man von einem theoretischen Konzept sprechen könnte, an das man sich halten kann. Es sind durch diese Ungenauigkeiten unwiederbringliche Fehler passiert, z.B. das Integrieren neuer Leute“ (GEM B B).

„Selbst diejenigen die sich mit Rudolf Bahro beschäftigt hatten, waren noch auf ihrem Entwicklungsstand geblieben und mussten erst jahrelang Prozesse durchlaufen, um die Vorstellung zu klären, um Erfahrungen und Fehler zu machen und zu lernen, wie man die Dimensionen verbindet. Sie mussten z.T. auch erst mal ihre Teilsehnsüchte erfüllen. Ich denke, es hat allen etwas gebracht, diese Ökologie- und Therapieprozesse mit Fehlern und Konflikten zu durchlaufen. Es haben aber alle anders durchlaufen. Für die einen endete es mit einem Verlassen des Projekts, für andere war es eine allmähliche Entwicklung zu einer realen integrativen Praxis“ (GEM B E).

Während einige wenige den Ansatz Bahros weiter hoch halten, hat durch hohe Fluktuationen die Mehrzahl der Mitglieder keinen Bezug mehr dazu. Sie sind aufgrund des existierenden Projekts eingestiegen und beschreiben es folgendermaßen:

„Ich hatte das Gefühl, dass es gut ist, wenn Gleichgesinnte miteinander leben können, sich aneinander reiben können, miteinander wachsen können, ihre Ruhe haben. In dieses Projekt kann ich mich bis an mein Lebensende immer wieder nützlich einbringen, weil es am Wachsen ist und das Potential noch entfalten kann und Themen behandelt, mit denen man nicht fertig wird. Im Vergleich dazu sind Gemeinschaften, die einen Guru, eine feste Philosophie oder ein festes Ziel haben, irgendwann ausgereizt“ (GEM B A).

„Ich sehe das GEM B als einen Ort zum erst mal ‚Sich Selbst Erforschen‘. Jemand sagte: ‚Wenn man gefunden hat, was man machen möchte, geht man weg.‘ Es geht darum, dass Leute neue Wege suchen können. Das ‚Sich ausprobieren‘ betrifft erstens die berufliche Ebene, zweitens geht es um ‚soziales Ausprobieren‘ der Beziehungsebene“ (GEM B C).

Von den wenig verbliebenen Mitgliedern aus der Anfangszeit wurde die Umsetzungsphase als harte Realitätskonfrontation der Vision erlebt.

„So intensiv wie in der Vorphase habe ich es nie wieder erlebt. Vor Ort verkrümelte sich vieles, als die Umsetzung und Spezialisierungen stattfanden. Man verstand sich schon als Gemeinschaft, aber es ging dann mehr ums Praktische: Versuch, Irrtum. [...] Ich bin inzwischen dran gewöhnt, dass alles sehr lange dauert und wir noch am Anfang stehen. Die Mitglieder solcher intentionaler Gemeinschaftsexperimente sind einfach überfordert, das merke ich hier und woanders. Man bleibt an bestimmten Punkten stehen. [...] Entstanden ist ein Ort, wo man sich niederlässt, seiner Suche noch mal ein bisschen mehr Intensität gibt und sie etwas konsequenter im Austausch mit anderen Suchenden verfolgt“ (GEM B B).

c) GEM B ist durch eine große Diskrepanz zwischen der Anfangsvision und der Realität gekennzeichnet. Das liegt zum einen offensichtlich an der mangelnden konkreten Ausarbeitung von Bahros theoretisch-idealistischer Idee. Zum anderen waren die Ziele sehr hoch gesteckt und die Umsetzung wesentlich komplizierter, als anfangs angenommen. Die emotionalen, psychologischen und sozialen Fähigkeiten der Mitglieder konnten noch nicht eingeschätzt werden und die Kapazitäten traten erst in der Praxis deutlich in Erscheinung. Auffallend ist, dass finanzielle, rechtliche oder materielle Schwierigkeiten zwar auch als Hürden wahrgenommen, aber im Vergleich zu diesen Fähigkeiten und Stärken eher als sekundär betrachtet werden. Vielmehr lässt sich deuten, dass solche „weichen Kompetenzen“ als Grundlage des Projekts die anderen Schwierigkeiten hätten meistern können. Eigentlich klingen Bahros Aussagen sehr spirituell, fast nach einer klösterlichen Kommune. Bei der

Umsetzung und dem Aufbau des Projekts, wurde der primäre Fokus der spirituellen Bewusstseinsarbeit aber nicht aufrechterhalten.

GEM C

a+b)⁵⁹ Die Gründungsmotivation der GEM C kam vor allem aus der emotionalen Erkenntnis, dass soziale Isolierung „unmenschlich“ ist. Der Ansatz von GEM C war bald auf „alle Themen“ bezogen. Die Intention umfasst mehrere sozial-ökologische Aspekte. Mit dem Schwerpunkt auf der inneren zwischenmenschlichen Sozialökologie wurde sehr bald im Entwicklungsprozess auch die Ökologie der natürlichen Umwelten bewusst thematisiert:

„Ich glaube, dass Menschen, die in Stämmen leben, automatisch ein **starkes Gefühl für die Eingebundenheit** zu Mutter Erde haben, sowie auch in den gesamten Kosmos. Mit der Zerstörung dieser Beziehungsqualität, wie sie in Stämmen noch typisch war und der Schaffung der anonymisierten Massengesellschaft, ging eine seelische und **beziehungsmäßige Verarmung des Menschen** einher. Diese brachte nicht nur eine Verarmung in den zwischenmenschlichen Beziehungen mit sich, sondern **auch mit denen zur Natur**. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Stamm, der in seinem Stammessein gesund ist, die Erde zerstört, das Wasser und die Luft verschmutzt. Das macht man erst, wenn man eine Gefühlsstörung und eine Beziehungsstörung hat und nicht mehr fühlen kann, wie grauenvoll das ist“ (GEM C A).

GEM C fühlt sich Gedanken der Tiefenökologie (vgl. Gottwald et al. 1995) nahe. Sie betonen ihren Ansatz der „Lebendigkeit“ und Wiederverzauberung der Welt:

„Die Idee wieder in Beziehung zu treten und Heimat zu schaffen, heißt, die Bedeutung in den **Beziehungen** wieder zu finden. Im Entwicklungsprozess der Menschheit haben die lebendigen Dinge an Bedeutung verloren. Wenn jemand einen Baum sieht, spürt er nicht mehr das Schöne, Mächtige, Ehrfurchtsvolle, Geheimnisvolle, er staunt nicht mehr. Er denkt nur noch funktionalistisch und pragmatisch vielleicht Brennholz daraus zu machen. Wir wollten von Anfang an wieder **in Beziehung**, in das **tiefe Wahrnehmen und Erleben** hinein treten und letztlich den **Dingen wieder eine Bedeutung geben**“ (GEM C A).

Im Konkreten drückt sich dies in der Organisation und alltäglichen Lebensweise folgendermaßen aus:

„Wir haben uns selbst klare ökologische Ziele gesetzt. Wir wollen eine Kultur schaffen, die **keine Belastungen mehr für die Umwelt** produziert, jede Belastung vermeidet und darüber hinaus Altlasten durch Vornutzer oder uns aus älteren Zeiten, beseitigt. [...] Wenn man einen Stamm aufbaut, hat man tausend Fronten der Entwicklung und des Aufbaus. Es gibt oft **Prioritätenfragen**, z.B., ob wir ein Feld oder Solarzellen kaufen. Dann wägen wir ab, was für uns, die Situation, für die Natur und **im gesamten Zusammenhang** das Beste ist“ (GEM C A).

Auf die Frage, was das Zukunftsfähige letztlich ausmacht, wird geantwortet:

„Ich glaube es ist ein wichtiger Punkt, dass der Mensch sich seine verschlossenen Panzer öffnet, die er um sich herum aufgebaut hat, damit er wieder **wahrnehmungs- und empfindungsfähiger** wird und dadurch beziehungs-fähiger. Wenn er wieder **beziehungsfähiger** geworden ist, kann er einen **angemesseneren Umgang mit seinen Mitmenschen, mit der Natur** und auch mit dem eigenen Geist und den Ideen entwickeln. Mit dem Verschlossen-Sein geht eine Nivellierung des Geistes, des Menschseins, der Kultur einher. Wenn der Mensch sich wieder öffnet, entsteht wieder Vielfalt, Toleranz und Wertschätzung für verschiedene Kulturen. Wenn man sich verschließt, verschließt man sich auch gegenüber den eigenen Gefühlen.

⁵⁹ Da Ideeentwicklung, Konzeption und Praxis bei der Entwicklung in GEM C zusammenwirkten, werden sie in der Darstellung zusammen behandelt.

Ich sehe, dass „**offener und mitfühlender Werden**“ für sich und die Welt durch intensive Gemeinschaft gefördert wird. Man erprobt und lebt diese Beziehungsfähigkeit ständig im Alltag, so dass sie überhaupt entstehen kann.

Ich glaube, damit ein möglichst weitgehender Zukunftsimpuls von einer Gemeinschaft ausgehen kann, ist eine hohe Qualität und **Intensität von „Gemeinschaft“** wichtig. Je mehr eine Gemeinschaft „Gemeinschaft“ ist, **umso zukunftsträglicher ist sie**. Man schafft nicht nur punktuell Gemeinschaft, sondern lässt sich ziemlich umfassend aufeinander ein, z.B. in Kulturfragen, das Zwischenmenschliche, Beziehungs-, Familien- und soziale Fragen. Wenn Menschen untereinander offener werden, werden sie auch wieder **offener für die Natur** und alle Phänomene der heutigen Welt“ (GEM C A).

c) Der Ansatz der GEM C beruht im Wesentlichen auf zwei Aspekten: Sich möglichst auf die „natürlichen“ Bedürfnisse und Umstände einlassen und diese miteinander in Einklang bringen. Um dem näher zu kommen, was „natürlich“ bedeutet, wird nicht mental darüber philosophiert und sich auch wenig auf naturwissenschaftliche Ergebnisse der Umweltforschung bezogen. Stattdessen wird vom eigenen Handeln und den eigenen Bedürfnissen ausgegangen, die aber nicht als unumstößlicher Maßstab gelebt werden. Einerseits wird an alte Traditionen versucht anzuknüpfen, die funktioniert haben und im Lebenskontext der Gemeinschaft angenommen werden, und andererseits wird das verfolgt, was sich aus dem alltäglichen Zusammenleben und Miteinander ergibt. Dabei wird angestrebt, möglichst alle Bereiche, die in die Gemeinschaft hineinwirken wie z.B. Ernährung, Landwirtschaft, Immobilien und Erziehung rein pragmatisch in Richtung „Beziehungsfähigkeit“, „Verbundenheit“ zu organisieren und zu entwickeln.

GEM D

a) Das Projekt begann mit einem linkspolitischen Anspruch, ein herrschaftsfreies Kollektiv zu bilden. Anfangs fand sich eine Gruppe mit etwa 20 Menschen zusammen, die zeitweise auf 100 anwuchs. Man diskutierte und setzte sich intensiv mit theoretischen marxistischen Ansätzen, anarchistischen Modellen und politischen Erfahrungen auseinander. Um eine Alternative zu den derzeitigen politischen und ökonomischen Herrschaftsstrukturen und der nicht nachhaltigen Naturausbeutung umzusetzen, begann man ein konkretes Modell als Kollektiv zu entwerfen, das auf folgenden Grundsätzen beruht.

Grundsätze der GEM D von 1983 (zusammengefasst; Quelle WEB):

Linkes Politikverständnis: Zusammenleben und kollektiv arbeiten, einschließlich politische Einflussnahme nach außen

Gemeinsame Ökonomie: Das Wirtschaften in und aus einem Topf

Konsensprinzip: Entscheidungen werden im Konsens getroffen (vgl. Punkt 3a)

Kollektives Arbeiten: möglichst vielfältig aufeinander bezogen, hierarchiefrei

Ökologische und sozial verträgliche Produktions- und Lebensweise: wenig Ressourcenverbrauch und Konsum; fair gehandelte Produkte.

Abbau von/Auseinandersetzung mit kleinfamiliären Strukturen

Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen

Solidarischer Umgang miteinander

Als zentrales Fundament, Herrschaftsstrukturen abzubauen und damit sozialverträglicher und auch ökologisch effizienter zu leben, wird die Bildung eines Kollektivs mit *gemeinsamer Ökonomie*⁶⁰ gesehen, weil

„der private Besitz an Grund, Boden, Häusern und Produktionsmitteln die Ursache dafür ist, dass Menschen ausgebeutet und geknechtet werden, indem sie unter diktierten Bedingungen ihre Arbeitskraft verkaufen müssen. Über den Besitz wird Macht und Herrschaft des Menschen über andere ausgeübt, wir werden zur Konkurrenz [...] gezwungen [...]. Vereinzeln und Vereinsamen in den persönlichen Beziehungen sind das Endergebnis dieses Fressens oder Gefressenwerdens.

Um menschlicheres Leben zu ermöglichen, ist es daher eine notwendige Voraussetzung, gemeinsam über Grund, Boden, Häuser und Produktionsmittel zu verfügen, also damit auch gemeinsam zu wirtschaften. Keiner muss sich mehr alleine um sein Einkommen und seinen Arbeitsplatz kümmern, sondern es ist eine gemeinschaftliche Aufgabe. [...] Die gemeinsame Ökonomie kann uns helfen, von dem Gedanken wegzukommen, daß jeder nach seiner Leistung menschlich bewertet wird und ein finanziell besseres oder schlechteres Leben beanspruchen kann, daß vielmehr jeder nach seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten akzeptiert wird und sich selbst akzeptiert.“ (Grundsatzpapier; WEB).

Außerdem wird gemeinsame Ökonomie als Schutzraum für „gesellschaftlich notwendige, aber „unproduktive“ Arbeitsbereiche wie Bildungsarbeit, ökologische Forschung, Musik“ gesehen. Es werden reproduktive Arbeitsbereiche aufgewertet und kollektiviert, wie der gemeinsame Küchenbetrieb und die KiTa.

Aus dem Anspruch herrschaftsfreie Strukturen des Zusammenlebens zu schaffen resultieren entsprechende soziale Umgangsweisen, die auf Alternativen zu konventionellen Formen des Zusammenlebens wie Ehe und Kleinfamilie zielen. Die Mitglieder wohnen alle in Wohngemeinschaften.

Es wird betont, dass der Anspruch sich von Konsumersatzbefriedigungen zu befreien, nicht dogmatisch werden darf, sondern des Entwicklungsfreiraums bedarf.

„Wir denken, dass das Projekt auf Dauer nur Bestand haben wird, wenn wir keine Mangelwirtschaft betreiben, wenn jeder das Gefühl hat, dass er seine Bedürfnisse befriedigen kann“ (WEB).

b) Das Projekt ist trotz Schüben von Fluktuation vor allem in der Realisierungsphase ein geeignetes Objekt zum Wohnen und Arbeiten zu finden und zu erwerben, auch nach 20 Jahren in seinen Mitgliederzahlen und Grundsätzen und seiner Praxis sehr stabil. Es wird allerdings hervorgehoben, dass die ökologischen Ideale teilweise aufweichen und beispielsweise Flugreisen (die aufgrund der gemeinsamen Ökonomie in der Vollversammlung beantragt werden müssen) heute akzeptierter sind. Die Sichtweisen dahingehend lagen allerdings schon immer auseinander, da die linksanarchistischen Intentionen wichtiger als die ökologischen sind.

Mit der gemeinsamen Praxiserfahrung wurden weitere Aspekte und Themen im sozialökologischen Bereich hinzugefügt, an denen heute gearbeitet wird. Das basisdemokratische Entscheidungsmodell wurde weiterentwickelt und ausdifferenziert (vgl. Punkt 3a). Das Anwenden von Konfliktlösungsstrategien und die Akzeptanz entsprechender Methoden wie gewaltfreier Kommunikation hat nach Aussagen aller Gesprächspartner zugenommen (vgl. Punkt 3b).

c) GEM D verfolgt einen stark sozialistischen Ansatz, der allerdings verbunden mit Selbstverwaltung und Individualität eine Form von individuell ausdifferenziertem Kollektiv entwickelt hat, das einer sozialen Gemeinschaft eher entspricht als den real sozialistischen, vergesellschafteten Organisationsstrukturen. Dieser Anspruch passt neben GEM D's explizit ökologischem Anspruch auch

⁶⁰ In der so genannten „gemeinsamen Ökonomie“ in der GEM D werden privates wie erwirtschaftetes Einkommen, Vermögen und finanzieller Besitz aller Mitglieder kollektiviert.

sonst mit Nachhaltigkeit zusammen: Mit der kapitalismuskritischen, linksanarchistischen Haltung verbunden ist eine Konsumkritik, die dem Nachhaltigkeitsaspekt der Suffizienz nahe kommt. Das Reflexions- und Diskussionsniveau, ökologisches Verhalten betreffend, ist aufgrund der gemeinsamen Ökonomie und einer damit einhergehenden *sozialen Kontrolle* im Vergleich zu den anderen Untersuchungsprojekten als hoch einzustufen.

GEM E

a) Die Gründer des Projekts fanden sich mit der Intention, explizit ein ökologisches Siedlungs- und Gemeinschaftsprojekt zu gründen, über Zeitungsannoncen zusammen. Der fundamentale Ansatz, eine nachhaltige Lebensweise „ganzheitlich“ umzusetzen, wird konsequent in allen Bereichen angewandt. Um dies verwirklichen zu können, verfolgt das Projekt eine experimentelle Konzeption eines ganzheitlichen Ökodorfs auf freiem Gelände (vgl. Punkte 5b, c).

GEM E „verstet sich als Modell- und Forschungsprojekt für eine zukunftsorientierte Lebensweise, in der Arbeit und Freizeit, Ökonomie und Ökologie, Individuum und Gemeinschaft, weltoffene und dörfliche Kultur in kleinen Lebenskreisen zu einem Gleichgewicht finden sollen:

- In einem ökologischen Dorf, das in überschaubarem Maßstab alltagserprobte Antworten auf die existenziellen Fragen unserer Zeit sucht.
- In einem weltoffenen Dorf, das ein Anziehungspunkt für viele Menschen, ein Ort der Kreativität und des Lernens sein wird.
- In einem Modell, das zeigt, wie der Mensch mit der Natur verantwortlicher und zufriedener leben kann.
- → Denn es kommt nicht so sehr darauf an, wogegen wir sind, sondern wofür und was wir dann tun!" (GEM E WEB).

Im Grundsatzpapier wurden die einzelnen Lebens- und Organisationsbereiche auf diese Zielsetzung hin weiter ausgearbeitet. Die ökologischen und ökonomischen Aspekte sind möglichst geschlossene Energie- und Materialkreisläufe, umweltschonende Bauweisen, Schaffung und Erhalt von Biotop- und Artenvielfalt. Dezentrale Wirtschaftsweise mit weitestgehender Selbstversorgung und direktem regionalen Austausch durch den Aufbau von biologischer Landwirtschaft, Handwerk, kleinen Betrieben mit angepasster Technologie, Bildungsangeboten und Tagungsbetrieb, alternativer medizinischer Versorgung (GEM E WEB).

Die folgenden Ziele des Projekts werden als die sozialökologischen zusammengetragen und in diesem Kapitel unter den genannten Punkten ausgeführt:

- bewusste Gemeinschaftskultur zur Integration von Individuum und Gemeinschaft (2b)
- Überschaubarkeit von Eingebundenheit und Lebensumwelten, woraus die Vision eines ganzheitlichen Dorfes folgt, z.B. Verbindung von Leben und Arbeit (2b, 5c)
- basisdemokratische Entscheidungsstrukturen (3a)
- Förderung eines bewussten Umgangs mit den sozialen und natürlichen Lebensumwelten (4b)
- regionales und gesellschaftliches Engagement (4c)
- achtsamer Umgang mit der Natur (5b)

b) Diese Intentionen des Projekts waren nicht von Anfang theoretisch ausgedacht und konzipiert, sondern entwickelten sich mit der Erfahrungspraxis. Der Initiator war Psychologe an einer Universität und forschte über Gruppenprozesse. Mit einem marxistischen Hintergrund sah er die Lösung

funktionierender Gemeinschaftsmodelle in einer alternativen Wirtschaftsform, die auf Autarkie und Selbstversorgung aufbaut, um vom kapitalistischen System unabhängig zu sein. Dabei sollten sich durch „Selbstversorgung die sozialen Beziehungen in Richtung Gewaltfreiheit und Ökologie entwickeln“ (GEM E C). Die Ziele wurden in längeren Reflexions- und Kennenlernphasen mit Methoden themenzentrierter Interaktion⁶¹ erarbeitet und „ganzheitliche Gruppenerfahrungen“ initiiert, „in denen Gruppen gemeinsam kleine Projekte geplant und umgesetzt haben, wie eine Pflanzenkläranlage, ein Lehmhaus und dabei drei Wochen zusammen lebten. Das war das Nadelöhr durch das alle damals gingen“ (GEM E C). In dieser Realisierungsphase veränderte sich die erste Intention aufgrund anderer auftauchender Problemlagen.

„Das war einfach eine Theorie. In der Wirklichkeit, ging es um Fragen, wer bereit ist, die Verantwortung für bestimmte Umsetzungen zu übernehmen. Mit den ersten konkreten Selbstversorgungserfahrungen gab es Realitätsschocks. [...] Daraufhin hat ein Selbstversorger, aber auch Therapeut und Buddhist uns über die ersten Jahre begleitet und es ging um Kommunikationsübungen, Achtsamkeit und die inneren Wahrnehmungen miteinander teilen“ (GEM E C).

Als nach der Gruppenfindung die Umsetzungsphase für die ökologische Modellsiedlung beginnen sollte, merkte man, dass ein Planungszentrum, das in Form einer Hofstelle mit angrenzendem Land gefunden wurde, als Zwischenschritt nötig war. In diesen Jahren wurden kleine Projekte wie ökologischer Umbau, Lehmhaus und soziale, gemeinschaftliche Prozesse direkt erprobt. Durch Seminarbetrieb bekam man Unterstützung und steigerte die Bekanntheit. Mit Hilfe eines Preises der „Deutschen Bundesstiftung Umwelt“ konnte verstärkt Öffentlichkeitsarbeit gemacht werden, die schließlich zu einem Standort für die Siedlung führte.⁶²

Als weiterer Punkt, der an Bedeutung gewonnen hat, wird „Spiritualität“ im Sinne von Achtsamkeit und Verfeinerung der Wahrnehmung immer wieder genannt:

„Die Spiritualität steht hier nicht explizit auf den Fahnen. Inzwischen würde wohl keiner von uns widersprechen, wenn man sagt, wir sind ein spirituelles Projekt. Es bekam keine explizite Wichtigkeit, es ist aber irgendwie klar, dass es geistige Kräfte gibt“ (GEM E E).

„Spirituell gesehen gibt es hier ja keine verbindliche gemeinsame Religion oder spirituelle Richtung. Der einzige Konsens, der von allen wohl anerkannt würde, ist, dass wir versuchen miteinander und mit der Natur achtsam umzugehen“ (GEM E A).

c) Seine entwicklungsfähige und pragmatische Konzeption einer „sozial-ökologischen Modellsiedlung“ hat es GEM E ermöglicht, aus Schwierigkeiten und Entwicklungshemmnissen zu lernen und das Projekt stets weiterzuentwickeln. Sie sind ihren Zielen treu geblieben, allerdings hat sich einiges in der Umsetzung anders herausgestellt, als anfangs vermutet. Schwierigkeiten in der Umsetzung lagen einerseits bei rechtlichen, finanziellen und arbeitsintensiven Herausforderungen. Der andere Aspekt waren Schwierigkeiten in der Kommunikation und Gruppenfindung. Daraufhin wurden Prozesse der Gruppenfindung und Kommunikationsweisen angewandt und weiterentwickelt. Man gründete zunächst ein Projektzentrum zur Planung des größeren Projekts, wo schon eine Anfangsgruppe von ca. zwölf Menschen (mit Kindern) das Zusammenleben und Arbeiten im kleinen Maßstab erproben konnte. Dieser Zwischenschritt vom theoretischen Konzept über ein kleines Experimen-

⁶¹ vgl. Punkt 4b) und Löhmer 1993.

⁶² Die dann folgende amtliche Genehmigung für eine neue dörfliche Siedlung im Außenbereich wurde als deutlicher Erfolg gewertet. Mit den Preisgeldern konnten nun Untersuchungen und Planungsprozesse, die zur Bebauungsplangestaltung führten, finanziert werden (vgl. Punkt 5c).

tier- und Modellzentrum als Vorläuferprojekt, in dem die Umsetzung schon erprobt werden konnte, stellte sich durchweg als förderlich heraus.

7.4 Prinzip 2: Individuum-Kollektiv-Balance

7.4.1 Punkt 2a) Mitgliedschaft: Verträge, die Ein- und Ausstieg regeln

Als konkreter Anhaltspunkt für das Verhältnis von Individuen zur Gruppe, in dem sich Freiheiten und Verpflichtungen ausdrücken, wurden die Mitgliedschaftsvereinbarungen analysiert. In Tab. 5 sind unter Punkt 1 die wesentlichen Punkte der „Einstiegsprozesse“ im Sinne des Annäherungsprozesses Interessent – Gemeinschaft aufgelistet. Dabei kommen Zugangsbedingungen der Gemeinschaft und „geforderte Leistungen“ an den Interessenten zum Vorschein. Unter Punkt 2 werden die Inhalte der Mitgliedschaft im Hinblick auf Rechte und Pflichten des Mitgliedes, auch Ausstiegsbedingungen, genannt. Der meist durch Erfahrungen abgeleitete Sinn und Zweck der Regelungen ist in der rechten Spalte durch entsprechende Zitate aus den Projekten verdeutlicht.

Tab. 5: Mitgliedschaftsvereinbarungen der Untersuchungsprojekte GEM A-E (Quelle: website, Broschüren und Interviews; Iris Kunze).

Projekt	Regelungen zur Mitgliedschaft: 1) Einstiegsprozesse 2) Inhalte der Mitgliedschaft	Relevante Hintergründe und Zitate aus den Gemeinschaften
GEM A	1) Vorstellung im Bewohnertreff: Konsens für Aufnahme erforderlich; Probezeit: 3 Monate.	„Nach der Probezeit bekommt man ein feed back und einen Monat später wird entschieden, ob man Mitglied werden darf. In all den 21 Jahren wurde vielleicht 3-4 Mal abgelehnt. Es waren immer triftige Gründe z.B. Klauen etc.“ (GEM A A)
	2) Vereinsmitglied nutzt und entscheidet über gemeinschaftliche Einrichtungen, monatl. Beitrag, Miete oder Hauskauf in der Siedlung möglich.	
GEM B	1) Vorstellung in der Vereinsversammlung. Probemitgliedschaft höchstens 1 Jahr Versammlung kann ein Mitglied nach Rechtfertigung mit 2/3 Mehrheit ausschließen.	„Für den Verein läuft eine Probemitgliedschaft bis zu einem Jahr. Das ist ein kleiner Schutzmechanismus, damit keiner, der meint, er weiß alles besser, im Frühling die Gemeinschaft total verändert und im Herbst wieder geht. Man muss mindestens ein halbes Jahr hier sein, um anzukommen und zu verstehen, wie alles zusammenhängt. Die Meisten kriegen in der Probezeit mit, ob sie passen.“ (GEM B D).
	2) Vereinsmitglied nutzt und entscheidet über gemeinschaftliche Einrichtungen, monatl. Beitrag, meistens Mieter oder wohnt in der Nachbarschaft.	
Projekt	Regelungen zur Mitgliedschaft: 3) Einstiegsprozesse 4) Inhalte der Mitgliedschaft	Relevante Hintergründe und Zitate aus den Gemeinschaften
GEM C	1) informell: Interesse, Gespräche, am gemeinschaftlichen Leben teilnehmen; einstimmiger Konsens der Gemeinschaftsmitglieder erforderlich.	„Seit 10 Jahren gibt es verschiedene Grade des sich Einlassens, um den verschiedenen Bedürfnissen gerecht zu werden. <i>Lebemenschen</i>

	2) Verschiedene Grade des „sich Einlassens“ → verschiedene Arten von Mitgliedschaften nach Wahl: von informell bis Eingebundensein in gemeinsame Ökonomie und kollektive Entscheidungsprozesse.	nehmen am gemeinschaftlichen und kulturellen Leben teil, wie sie möchten, aber entscheiden nicht mit. Durch Wollen und jahrelanges Hineinwachsen kann man Verbindlichkeiten und Verantwortung übernehmen, d.h. als <i>Schwurmensch</i> an der gemeinsamen Ökonomie partizipieren und mitentscheiden“ (GEM C A).
GEM D	1) Kennenlernseminar, 1-2 Jahre Probezeit (nach Wahl des Einsteigers), Vorstellen in den WG-Gruppen, Mitarbeit, Aufnahme durch Konsens im Plenum.	„Eine Lehre aus der Anfangszeit war, dass man schon beim Einstieg Ausstiegsverträge abschließt, um dies nicht regeln zu müssen, wenn die Situation schon konfliktreich ist. Ausstiege wurden eigentlich immer gut geregelt. Der Vertrag kann immer wieder verändert werden und das kommt auch vor. Durch die Ausstiegsverträge ist einiges an Problematik entschärft. In der Theorie orientiert man sich am Bedürfnis des Einzelnen. In der Praxis spielt es für manche eine Rolle, was sie eingebracht haben. Wenn jemand hunderttausend Euro einbrachte und nach zwei Jahren wieder geht, bekommt er natürlich ein Großteil wieder mit. Auch ist das Alter, d.h. ob man sich außerhalb noch etwas anderes aufbauen kann und die Dauer, die man hier war, entscheidend“ (GEM D A).
	2) Schrittweiser Einstieg ins Kollektiv und in die gemeinsame Ökonomie. Bei Ausstieg wird verhandelt, was man als Start für eine neue Existenz mitbekommt.	
GEM E	1) Probezeit 6 Monate oder länger; Aufnahme bei 2/3 Ja-Stimmen in der Bewohnerversammlung.	„Jeder soll zehn Arbeitsstunden plus zwei Putzstunden pro Woche leisten“ (GEM E A).
	2) Mitglied im Verein und der Genossenschaft; gebunden an ökologische Baukriterien; Bauen nur im Verbund einer „Nachbarschaft“ (mehr als zwei Erwachsene, die außerdem nicht miteinander verwandt sind). Diese definieren sich und ihre Mitgliedschaftsansprüche selbst. Z.B. gibt es eine Nachbarschaft mit gemeinsamer Ökonomie und weitergehenden ökologischen Lebensstilvereinbarungen und Absichten.	

Bei allen Untersuchungsprojekten gibt es mehr (GEM D) oder weniger (GEM C) formelle *Einstiegsprozesse*. Sie haben grundlegend den Sinn, sich kennen zu lernen, Vertrauen aufzubauen und Einstiegsmotivationen des Interessenten zu klären. An ihnen stellt sich die Frage nach der Offenheit und Integrationsfähigkeit sowohl des Gemeinschaftsprojekts als auch der Einstiegsinteressierten. Die Einstiegsprozesse sind dabei auch vom Gemeinschaftsentwicklungsstand beeinflusst, also das Verhältnis von „Angebot und Nachfrage“:

„Bei der Frage um Einstieg gab es einen Paradigmenwechsel von „wer möchte kommen“ zu „auf welche Menschen haben wir eigentlich Lust“. Es klingt etwas elitär und überheblich, dass wir nun selektieren. Auf der

anderen Seite ist es einfach ein intensiveres Zusammenleben. Beim letzten Gemeinschaftskurs waren viele „bedürftige“ Menschen da, die aus einer Mangelsituation von „keiner hat mich lieb“ interessiert waren. Und: „hier ist Gemeinschaft, da kann ich sein, wie ich will, anders als in der „bösen“ Gesellschaft“. Solche Menschen werden aber auch hier anstrengend sein, weil sie ihre Einstellung ja nicht gleich ändern, nur weil sie in einer anderen Umgebung sind. Wenn jemand sympathisch ist, sich aber wohl nicht groß in die Gemeinschaft einbringen wird, bin ich teilweise auch gegen einen Zuzug“ (GEM E B).

Die in allen Untersuchungsprojekten eingeführte Probezeit des konkreten Zusammenlebens hat die Funktion, ob jemand sozial „in die Gemeinschaft“ passt. Anscheinend wird je nach Grad der Verbindlichkeit und Abhängigkeit des Gemeinschaftsprojekts der Neueinsteiger stärker beäugt. Bei gemeinsamer Ökonomie entscheiden alle im Konsens über eine Neuaufnahme (GEM C innerer Kreis + GEM D). Als entscheidendes Auswahlkriterium ist eine gewisse soziale Kompetenz auszumachen, d.h. ob derjenige sich verantwortlich, fair und eigenständig im Projekt bewegen und sich integrieren kann.

Je nach Projekt wurden Mitgliedschaftsverträge aus vielerlei Gründen eingeführt. Zum einen ist das Gemeinschaftsprojekt an rechtliche Formalia (wie Vereinsrecht) gebunden und nutzt diese auch aktiv. Dabei geht es um die rechtliche Anerkennung und Repräsentation für ein dauerhaftes Zusammenleben und -arbeiten. Andererseits geht es bei den Verträgen um interne Vereinbarungen, die auch im Streitfall durch äußere Instanzen Wirkung haben und somit ein neutraler, äußerer Bezugspunkt gesucht wird.

7.4.2 Punkt 2b) Gemeinschaftskultur

In den Projekten traten unterschiedliche Ansprüche und damit verbundene Erfahrungen mit Entwicklungserfordernissen und dem „Arbeiten“ an der Gemeinschaftlichkeit zutage. Beschrieben sind im Folgenden die Intentionen und Umsetzungen verschiedener Formen von *Gemeinschaftlichkeit*, die aus dem unmittelbaren Miteinander entstehen. Immer wieder betont wurde, dass es um ein spontanes, gewolltes Miteinander geht und „aufgesetzte Rituale“ oder Ansprüche nicht gewollt und durchsetzbar sind. Außerdem wird beschrieben, wie eine Vielfalt der Wohnformen gewährleistet und umgesetzt werden kann. Diese war in allen Projekten vorhanden.

GEM A

Von der Intention her ist das Projekt als tolerante, achtsame und lockere Gemeinschaft angelegt, die vor allem Raum zur Selbstverwirklichung gibt. Das Projekt lebt von freiwilligem Engagement und Kulturarbeit und besteht aus überwiegend gebildeten und vermögenden Menschen.

„Jeder übernimmt etwas für einige Zeit, z.B. ein paar Jahre, und übergibt es dann jemandem anders, entweder offiziell oder inoffiziell, z.B. ist G. stark in allen Kulturthemen engagiert und bezieht auch das Dorf mit ein“ (GEM A A).

Die Vielfalt und eher individualistische Lebensführung drückt sich auch in den Wohnformen aus. Die alte renovierte Siedlung beinhaltet gleichförmige Wohnungen. Es sind familiäres und individuelles Wohnen und Haushaltsführung vorherrschend und keine gemeinschaftlichen Wohnformen.

„Viele leben vom Wohnverhältnis und Haushalt als Singles und haben eine Partnerschaft mit jemandem, manche z.B. nur für den Urlaub. Manche haben geheiratet, aber trotzdem ihre eigenen Wohnungen behalten. Wir haben alles hier, viel individualistisches Wohnen. [...] Dazu kommt, dass es ständig neue soziale Konstellationen gibt, manche gehen auseinander, neue Paare bilden sich, jemand von außen kommt dazu. Hier spiegelt sich die Gesellschaft nur in konzentrierterer Form. [...] Es fehlt noch eine Art Wohngemeinschaft für junge Leute. Früher gab es eine hier gegenüber, das ist aber auseinander gegangen“ (GEM A A).

Entsprechend der Anfangsintention existiert eine offene, allerdings bewusst gelebte spirituelle Gemeinschaftskultur, die zwar gemeinschaftlich gefördert wird, von jedem aber bereits individuell mitgebracht oder erarbeitet wurde.

„Wir sind hier tolerant und offen. Es gibt ehemalige Sufis, Sannyassins, Evangelische, Katholische, gar nichts, Sai Baba usw. In der Kapelle ist neben all diesen spirituellen Meistern auch ein Spiegel: Du bist Dein eigener Guru“ (lacht) (GEM A A).

Soziale Gemeinschaftskultur findet unverbindlich und freiwillig statt:

„Viele fragen, was wir überhaupt gemeinsam haben. Für mich ist es die geistige Ebene und die der Zusammengehörigkeit, der gegenseitigen Hilfe, besonders in schlechten Situationen. Das ist wirklich Wahnsinn, wenn jemand krank ist, wie sich die Leute hier gegenseitig helfen. Z.B. war neulich eine Frau während ihrer Schwangerschaft sehr krank und so viele haben ihr ständig geholfen im Haushalt etc.“ (GEM A A).

GEM B

Ein auffälliges Thema in GEM B, das den Erfahrungsprozess deutlich zeichnete, scheint die Intensität von Gemeinschaft zu sein, die wie in Kapitel 3.3.3 erörtert Ausdifferenzierungsprozesse von Bund über Kommune zu Vereinigung durchläuft. Wie und warum ist dies in GEM B geschehen? Es lässt sich eine anfänglich euphorische Gemeinschaftsphase erkennen:

„Bei dieser Chance, endlich meine warmherzige Gemeinschaft zu kreieren, ist viel Offenheit und Vertrauensvorschuss da. Man kommt aufeinander zu, umarmt sich, mag sich“ (GEM B B).

„Der Anfang war in vieler Hinsicht sehr betont auf das Wort „Gemeinschaft“ gelegt [...] Es gab eine gemeinsame Ökonomie, man hat zweimal täglich zusammen gegessen, hat alle Entscheidungen möglichst zusammen getroffen etc. Das war für den Anfang wohl auch ganz gut, um das Anwesen in Beschlag zu nehmen, bestimmte Anfangsinvestitionen zu machen. Gewohnt haben wir anfangs auf sehr engem Raum“ (GEM B E).

Dann kam eine zweite Phase der Distanzierung und Ausdifferenzierung. Die soziale Ausdifferenzierung ging mit einer *Vergesellschaftung* auf der Ebene der Organisation einher:

„Als die Gruppe bei uns immer größer wurde, merkte man, dass es nicht mehr ehrlich ist. Man musste gucken, wen mag und kenne ich eigentlich wirklich? Das ist inzwischen wohl normal, dass man nicht alle lieben kann. Oder man trägt weiter die Ideologie mit sich, mit allen Menschen zusammen in Liebe leben zu wollen. Später haben wir auch über die Größenordnung diskutiert, mit wie vielen Menschen jemand wirklich intensive Beziehung aufbauen kann: So viele sind es nicht. Es braucht kleine Strukturen“ (GEM B B).

„Es hat sich in GEM B herausgestellt, dass nicht alle Alternativvorstellungen lebbar sind. Das Projekt hat sich sehr gewandelt, z.B. haben sie am Anfang räumlich dicht gewohnt, auf Gedeih und Verderb alles Mögliche miteinander gemacht, auch zwangsweise, z.B. Gesprächsrunden. Es hat sich herausgestellt, dass die Leute doch ein bisschen mehr Individualität und innere Freiheit brauchen und sich nicht ganz so öffnen wollen für die anderen“ (GEM B A).

„Zum einen war eine gewisse Sättigung des Gemeinschaftsbedürfnisses erreicht und man war nicht länger erpicht, die anderen ständig um sich zu haben, zum anderen die Erkenntnis, dass es ökonomischer und effizienter ist, bestimmte Dinge zu differenzieren. Wenn alle ständig über alles entscheiden müssen, z.B. wie die Ziegen gehalten werden sollen, tut es weder den Ziegen noch den Leuten gut. [...] Auch in der Entscheidungsstruktur gab es zwar weiterhin den offiziellen Anspruch der Konsensorientierung, aber es begann schon nach 3-4 Jahren, dass wieder eine Art Zweidrittelmehrheit eingeführt wurde, wenn es zu lange ging oder zu schwierig war“ (GEM B E).

Der jetzige Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungszustand scheint durch eine Distanzierung und Akzeptanz der Eigenständigkeit gekennzeichnet zu sein:

„Damit ist jetzt seit ca. drei Jahren etwa ein Zustand erreicht, der eine Vielfalt in Verbundenheit darstellt, d.h. dass kein Anspruch besteht, wie alle zu sein hätten, weder ökologisch noch spirituell oder therapeutisch, sondern es darf jeder sein Talent entfalten. Das Ganze ist von einem Rahmen umgeben, der dafür sorgt, dass Strukturen vorhanden sind und bestehen bleiben, in denen bestimmte Prozesse ablaufen können, wie immer sie jeder gehen mag“ (GEM B E).

„Der Konflikt vor zwei Jahren war erleichternd, da hat der ganze Hof aufgeatmet. Seitdem ist Ruhe hier und ich sage mal, relative Homogenität, na ja, das nicht. Zumindest Akzeptanz der Vielfalt ... vielleicht brodelt darunter noch etwas“ (GEM B B).

„Im Moment sind wir eigentlich sehr harmonisch, obwohl wir noch sehr weit auseinander sind, uns noch nicht so kennen, noch nicht viel voneinander wissen. Im vorherigen Jahr sind elf neue Leute gekommen“ (GEM B A).

„Es ist auf jeden Fall so, dass viel neuer Raum entstanden ist, als viele vor zwei Jahren gingen. Man hat die Möglichkeit, sich einzubringen“ (GEM B C).

Im Zusammenhang mit den Ausdifferenzierungsprozessen stehen auch die drei großen Krisen- und Fluktuationsphasen.

„Ich sage immer, es gab im GEM B drei Entwicklungsschritte zur Öffnung zu beschränkt gedachter Konzepte und Ideologien: Der Erste war radikalökologisch, aber nur die äußere Natur einbeziehend ohne die Ökologie der Menschen. [...] Die zweite Konfliktphase betraf eher die menschliche Ebene. Die therapeutische Phase war sozial und kommunikativ mit Forum etc. Diese psychoanalytischen Therapien führen die Menschen zwar ein Stück zur Selbstwahrnehmung, haben aber die Tendenz die ganze Welt nur noch aus dem eigenen Bauchgefühl zu betrachten. Sie dachten, sie könnten hier permanente Gruppentherapie machen und waren enttäuscht. [...] Der dritte Konflikt vor ca. drei Jahren war ein Ost-West-Konflikt verbunden mit einem spirituellen Konflikt. [...] Es ging bis zu Machtkämpfen, als sie das Projekt in diesem Sinne gestalten wollten und andere fast vertreiben wollten“ (GEM B E).

„Ich habe das Gefühl, dass die Entwicklung der Gemeinschaft durch die verschiedenen sieben Chakren⁶³ wandert. Beim ersten Chakra in den ersten Jahren ging es um Gebäuderenovierungen, den Ort zu bekommen, Selbstversorgung, Landwirtschaft und darum die Wurzeln überhaupt aufzubauen. Auf der zweiten Ebene gab es viele Runden: Montagsrunde, encounter-Gruppen, ewig reden, eine Zeit der freien Liebe und freien Sexualität, mit Liebeszimmer, eine Gemeinschaftsgrößfamilie. Der Krach vor zwei Jahren war ziemlich auf der Egoebene (3. Chakra): Das ist es, was wir sind, was wir wollen, und das nicht“ (GEM B D).

Woran lag es, wie wurden die Phasen bewältigt und was wurde daraus gelernt?

„Wir haben uns damals am Suchen der Grenzen der Gemeinschaft zerstritten, bis wir die unterschiedlichen Herangehensweisen von Ossi und Wessi entdeckten. Eine gute Synthese aus beidem wäre perfekt, das haben wir damals nicht hingekriegt. Wir haben auch vieles erst verstanden, nachdem es auseinander gelaufen ist. Nach dem Krach sind wir wieder eine reine Ossigemeinschaft gewesen und waren auch wieder in Harmonie. [...] Die Kunst ist wirklich, die Qualitäten schätzen und akzeptieren zu lernen“ (GEM B D).

FRAGE: Was hat die Gemeinschaft daraus gelernt im Hinblick auf Ökologie?

GEM B E: Eigentlich das, was die Vordenker des Projekts auch schon dachten: dass Ökologie den Menschen nicht ausschließen darf.

„Ich habe das Gefühl, Gemeinschaft passiert. Gemeinschaft ist mal da, wie eine Stimmung. Manchmal ist sie da, manchmal überhaupt nicht. Das hängt nicht unbedingt von Strukturen ab. Gemeinschaft bedeutet, auch das

⁶³ Chakren sind Energiezentren im menschlichen Emotional- und Physiokörper und basieren auf indischer Philosophie und Medizinlehre (in diesem Kontext vgl. Hosang et al. 2005).

Interesse zu haben. Aber ich kann mich nicht mit jemand zum Zusammentreffen verdonnern, mit dem ich keine gemeinsamen Interessen habe.“ (GEM B C).

Zusammenfassend wurde wahrgenommen, dass in der GEM B ein starkes Bedürfnis nach individueller Entfaltung besteht und entsprechende Interessenten in das Projekt einsteigen. Allerdings zeigte sich, dass sich diese Freiheit auch gegen die gemeinsame Verantwortlichkeiten richtet und das Projekt deshalb in schwerwiegende Konflikte und Probleme geraten ist (vgl. Punkt 4a).

GEM C

Grundlegend war der Aufbau eines verbindlichen, sozialen Gefüges, das Geborgenheit in allen Lebenslagen und -phasen bietet:

„Viele Menschen müssten sich entscheiden zusammenzuleben, durch dick und dünn zusammen zu halten und sich nicht mehr zu verlassen. So unterstützt man sich gegenseitig und kann eine **andere Kultur** mit anderen Wertvorstellungen entwickeln, die vor allem nicht zu Einsamkeit führt, sondern dass der Mensch in ein Gefühl von **Wärme, Geborgenheit, Heimat** und Familie eingebettet ist. Wir machten uns Gedanken über politische, ökologische, menschliche, wirtschaftliche, kulturelle, spirituelle und existenzielle Fragen wie Geburt, Tod und Erotik, eben alle Fragen. [...]

Es gab einige Eckpunkte, z.B. das Thema Vereinzelung. Auch das kleinfamiliäre Leben, das unsere Eltern vorgestellt haben, reichte uns nicht aus. Das ist eine Art von Vereinzelung oder endet darin, wenn die Kinder aus dem Haus sind und der Partner ggf. stirbt. Auch das Zweisame erschien uns als nicht hinreichend, um die elementaren Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen: nach Sicherheit, Geborgenheit, Unverbrüchlichkeit, Versorgung, Lebensperspektive, Freundschaften etc. Die isolierte **Kleinfamilie** ist ein viel zu kleiner Rahmen. Wenn sie allerdings **eingebunden ist in einen größeren Zusammenhang**, bestehen Möglichkeiten. [...]

Zunächst war uns nicht klar, dass wir von der Struktur im Grunde einen Stamm wollten. Wir entdeckten eigentlich eine Lebens- und Beziehungskultur, die es immer gab. Der Mensch hat diese Form durch seine Entwicklungen abgelehnt und richtiggehend zerstört“ (GEM C A).

Der Ansatz einer eigenen Gemeinschaftskultur führte schließlich zu der Erkenntnis, dass wesentliche Basis von Gemeinschaft und Beziehungsaufbau „*Frauensolidarität*“ ist. Bedürfnisse der Geborgenheit, die „vor allem Mütter haben und die Sicherheit brauchen“, sollten nicht auf sexueller Attraktion beruhen. Deshalb sollten die sozio-ökonomischen Gemeinschaftsstrukturen von den Liebesbeziehungen entkoppelt werden. Auch emotionale Geborgenheit wurde deshalb in Frauengemeinschaften und „Sippen“ gesucht.⁶⁴ Demnach sei Erotik ein nicht (mehr) so zentrales Thema für die Sozialbeziehungen in GEM C. Der innere „Schwurmenschen-Kreis“ in GEM C hat auf eine „existentiellere“ Verbundenheit im Sinne gemeinsamer Ökonomie und emotionaler Geborgenheit in der Gemeinschaft gebaut.⁶⁵

„Um in größerem Zusammenhang zu leben, dachten wir, dass Immobilien, in denen viele Menschen Platz haben, passend sind. Für solche großen Häuser und dichte Bebauung eine Genehmigung zu bekommen, ist schwierig. So lag es nahe, in der Altstadt Nachbarhäuser zu kaufen. [...] Wir streben an, Arbeits- und Wohnort möglichst nah beieinander haben. Das schafft auch Nähe, wenn z.B. die Kinder die Eltern beim Arbeiten mal eben besuchen können“ (GEM C A).

In der GEM C hat sich ein Erziehungskonzept als Grundkonsens herausgebildet, das am ehesten mit dem Begriff „Unterstützung im natürlichen Wachstum“ und wenig Intervention beschrieben werden

⁶⁴ Diese Form der Gemeinschaftsstruktur und Kultur kommt matriarchalen Sozialstrukturen nahe (vgl. Kapitel 9.1.1; Götter-Abendroth 1988).

⁶⁵ In diesem ökonomisch basierten sozialen „Geborgenheitsraum“ soll auch teilweise sozialen Randgruppen wie Behinderten oder ehemaligen Drogenabhängigen eine Heimat geschaffen werden.

kann. Darauf wird auch in der selbstorganisierten Medizin und Geburtshilfe des Projekts gesetzt und weiter experimentiert. Allerdings grenzt man sich von anti-autoritärer Erziehung ab mit der erfahrungsbasierten Begründung, dass in diesen Modellen zu wenig kommuniziert wird.

Die Gemeinschaftskultur lebt von zahlreichen regelmäßigen Treffen der „Frauen, Mädchen, Männer und Schwurmenschen“, auch leben die Jugendlichen eine starke Gemeinschaftlichkeit. Es gibt ein Internet-Forum mit regem Austausch. Darüber hinaus bemüht man sich in „Gesinnungsgemeinschaften“, Ideale im Leben und Alltag durch gegenseitige Unterstützung umzusetzen. Beispielsweise haben sich in der Gruppe „vegetarische Ernährung“ diejenigen zusammengefunden, die noch gerne Fleisch essen, aber ihr Ernährungsverhalten umstellen wollen und nun Alternativen ausprobieren.

Das grundlegende Ziel der GEM C ist es, eine eigene Kultur zu entwickeln. Diese wird bewusst anhand konkreter Bedürfnisse aus dem alltäglichen Leben entwickelt und auf regionale Traditionen Bezug genommen. Allerdings wird abgelehnt, Rituale aus anderen Kulturen oder Gemeinschaften einfach zu übernehmen. Sie sollten Bezug zur Gemeinschaft haben und vom Engagement der Mitglieder leben. Initiations- und Reiferituale werden gemacht, wenn die Jugendlichen es wollen. Durch Rituale werden besonders die Ereignisse der Übergänge im Leben wie Geburt, Tod, Beziehungsfeiern etc. begleitet. Des Weiteren gibt es je nach Interesse kulturelle Kreise z.B. Altgriechisch.

Die starke Fixierung, eine eigene Kultur aufzubauen, zeigte allerdings bald Konflikte. Einmal mit der umgebenden Gesellschaft (vgl. Punkt 4c) und zum anderen mit den eigenen Kindern „die ihre Eltern zu kauzig fanden“, als diese in die Pubertät kamen. Darauf wurde mit der Zeit responsiv reagiert, d.h. die Erwachsenen unterstützten die Jugendlichen in ihren „Partys“ und feierten schließlich mit.

Die Erfahrung der GEM C auf ihrem konsequenten Weg der Umsetzung von Gemeinschaftlichkeit führte über die Entwicklung von Akzeptanz und Integrationsfähigkeit zur Einsicht, die Vielfalt tolerieren und aufnehmen zu können:

„Für eine politische oder spirituelle Gruppe, also eine Ideengemeinschaft, ist die Idee der Kristallisationspunkt, um den herum sich die Gruppierung aufbaut. Man fliegt raus, wenn man der Idee nicht mehr treu ist.

Die Stammesidee ist: Eine Bedingungslosigkeit in der Zusammengehörigkeit der Menschen. Deshalb ist unsere Kultur auch entsprechend zu organisieren gewesen. Wir könnten uns nicht als Stamm bezeichnen, wenn wir eine allgemeine Kultur wollen würden, die jeder leben muss. Als z.B. meine Kinder erwachsen wurden und andere Ziele wollten, haben wir sie nicht aus dem Stamm geworfen“ (GEM C A).

Die Mitglieder in GEM C betonten immer wieder, dass der Mensch an erster Stelle steht, nicht eine Ideologie oder Regelwerke.

„Bei echter Gemeinschaft kann es im Kern des Zusammengehörigkeitsgefühls nicht um Verhaltenskodexe, Normen, Richtlinien, Ideen oder Glaubensvorstellungen gehen, nicht um etwas vom Verstand konstruiertes, wie sinnvoll es auch sein mag. Es muss aus Empathie und aus Intuition, die aus der Einstimmung mit dem Ganzen kommt, wachsen.

Gemeinschaft ist ein sich Einlassen und „Interesse entgegenbringen“ jenseits von Sympathie und Antipathie, sondern von Empathie. Gemeinschaft ist eine Heimat, in der man sich bedingungslos geliebt fühlt und bleiben kann, auch wenn man sich oder seine Einstellungen verändert“ (GEM C B).

Das zeigt sich zudem daran, dass es eher einzelne Abmachungen statt Regelwerk gibt, die das Gemeinschaftsleben strukturieren. Das macht es allerdings schwieriger zu überblicken.

GEM D

Bei der Konzeption des Projekts als herrschaftsfreies Kollektiv war den Initiatoren von Anfang an bewusst, dass dies nicht allein auf ökonomischer Ebene erfolgen kann, sondern auch eine andere soziale Kultur des Zusammenlebens vonnöten ist:

„Wir wissen aus geschichtlicher Erfahrung, dass die Veränderung von Produktionsverhältnissen noch keine Veränderung der Lebensbedingungen mit sich bringen muss. Wir wissen auch, dass unsere Erziehung in der Kleinfamilie dem Leben und Arbeiten im Kollektiv entgegensteht. Mit einer veränderten Ökonomie müssen wir gleichzeitig die Folgen der kleinfamiliären Erziehung angehen; in den Beziehungen am Arbeitsplatz untereinander, zum Partner, zu Kindern. Dabei kann sich eine eigenständige, kreative Kultur entwickeln (Grundsatzpapier GEM D WEB).

Nach über 20 Jahren Alltagspraxis wird allerdings ein Trend zur Individualisierung benannt. Die gemeinsame Ökonomie, kollektive Arbeitsstrukturen, gemeinsame Entscheidungsfindung und das WG-Leben sind weiterhin lebendiger Alltag. Es scheint aber teilweise emotionale Unzufriedenheit oder zumindest selbstkritische Reflexion über die Gemeinschaftlichkeit im Projekt präsent zu sein. Allerdings zeigt sich hierin auch die starke selbstreflexive Diskussionskultur der GEM D.

Die Gruppe erlebte in der Aufbauphase Gemeinschaftlichkeit stark über Renovierungsarbeiten. Über die Jahre hat sich das Projekt durch die Entwicklung verschiedener Arbeitsbereiche durch Einzelne dahingehend stark ausdifferenziert. Heute wird von fast allen Gesprächspartnern bedauert, dass daher für gemeinsame, das gesamte Projekt betreffende Arbeiten kaum noch motiviert werden kann. Der gemeinsame Esssaal wird als einziger „Raum“ für gesamtgemeinschaftliches Zusammenkommen erlebt, der einerseits als wichtig für das gemeinsame Wahrnehmen gilt, andererseits aber auch als überfrachtend erlebt wird.

In einer Diskussion zum Thema Gemeinschaftlichkeit in der GEM D zur vorliegenden Forschungsarbeit wurden mehrere Spannungsfelder aufgeworfen: man sieht das Gemeinschaftliche in Konkurrenz und tendenziell defensiv gegenüber individuellen Interessen. Es besteht teilweise Unzufriedenheit über das Gemeinschaftsleben, obwohl es von „Spüldienst über Autoplan bis Plenumsbeteiligung“ formal gesehen „bombig funktioniert“ (GEM D D 1).

„Die Gruppenverpflichtungen sind ja nicht nur auferlegt, sondern eine selbst gewählte Struktur, um das Ganze am Laufen zu halten. Ich sehe keinen Gruppenkonflikt, wenn wir mehrere Biersorten bestellen. Wichtig ist, die Balance zu halten zwischen individuellen und Gruppen-Interessen. Wie man die Individualisierung hier empfindet, hat auch viel mit demjenigen selbst zu tun. Einerseits gibt es Loslassen und Beliebigkeit, das andere Extrem ist ein Kontrollbedürfnis und die Angst, die Kommune läuft aus dem Ruder. Es gibt kein richtiges Maß, es kommt auf den Einzelfall an“ (GEM D D1).

Allerdings wird „Gemeinschaftlichkeit“ der Intention entsprechend zuerst auf das Zweckmäßige bezogen. Die Anfangsmotivation betraf eher ein ökonomisches Kollektiv, das auf einer gemeinsamen Idee beruht, als eine soziale oder geistige Gemeinschaft zu bilden. Mit der Zeit wurde aber entdeckt, dass auch die sozialen Anteile für ein ökonomisches Funktionieren und die Stabilität des gesamten Projekts vonnöten sind, denn diese hängt von der Zufriedenheit ihrer Mitglieder ab.

„Das Individuelle ist einfach unmittelbar da, Gruppeninteresse ist etwas abstraktes, was erst konstruiert werden muss“ (GEM D D3).

„Ist vielleicht das Individuelle sichtbarer als das Gemeinsame? Sei es der Blick in den Kühlschrank oder auf den Autoplan. Das Gemeinschaftliche, dass man eine Kommune im Rücken hat, wo man sich sicher und heimlich fühlt, ist kaum im Bewusstsein. Ich denke, das sollte man sichtbarer machen. Andere Gruppen haben mehr Rituale der Gemeinschaftlichkeit. Das war hier ja anfangs ganz verpönt. [...] Das wichtigste Ritual

ist vielleicht das Plenum, wo gemeinsam Entscheidungen gefällt werden. Es kann anstrengend, sachlich oder feierlich sein“ (GEM D D4).

„Es kann einen Effekt haben, wenn alle überzeugt davon sind und es nicht aufgesetzt ist. Sich auf das Gemeinschaftsgefühl zu besinnen, geht im Alltag hier immer wieder unter. Wenn ich woanders Vorträge über das Projekt halte, erlebe ich den Wert am ehesten“ (GEM D D3).

So wird betont, dass Entscheidungsprozesse oft schwierig sind, weil zu wenig Vertrauen ineinander besteht. Um Vertrauen zu entwickeln, werden Methoden der gewaltfreien Kommunikation praktiziert und das soziale Forum ausprobiert. Diese sind wiederum nötig, um den Einzelnen gerecht zu werden, ein hierarchiefreies Zusammenleben und Entscheiden (vgl. Punkt 3a) zu gewährleisten.

„Leider gibt es wenig Räume für gemeinschaftliches Zusammenkommen. Das soziale Forum hat nur kurze Zeit angehalten. [...] Die Frage, die wir hier auch noch nicht gelöst haben, ist, wie man einerseits gleichwertig miteinander leben und jeden in seiner Art respektieren kann. Wie kann man dabei andererseits auch persönliche Entwicklungen zulassen, ohne dass es zu zementierten und festgelegten Hierarchien kommt, sondern in Dynamik bleibt und auch Vertrauen zugelassen wird. Ich finde, die Voraussetzung ist, wie wir uns persönlich entwickeln können, jeder nach seinen Fähigkeiten, ohne uns gleich zu machen, damit jeder nach seiner Façon glücklich werden kann. Um diese Frage kreisen wir oft.“ (GEM D B).

GEM E

Als die Gemeinschaftskultur betreffende Ziele werden „Integration von Individuum und Gemeinschaft sowie eigenverantwortliche Lebensbereiche durch wiedergewonnene Überschaubarkeit“ explizit im Grundsatzpapier genannt. „Wir sind eine ‚Gemeinschaft von Gemeinschaften‘, in der sich die Menschen gegenseitig unterstützen, und doch jeder Person der Raum gelassen wird, den sie benötigt“ (WEB).

Dafür wurde ein Konzept von Untergruppen entworfen, die sich zusammenfinden sollten, um das nähere Lebensumfeld nach ihren Vorstellungen zu gestalten und zu teilen. Die Grundsätze des Gesamtprojekts dienen als Rahmen, in dem sich die Untergruppen mit „spezielleren Themen [...], wie vegane Lebensweise, politische Arbeit oder spirituelle Entwicklung“ (GEM E B) verwirklichen können. Die Umsetzung des Untergruppenkonzepts vollzog sich in drei Entwicklungs- und Lernphasen: Zu Anfang fanden sich zwei Untergruppen zusammen: Die eine aufgrund von radikalökologischen Lebensstilintentionen, die andere brauchte eine infrastrukturelle Basis aufgrund kleiner Kinder und ließ pragmatisch Niedrigenergiehäuser bauen. Seitdem gab es zahlreiche Initiativen, aber lange keine weitere Gruppengründung, die es bis zum Hausbau geschafft hat, der in GEM E angestrebt wird. Etwa die Hälfte der Mitglieder wohnt (bis heute noch) in Bauwagen, obwohl angestrebt ist, dass jeder innerhalb von drei Jahren baut. Gründe für die Trägheit zur Gruppengründung und zum Bauen wurden in der zu großen Hürde, als Neuankömmling oder von außerhalb eine eigene Gruppe zu gründen, gesehen. In der Praxis erwiesen sich die dafür nötigen sozialen Gemeinschaftsfindungsprozesse sowie die finanziellen, organisatorischen und ggf. handwerklichen Erfordernisse als gestalterische Überforderung.

Um die Entwicklungshemmung zu beheben kamen in der zweiten Phase einige auf die Idee, ein Mietshaus zu bauen. Damit wurde Wohnraum geschaffen, in dem Mitglieder und Neuankömmlinge zunächst gemeinsam wohnen können, um sich besser kennen zu lernen bevor sie gemeinsam ein Bauprojekt angehen. Das Mietshausprojekt wurde als Erfolg gewertet. In der jetzigen dritten Phase hat wieder eine Untergruppe gebaut. Eine weitere, derzeit gerade neu bauende Untergruppe hat zwar keine philosophische Idee, um die sie sich rankt, aber die Idee in einem gemeinschaftlichen Haus mit mehr als einem kleinfamiliären Haushalt zusammen zu leben. Letztlich hat die Untergruppenstruktur selbstständiges Bauen gefördert und zu einer Vielfalt an Wohn- und Lebensformen geführt, die von

komfortablen Mehrfamilienhäusern im Niedrigenergiestandard bis zu Strohhallenhäusern ohne Stromanschluss reichen.

Die Gemeinschaftskultur in GEM E sollte sich an dem Untergruppenkonzept entlang strukturieren. Tatsache ist jedoch, dass Beziehungen und Freundschaften – und damit auch Alltagsorganisation – quer zu den Untergruppen laufen oder einige sich in keine Untergruppe einfinden möchten.

„Es gibt hier die Netzwerkebene, man trifft sich aus kreativen Gründen oder wegen der Kinder, dann gibt es die Freundschaftsebene mit Anziehung und Abstoßung und die bauliche Ebene des zusammen Wohnens mit der Frage, ob man den Alltag teilt, gemeinsame Ökonomie hat oder nicht. Teilweise sind da Entflechtungen angesagt, die auch schon passieren“ (GEM E C).

Es wird nicht verlangt, sich an gemeinschaftlichen Veranstaltungen zu beteiligen (wie Vollversammlung, Forum oder Essen). Diese leben dadurch allein von aktivem und freiwilligem Engagement. Es gibt immer wieder bewusste Reflexion über die Beteiligung und Intensität von Gemeinschaftsprozessen.

„Es gibt einige, die nichts mitmachen, weil sie auch unzufrieden sind mit den Entwicklungen des Projekts, z.B. die Gärtner, die sich ein Selbstversorgerprojekt wünschen, wo mehr im Garten gearbeitet wird. Die Bildungsarbeit und vor allem die Psychoarbeit ist ihnen suspekt und sie wehren es ab“ (GEM E A).

„Vielleicht sind diese Menschen auch mit anderer Vorstellung gekommen und haben sich von der Gemeinschaft überfordert gefühlt“ (GEM E B).

Konkret hat die Gemeinschaft ein reiches kulturelles und kreatives Leben mit vielfältigem Angebot für Jung und Alt entwickelt (von Yoga und Tanzen bis Musikunterricht). Zudem werden Kulturveranstaltungen für die Region organisiert, wie das monatliche Kulturcafé.

„Ganz von selbst entwickeln sich eigene Traditionen, auch zu Weihnachten. Da gehen wir mit den Kindern in den Wald zu einer Tanne, wo wir ein paar Lieder singen und die Kinder etwas für die Tiere hinstellen“ (GEM E A).

Es hat sich eine kreative Gemeinschaftskultur entwickelt, wohingegen das Bedürfnis nach Konsum und Ablenkung abebbt.

„Den größten Teil unserer Zeit verbringen wir nicht mit Konsum. [...] Ansonsten wird viel Zeit mit Selbstversorgungsaktionen, Gemeinschaft, Reden, sich Mitteilen und schöne Dinge gemeinsam machen verbracht. Es gibt kaum Leute, die ihre Zeit vor dem Fernseher verbringen. Das sind Leute, die isoliert sind und sich selbst isolieren, [...]. Man hat keine Zeit und kein Bedürfnis, fernzusehen. Man redet viel, macht schöne kreative Sachen“ (GEM E H).

7.5 Prinzip 3: Flexibel-responsive Organisationsprinzipien

7.5.1 Punkt 3a) Konsensentscheidungsfindung: Konzept, Praxis, Erfahrungen

Zur kontinuierlichen Gewährleistung flexibel-responsiver Organisationsprinzipien sind entsprechende Entscheidungsmethoden gefordert, die auf überschaubarer, direkter Kommunikation beruhen. Als sozial-nachhaltiges Prinzip für die Ausgestaltung von das Gesamtprojekt betreffenden Entscheidungsprozessen hat das Konsensprinzip als Auswahlkriterium gegolten, auch weil es die meisten Projekte und die Datenbasis explizit aufführen (vgl. Kap. 7.1). Im Folgenden werden Erfahrungen mit dessen Ausgestaltung beschrieben und weitere Zusammenhänge aufgedeckt.

GEM A

Mit der Zeit hat das Projekt seine Konsensentscheidungspraxis vom Prinzip her kaum verändert. Es gilt nach wie vor:

„In der monatlichen Mitgliederversammlung entscheiden wir nach dem Konsensprinzip. Es ist unser Ziel, nur Entscheidungen zu treffen, mit denen alle gut leben können. Ausführendes Organ ist der Vorstand, der aus sechs bis acht Mitgliedern besteht. Jedes Mitglied kann selbst entscheiden, wie und in welchem Maße es an den Aufgaben und Zielen der Gemeinschaft mitarbeitet“ (WEB).

Allerdings wird bis heute die Kommunikationskultur weiterentwickelt und immer wieder Supervision von außen in Anspruch genommen. Im Umgang mit den Entscheidungsstrukturen wurde auf individueller Ebene viel gelernt, z.B. im Hinblick auf Engagement oder Vertrauen in die anderen. In weiteren Fällen führte Frustration zum Rückzug aus dem Engagement.

„Es kommt etwa nur ein Drittel zur Mitgliederversammlung. Allerdings teilen sich Paare die Teilnahme auch auf, wenn einer die Kinder hütet“ (GEM A A).

Von der Struktur ist GEM A eine gemeinsame Wohnsiedlung mit im Vergleich zu den anderen Untersuchungsprojekten weniger intensiver Gemeinschaftsorganisation. Daher sind auch weniger Themen gemeinsam zu entscheiden.

GEM B

Hier konnten im Vergleich zu den anderen Projekten keine wesentlich anderen, konstruktiven Erkenntnisse festgestellt werden. Durch die hohe Fluktuation hat sich abgesehen vom gängigen Vereinsrahmen kaum eine durchgängige Entscheidungspraxis in der Lebensdauer des Projekts entwickeln können (vgl. Punkt 4a).

GEM C

In GEM C ist das Konsensprinzip durch gemeinschaftliche, direkte Sozialbeziehungen gewachsen und wird folgendermaßen begründet:

„Wir hatten von Anfang an das *Konsensprinzip*. Das hat dazu geführt, dass man nicht mehr *politisch* arbeitet. Mit *politisch* meine ich, dass man sich Verbündete für eine Mehrheit sucht, abstimmt und seine Interessen durchsetzt. Beim Konsensprinzip geht es vielmehr darum, ein *Problem realistisch wahrzunehmen*, weil die anderen Dich sonst auslachen, und es geht um Kommunikation und um echtes „*in-Beziehung treten*“. Du musst mit den Menschen, mit denen du gemeinsam etwas entscheiden und machen willst, intim interagieren, d.h. wirklich wahrnehmen, was der andere für Ängste und Bedenken hat. Man muss ein Thema so behandeln, dass es für alle wahrnehmbar und einsichtig ist, damit alle zustimmen. Daher kommt man von dem Machtgeränge der Politik weg.

Wenn in einer Mehrheitsdemokratie jemand sagt, er ist dagegen, wird er einfach überstimmt. Bei uns geht das nicht. Wenn jemand sagt, er hat ein schlechtes Gefühl, müssen wir drauf eingehen und fragen, worum es geht. So werden wir viel *genauer und sensibler im Entscheidungsvorgang*. Durch den Konsensprozess ist das Thema *Wahrnehmung* ganz stark im Vordergrund.

In einem Konsensprinzip wie wir es haben, kann man nicht über jemand anderen bestimmen. Du musst so in die Themen und Fragestellungen einsteigen bis die Menschen wirklich beieinander sind und sich Verwirklich verstehen mit allen Gefühlen, Wahrnehmungen, Argumenten und Punkten *bis man findet, was alle wollen*. Dadurch wird es dann auch biologisch und organisch und nicht mehr machttechnisch wie in politischen und Verwaltungs-Systemen. In einem Stamm funktioniert *Entscheidungsfindung* nicht machttechnisch, sondern *durch Beziehung, Wahrnehmung, Kommunikation und durch Sein, durch die Realität*. Ein Organ des Stammes wie das Stammesoberhaupt ist nicht das Ergebnis von machttechnischen Prozessen, sondern es ist einfach die

Tatsache, das biologische Phänomen. So entstehen in einem Stamm aufgrund von Fähigkeiten, Kompetenzen und Interessen der Einzelnen die Organe eines Stammes“ (GEM C A) (Hervorhebungen: IK).

Der „Häuptling“ des Stammes wird nicht politisch gewählt, sondern es „wird immer diejenige Person sein, bei der die meisten Beziehungsfäden zusammenlaufen“. Die Aufgabe des „Häuptlings“ wird als „Kristallisationspunkt“ beschrieben. Er kümmert, schlichtet oder berät nur, wenn Schwierigkeiten oder Konflikte auftreten. Die Aufgabe wird als „für die Mitglieder da sein“ empfunden. Nach eigenem Beobachten steht die Tür immer offen, aber es kamen im Laufe eines Nachmittags nur kurz zwei Personen vorbei. Weitere Aufgaben des „Häuptlings“ bestehen im „Dokumentieren der Stammesentwicklung“, außerdem ist er Ansprechpartner für „Kulturfragen“.

„Meistens kann man schnell feststellen, wer von den Gruppenindividuen, meistens ist es eins, diese Mittelpunktfunktion hat, über die die Beziehungsgeflechte zusammenlaufen. Wer in der Mitte steht, hat die totale Identifikation mit dem Stamm und fühlt sich unmittelbar betroffen durch alles, was passiert, es geht ihn immer etwas an. [...] Das sind keine Dinge, die man per Mehrheit wie in der Politik entscheiden kann. Von unserem Verständnis muss das „natürlich“ entstehen und aus sich heraus wachsen. Das kann man nicht planen. Es ist eine Sache der Wahrnehmung: Man kann spüren, wo der Mittelpunkt ist“ (GEM C A).

Mit dem Ziel, dass der Entscheidungsprozess nicht machtorientiert abläuft, sondern alle beteiligten Menschen und Faktoren notwendigerweise einbeziehen soll, damit eine realistische Umsetzung möglich wird, wird an andere Stammeskulturen angeknüpft:

„Das Medizinrad der Indianer war eine Methode bei der die unterschiedlichsten Menschen des Stammes zusammenkamen. Indem die Vielfalt des Stammes repräsentiert war, wurde über die Probleme gesprochen. Der Häuptling hat nicht diejenigen zusammengerufen, die sowieso seiner Meinung sind, sondern schräge Randtypen befragt. Deshalb war es *Medizin*, die Ganzheit, in die alles integriert wurde, ein ganzheitliches Plenum als Grundlage, dass man eine ganzheitliche heilsame Entscheidung treffen kann“ (GEM C A).

Im Konkreten wird außerdem dezentralisiert nach dem Betroffenheitsprinzip entschieden. Die Wege des Entscheidungsfällens sehen so aus:

„Entscheidungen, die den ganzen Stamm betreffen, werden im Schwurmenschenkreis im Konsens gefällt. Die Schwurmenschen entscheiden, weil sie die Verantwortung tragen und das Ganze auch eigentumsrechtlich besitzen. Im Moment treffen sich die Schwurmenschen einmal pro Woche, um Entscheidungen zu besprechen und treffen, z.B. die Aufnahme neuer Mitglieder oder alle Kulturfragen.

Etwa 90% der Entscheidungen sind auf andere Organe übertragen, weil der Stamm so groß ist, hauptsächlich die fünf wirtschaftlichen Bereiche. Den Bereichen ist es überlassen, wie sie Entscheidungsfindung gestalten. Zudem wird natürlich in den Betrieben nicht über die Köpfe der Leute hinweg entschieden, sondern es wird kommuniziert“ (GEM C A).

Die unterschiedliche Verteilung von Verantwortlichkeiten beruht auf den individuellen Fähigkeiten, dem Engagement und dem Level der Mitgliedschaft. Wer Einfluss gewinnen möchte, muss sich auch verbindlich an den Verantwortlichkeiten beteiligen. Es wird davon abgesehen, eine eventuelle Nachfolgeperson für den „Häuptling“ gezielt einzuführen. Person am Kristallisationspunkt „ist man oder ist man nicht“.

GEM D

In der GEM D ist ausgehend vom links-politischen, anarchistischen Selbstverwaltungsansatz (vgl. Punkt 1) ein differenziertes, auf Konsens beruhendes basisdemokratisches Entscheidungsfindungssystem entstanden, das sich seit 20 Jahren mit etwa 70 Mitgliedern bewährt hat und als erfolgreiches Beispiel in der Gemeinschaftsbewegung gesehen wird.

Erstens beruht es auf struktureller Gleichverteilung von Verantwortung, Besitz, Einflussnahme und Gleichberechtigung aller Mitglieder, die sich in allen Bereichen⁶⁶ äußern muss, um die Voraussetzung für gleichberechtigte Entscheidungsstrukturen zu gewährleisten. Ansatz des Projekts ist es durch bewusste und transparente Strukturbildung und direkte Kommunikation Hierarchien zu ersetzen, wodurch zweitens zahlreiche einzelne Methoden und Praktiken der Entscheidungsfindung bewusst hergeleitet und entwickelt wurden oder entstanden sind. Es werden im Folgenden die grundlegenden Strukturmerkmale und deren Entstehungsprozesse nachgezeichnet.

Entscheidungsgremium ist das etwa anderthalbstündige, wöchentlich stattfindende Plenum, in dem Moderation und Protokollführung alphabetisch rotieren. Um die Sofaecke des Gemeinschaftssaals – und damit an zentraler Stelle – befinden sich etwa acht Quadratmeter Infobretter für die schriftliche Information und Kommunikation über aktuelle Entscheidungsprozesse. Als die Gruppe noch aus weniger als 20 Personen bestand, wurde zusammen diskutiert und entschieden. Nach weiterem Anwachsen jedoch wurde die Situation zu überladen und man ging schließlich dazu über, im Gesamtplenium nur noch Mitteilungen zu machen und Entscheidungen zu fällen, die vorab in Kleingruppen diskutiert und erarbeitet wurden. Die Diskussionsverlagerung in Kleingruppen und die grundsätzlich mindestens eine Woche dauernde Zeitspanne zwischen Entscheidungsthema und -fällung soll auch eher zurückhaltenderen Charakteren gerecht werden. Die Kleingruppen werden nach Bedarf einberufen, woraufhin sich die Einzelnen anonym einwählen, um erstens Cliquenbildungen und eventuell folgende Ausschlussdynamiken zu verhindern und zweitens die Motivation und Relevanz des Themas abzuschätzen, indem man sich aus Betroffenheit und Interesse beteiligt. Alle drei Wochen werden die Kleingruppen neu gewählt, d.h. entweder mit neuer Besetzung weitergeführt oder abgeschlossen. In der Gruppe werden gemeinsam Lösungswege für meist konkrete organisatorische Anliegen und Projekte erarbeitet.

Das System der arbeitenden Kleingruppen ist aus verschiedenen Erfahrungen heraus entstanden. Ein wesentlicher Aspekt war das als frustrierend bezeichnete Blockieren einer Ausarbeitung eines neuen Arbeitsbereichs. Die Kleingruppe hatte immer wieder neue Wege erarbeitet, die im Plenum durch Vetos blockiert wurden. Daraufhin wollte man einen Weg finden, sowohl die Bedenken zu berücksichtigen, als auch unnötige Gestaltungsarbeit zu ersparen. Ergebnis war, dass im Falle eines Vetos eine rechtzeitige Abstimmung mit der Kleingruppe stattfinden muss.

„Wenn Du es genau nimmst, ist ein Veto überflüssig, weil ich ja mit der Gruppe einen Konsens finden muss. Der Schwerpunkt liegt auf **Gestaltungsbedarf** oder **-möglichkeiten** und nicht auf Blockademöglichkeiten“ (GEM D F).

Diese Methoden und Strukturen werden als Grundlage für basisdemokratische Entscheidungen gesehen. Mit den Jahren der Erfahrung wurde zudem die Wichtigkeit der Haltung des Einzelnen bewusst. Jeder sollte bereit sein, auch loslassen zu können, anderen zu vertrauen und neue Ideen zuzulassen:

„Letztens hatte jemand ein Veto eingelegt, wollte nicht mehr in die Kleingruppe gehen und sagte, ‚macht eben was ihr wollt, obwohl ich dagegen bin‘, und gab sein Veto auf. Aber das ist keine produktive Lösung eines Konflikts. Entweder mitgestalten oder loslassen, wenn man die Energie nicht hat. Das ist ein schwieriger Prozess für viele. Das andere Extrem ist, alles abzugeben und sich nicht mehr einbringen“ (GEM D A).

Aufgrund der Gruppengröße und der Ausdifferenzierung der Arbeitsbereiche ist angestrebt das Gesamtplenium zu entlasten und mehr Entscheidungen in die Kleingruppen zu verlagern. Für die Umsetzung dieser Änderung reicht ein Beschluss jedoch nicht aus.

⁶⁶ Dafür entwickelt wurden eine „gemeinsame Ökonomie“, kollektiver Besitz und kollektive Organisation der Betriebe. Besitzinstanz ist ein Verein, in dem alle Mitglieder sind und der Vorstand rotiert.

„Dass wichtige Entscheidungen immer noch mal durch das Plenum gehen müssen, ist hier ein großes Ding, von dem wir langsam runterkommen. Wenn ich nun was dagegen habe, muss ich aktiv in der Kleingruppe an einer neuen Lösung arbeiten. Das ist eigentlich klar, trotzdem ist es immer wieder schwierig und es wird durchbrochen. Das Loslassen ist im Konkreten wieder schwierig. [...] Entscheidungsstrukturen kann man nicht einfach so beschließen zu ändern, sondern es muss permanent gelebt werden und das geht nur, wenn alle davon überzeugt sind und sich nicht immer wieder daran erinnern und darauf berufen müssen (GEM D A).

Die Strukturen selbst unterliegen den individuellen und kollektiven Interessen, indem sie im Einverständnis aller gestaltet und verändert werden können. Schon im Grundsatzpapier werden die konsensorientierten Strukturen als Experiment begriffen, das sowohl einer strukturellen Basis bedarf als auch genug Spielraum für individuelle Bedürfnisse zulassen sollte. Mit dieser Voraussetzung hat die GEM D in den letzten 15 Jahren diverse Veränderungen vorgenommen, um der Praxis gerecht zu werden. Allerdings wurde die Grundstruktur des ökonomischen Kollektivs und der basisdemokratischen Entscheidung in der Gesamtgruppe nicht abgeändert. Diese ist anscheinend immer schwieriger durchführbar, je größer die Gruppe wird. Das wird auch als Grund für Wachstumshemmnisse gesehen. Das Projekt besteht seit langem kontinuierlich aus 50 bis 60 Erwachsenen, aber einige wünschen sich – vor allem jüngeren – Mitgliederzuwachs.

Dabei hat die Gemeinschaft im Laufe der Zeit gelernt, auch das Maß der gestalterischen Beteiligung an den Entscheidungsstrukturen in die Eigenverantwortung der einzelnen Mitglieder zu legen. Es gilt eine Balance zwischen den Komplementären von individueller Gestaltungsfreiheit und kollektivem Anspruch einerseits und kollektive Effektivität und individuelle Belastbarkeit andererseits zu finden. Durch die Transparenz der Entscheidungsprozesse und die persönliche Nähe der Mitglieder besteht für jeden in gewissem Rahmen die Möglichkeit, einen individuell passenden Mittelweg zu finden, ohne zu viel oder zu wenig Einfluss zu üben. Wer Freiheit und Mitbestimmung fordert, muss sich gestalterisch einbringen, wer sich nicht (konstruktiv) einbringt, kann die anderen nicht ausbremsen. Erfahrungswert ist, dass wenn in der Gemeinschaft ein vertrauensvoller und für die anderen mitdenkender Umgang geübt wird, der vor allem auf freundschaftlichen, persönlichen Beziehungen und transparenter Kommunikation beruht, kann bei tragbarem, realistischem Arbeitsaufwand in die Entscheidungsstrukturen, eine Berücksichtigung aller Interessen annähernd wahrgenommen werden. Die Kommunarden haben offensichtlich in der Alltagspraxis gelernt, dass Vertrauen Komplexität reduziert.

GEM E

Die Organisationsstruktur von GEM E besteht aus einer Genossenschaft, die das Gelände besitzt und einzelnen Untergruppen, die eigenständig nach den ökologischen und sozialen Richtlinien bauen und Gelände von der Genossenschaft pachten. Diese dezentrale Struktur wurde als Voraussetzung eines selbstbestimmten Organisationsrahmens begriffen.

Grundsätzliche Prinzipien der Entscheidungsfindung neben dem Konsens sind das Betroffenheitsprinzip, „d.h. mitentscheiden kann nur, wer auch die Folgen mitträgt“, sowie Subsidiarität und Dezentralität: die Entscheidungen sollen möglichst „auf direkter und persönlicher Ebene der Beteiligten getroffen werden“ (WEB).

Die Möglichkeit jedes einzelnen, genügend Raum zu bekommen und sich selbstbestimmt an den gemeinschaftsbetreffenden Entscheidungsprozessen zu beteiligen, werden als Grundlage für die individuelle Übernahme von Verantwortung für Gruppenentscheidungen gesehen.

Das jahrelang praktizierte Konsensprinzip wurde zunächst zu einem Konsens-minus-eins modifiziert, um die entstandenen langwierigen Diskussionen zu verkürzen. Inzwischen ist ein Veto eigent-

lich nicht mehr möglich und eine Entscheidung kann mit 2/3 Ja-Stimmen verabschiedet werden. Trotzdem fühlen sich die Bewohner nach wie vor basisdemokratisch beteiligt. Genauer gesehen bedeutet dies:

„Man kann auch ‚nein‘ sagen, aber man trägt die Entscheidung mit. Wenn mir ein Kontra nicht so wichtig ist, kann ich nein sagen und trage mit. So kann man für sich selbst die Wichtigkeiten abstufen. Ggf. kommt dann der Beschluss auch nicht zustande, denn es muss ja 2/3 Ja-Stimmen geben. Man kann es auch graduell leben und umsetzen. Zwar trägt man die Entscheidung mit, weil sie gefällt ist, kann aber distanzierter dazu sein, wie z.B. zu einem neuen Mitglied.

Es hat die Diskussionen entspannt, weil man mit einem „nein“ hier sein kann und nicht so lange diskutieren muss, bis alle ja sagen, nur um den Beschluss abzuhaken.

Da kein Veto mehr möglich ist, wird die Macht des Einzelnen geringer. Es kann aber geäußert werden und wir gehen auch darauf ein, aber derjenige muss sich trotzdem bewegen. Jemanden übergehen, wäre ein komisches Vorgehen. Da denken wir schon sozial genug, wie ich meine. Es sollen sich dann die beiden Seiten von ja und Veto zusammensetzen.

Es verführt allerdings dazu, immer weniger in Richtung Konsens zu denken. Die Nein-Stimmen werden zwar angehört, es wird aber darüber hinweggegangen. [...] Es hat aber die Gefahr, auch taktisch zu denken“ (GEM E B).

Der Vorstand vertritt die Genossenschaftsversammlung zwischen den monatlichen Plena. Zu beobachten ist eine responsive, reflexive Einstellung der Personen, die in diese Position gewählt werden:

„Als Vorstand durchdenken wir manche Dinge mehr, haben deshalb einen besseren Einblick und daher vielleicht eine machtvollere Position. Es können sich aber nicht alle mit allem beschäftigen. Wahrscheinlich ist es einfach wichtig, dass man sich dessen bewusst ist und sensibel damit umgeht. [...] Es könnte natürlich sein, dass ich Bedenken mit einer Entscheidung habe, die die Gemeinschaft fällt und sagen muss, dass ich die Verantwortung nicht mehr tragen kann. [...] Ich muss zudem sehen, dass ich meine Privatmeinung ggf. zurückstelle und im Interesse der Genossenschaft handle“ (GEM E B).

Insgesamt ist eine kontinuierliche Reflexion und Weiterentwicklung der Entscheidungsstrukturen über die Jahre zu beobachten. Die Gesprächspartner haben wenig Probleme oder dauerhafte Schwierigkeiten mit den Entscheidungsstrukturen geäußert außer individueller Belastung aufgrund von Überforderung. Sie nennen wenige Differenzen zwischen den idealen Grundsätzen und der Praxis.

Um Konflikte in Entscheidungsprozessen zu lösen und mehr Verständnis füreinander zu entwickeln, wird das *soziale Forum* praktiziert (vgl. Punkt 4b). Dadurch wird Vertrauen entwickelt, was als wichtige Basis, um gemeinsam leben und sich einigen zu können, erlebt wird und dadurch unter anderem Zeit spart.

Einige innovative und mit Gruppenprozessen erfahrene Stimmen im Projekt kritisieren das Konsens-Modell nicht grundsätzlich, aber dahingehend es weiterzuentwickeln:

„Entwicklungsstand ist, dass sich fast alle alten Erfahrenen aus den Organisationsstrukturen frustriert herausgezogen haben und die Neuen nicht wirklich weiterkommen. Sie machen ihre Arbeit gut, haben aber keine wirklich neuen Ideen.

Für mich funktionieren die basisdemokratischen Modelle immer weniger, wenn es darum geht Dinge aufzubauen. [...] Wie können wir die Schwäche des basisdemokratischen Modells überwinden, die in nach außen gelenktem Misstrauen und Kontrollbedürfnis besteht und ständig in Frage stellt, was andere machen und deshalb Konflikte aufkommen?“ (GEM E C).

7.5.2 Punkt 3b) flexible Organisation und Stabilität

Die Untersuchungsfrage bezog sich darauf, wie die Organisation flexibel gehalten wird und auf die inneren und äußeren Erfordernisse des Gemeinschaftsprojekts eingeht. Damit in Zusammenhang steht auch die Frage, welche Bereiche „vergemeinschaftet“ werden, welche „formalisiert“ sind und welche privat geregelt werden und aufgrund dessen unterschiedliche Erfordernisse der gemeinschaftlichen Organisation anfallen.

Als förderliches, nachhaltiges Prinzip hat sich die Entsprechung zwischen Mitglieder-Engagement und Ausdifferenzierung des Organisationsapparats erwiesen, in dem Sinne, dass die Strukturen flexibel nach Bedarf entstehen und gestaltet werden.

„Wir haben den gemeinnützigen Verein etwas getrennt vom Wohnen gehalten. Den eigenen Lebensunterhalt verdienen, ist Privatsache. Es gibt keinen Zwang hier, alles ist freiwillig. Das hat einen Vorteil für jegliche Entwicklung, wenn die Leute Dinge nur machen, wenn sie es wollen und Spaß dabei haben“ (GEM A A).

Durch flache oder zumeist keine Hierarchien ist eine intrinsische Identifikation mit der Arbeit für die Gemeinschaft zu beobachten, so dass die Einzelnen auch Verantwortung für ihre Einbindung in die umliegenden Bereiche übernehmen. Damit verbunden sind ein höherer Kommunikationsaufwand und kleine Teams. In keinem der Projekte bestanden akute Stabilitätsprobleme (außer GEM B; vgl. Punkt 4a).

Als interessantestes Projekt, die Frage der Stabilität betreffend wird auf GEM D eingegangen.

GEM D

Dadurch dass das Projekt mit ca. 50 bis 60 Mitgliedern und 10 bis 20 Kindern eine „gemeinsame Ökonomie“ bildet, hat es ein eigenes ökonomisches System und damit einhergehenden Wertraum geschaffen (vgl. Punkt 1). Die rechtliche Organisationsstruktur der GEM D ist ein Netz aus mehreren Vereinen und GmbH. Grund dafür ist, dass rechtlich jeder Arbeitsbereich für sich handeln kann und dass im Falle eines Konkurses eines Betriebes nicht das gesamte Gemeinschaftsprojekt betroffen ist.⁶⁷

Im Grundsatzpapier war die Rotation von zentralen Verwaltungsaufgaben aufgrund der Gefahr der „Machtansammlung“ vorgesehen. Allerdings hat sich in der Praxis erwiesen, dass teilweise keine motivierten Personen vor allem für die finanzielle Verwaltung gefunden wurden. In anderen Verwaltungsbereichen gab es personellen Wechsel, allerdings aus persönlichen Gründen. Anstatt der Rotation, die sich angesichts komplexer, Einarbeitungszeit erforderlicher Aufgabenbereiche zudem als ineffektiv herausgestellt hat, wurde stattdessen versucht, die Transparenz zu erhöhen (vgl. Kap. 3.3.6). Ein Faktor ist sicherlich auch, dass die Mitglieder Vertrauen in die jeweilige Person haben. Es bestehen aber weiterhin kritische Stimmen zu der fehlenden Rotation.

Trotz oder wegen der gemeinsamen Ökonomie wird eine Gefahr für die Stabilität des Projekts nicht in finanziellen Gründen befürchtet, sondern eher in sozialen Konflikten (vgl. Punkt 4b).

„Darüber, dass die Gruppe in ihrem Bestand gesichert sein muss – egal wer ein- und aussteigt – gab es lange Auseinandersetzung. Das hat sich über die Jahre etwas relativiert. Wenn einzelne aussteigen und viel mitnehmen, ist die Gruppe nicht wirklich gefährdet. Falls zehn oder mehr Leute auf einmal aussteigen sollten, kommt die Gruppe wohl in Gefahr, aber dann ist vielleicht so vieles schräg, dass es berechtigt ist, wenn die Sicherheit der Gruppe in Frage gestellt wird.“

⁶⁷ Einkommenssteuerrechtlich wird die Situation in Deutschland als mangelhaft für Gemeinschaftsprojekte mit gemeinsamer Ökonomie erlebt.

Über die Jahre haben wir einen Wert und eine Sicherheit aufgebaut, in die ich trotz aller Kritik ein großes Vertrauen habe. Der Wert besteht in den funktionierenden Betrieben und den Menschen. Eine Gefährdung für das Projekt käme nicht aus finanziellen Gründen, sondern wohl eher woanders her“ (GEM D A).

7.6 Prinzip 4: Entwicklungsfähigkeit

Die Entwicklungsfähigkeit der Projekte, die sozialen Aspekte betreffend, hängt wesentlich von der bewussten Reflexionsfähigkeit ab, die zu den geforderten Syntheseleistungen in der Planung der Projekte gehört. Dabei ist Kritik- und Reflexionsfähigkeit gefordert, die Kräfte und Interessen innerhalb des Projekts zu vereinbaren und zu integrieren weiß. Außerdem wird der Umgang mit der „Außenwelt“ zum Indikator, wie das Projekt sich in „die größere Gemeinschaft, die Gesellschaft“ (GEM B C) integriert. Als grundlegende Prinzipien und Methoden der Bearbeitung dieser Entwicklungserfordernisse wurden das Entwickeln sozialer Kompetenz und Kommunikationsfähigkeit herausgestellt.

7.6.1 Punkt 4a) Experimentieren und bewusste Reflexion

Die bewusste Reflexion über Entwicklungsprozesse ist in allen Projekten deutlich vorhanden. Auf der organisatorischen und ökonomischen Ebene ist sie einerseits durch äußere Bedingungen angestoßen, um der Wirtschaftlichkeit oder den rechtlichen Anforderungen nachzukommen. Andererseits bezieht sich die Reflexion auf innere Prozesse, beispielsweise die Stabilität der Gemeinschaft angesichts der älter werdenden Mitglieder.

Die Reflexionskultur steht dabei in Zusammenhang mit vernetzten Denkweisen und konsensorientierten Entscheidungsprozessen. Die Mitglieder müssen entsprechend den vielfältigen Überschneidungen und Vernetzungen, die das Projekt kennzeichnen, eine genauso vernetzte Denk- und daraus sich ableitende Planungsstruktur entwickeln. So stellt sich das Projektmanagement als Syntheseleistung von Faktoren aus allen Lebensbereichen dar.

Im Folgenden soll auf drei Fälle näher eingegangen werden, die dahingehend Erfahrungen gemacht haben.

GEM B

In GEM B war der Experimentieransatz, der auch Reflexion und soziale Entwicklung einschließt, wesentlicher Bestandteil der Intention, weshalb das Projekt als Untersuchungsfall ausgewählt wurde. Deshalb wird ausführlicher auf diesen Punkt eingegangen. Wie unter Punkt 1 schon angedeutet, besteht dahingehend eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität. Diese hat einerseits äußere Gründe durch gesellschaftliche oder rechtliche Hürden. Es bestehen aber auch Hemmnisse innerhalb der Gemeinschaft. Die Interpretation der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit führte immer wieder zu Unstimmigkeiten bis hin zu Konflikten unter den Mitgliedern, die bis heute nicht gelöst wurden:

„Es gab um 2002 Konflikte wegen der Gemeinnützigkeit des Vereins bezogen auf die Ausstrahlung, und dass man etwas darstellt, was gar nicht ist, woraufhin sich eine Gruppe zurückzog. Damals sind gute Leute gegangen, das war schmerzreich, es gab teilweise Risse quer durch die Gemeinschaft“ (GEM B B).

Das hat zu einem hohen Fluktuationsgrad und nach Meinung vieler Mitglieder zu Entwicklungshemmnissen geführt:

„Das Gemeinschaftsleben hier stellt kein homogenes Wachstum dar, sondern ist auf einem Stand stehen geblieben. Wenn man Podien hätte, wären die Gemeinschaftsthemen heute dieselben wie vor zehn Jahren. Und dafür nehme ich mir keine Zeit mehr“ (GEM B B).

Wie konnte es trotz der anfangs stark darauf ausgerichteten und theoretisch lange vorbereiteten Konzeptionsphase (vgl. Punkt 1) zu den Entwicklungshemmnissen kommen? Unter Punkt 1 b) wurden bereits die Unstimmigkeiten um die unterschiedlichen Auslegungen und Wahrnehmungen des Bahro-Ansatzes von Gemeinschaftsmitgliedern selbst erwähnt. Diese Widersprüche konnten bis heute nicht zu einer Synthese gebracht werden. Der Umstand, dass im Wesentlichen nur eine Person aus dem Gründerkreis als einziger Bahro-Vertrauter und Kenner im Projekt übrig geblieben ist, hat nun dazu geführt, dass deren Interpretation und Engagement für das Projekt das entstandene Vakuum ausfüllt. Durch dieses „Interpretationsmonopol“ entstehen hierarchische Strukturen. Dadurch werden andere Einflüsse unterbunden und Weiterentwicklung auf der ideellen Ebene behindert. Die theoretische Intention des Projekts wird als Legitimationsgrundlage für die Reproduktion der eigenen Persönlichkeitsstrukturen benutzt.⁶⁸ Das Interpretationsmonopol macht gleichzeitig die Person, die es innehat in entsprechenden Themen unangreifbar. Die Entwicklungshemmnis wird dadurch verursacht, dass die Person die Idee des Experiments für sich vereinnahmt und grundsätzlich leugnet, dass es eine Entwicklungshemmung gibt. So hat bisher durch die alltägliche Lebensexperimentierpraxis in GEM B auch keine Weiterentwicklung des Bahroschen Ansatzes, die Experimentierfähigkeit betreffend, stattgefunden.

Durch die fehlende gemeinsame Interpretation der Intention und die ungelösten Konflikte sind die Entwicklung – und die Vergemeinschaftung – des Projekts gestört. Dies hat zu weiteren konkreten Hemmnissen geführt:

1. Die Diskrepanz zwischen der ursprünglichen Intention und der realen Situation wird von den zentralen Mitgliedern geleugnet. Die vorherrschende Situation wird von ihnen als wünschenswert gesehen und dargestellt im Gegensatz zu den meisten anderen (teilweise resignierten) Mitgliedern. Die Außendarstellung stimmt in hohem Maße nicht mit den Ansichten der anderen Mitglieder überein. Das scheint allerdings nicht unbedingt bewusste Absicht und Täuschungsmanöver zu sein, um einen guten Bild zu erzeugen mit dem Zweck unterstützt zu werden. Hier liegt auch ein kognitives Problem zugrunde. Der verheerende Punkt liegt darin, dass die ideologische Fixiertheit die Wahrnehmung blockiert.

2. Das hat zu einer Abwehr gegen unerwünschte (auch konstruktive) Kritik geführt. Wird unerwünschte Kritik am Vorgehen der „Interpretationsmonopol“-Kernpersonen geübt, wird den Kritikern eine falsche (oder begrenzte) Wahrnehmung unterstellt. Der Fall ist allerdings, dass die Kernpersonen aus ihrer eigenen Interpretationsperspektive (der Situation und der theoretischen Idee des Projekts) argumentieren, diese aber als erhaben begreifen, denn die komplizierte Theorie Bahros bietet sich für elitäre Expertise an. Es kann sein, dass teilweise bewusst und machtstrategisch vorgegangen wird. Allerdings haben die tiefer gehenden Beobachtungen ergeben, dass auch die dominierenden Personen unter den Folgen der Konflikte, der hohen Fluktuation und des Verfalls von Infrastruktur leiden. Diese erkennen aber keinen Zusammenhang, woraus geschlossen werden kann, dass die Hauptursache auf einer unbewussten Wahrnehmungsverzerrung oder -unfähigkeit beruht.

⁶⁸ Solche oligarischen Vereinnahmungsprozesse zunächst basisdemokratischer Bewegungen wurden in zahlreichen Revolutionen beobachtet, wie der französischen und russischen. „Fabelhaft“ ist es in „Farm der Tiere“ (George Orwell, 1946, Zürich) beschrieben. Eine interessante Forschungsfrage wäre sicherlich, die Entwicklung in dem Projekt mit der kommunistischer Staaten zu vergleichen.

Worin liegt diese Unfähigkeit? Letztlich bedeutet das, dass die anderen Personen nicht als gleichwertige Gemeinschaftsmitglieder mit ihrer Interpretation und Intention im Projekt zu sein, anerkannt werden. Dadurch wird weitere Entwicklung verhindert, weil Mitglieder mit abweichenden, ggf. weiter reichenden Gestaltungsideen blockiert werden. Wer andere Ideen vorbringt, stößt auf Unverständnis und findet keine Unterstützung, da die bestehenden Strukturen nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden dürfen.

3. Durch das subtile Interpretationsmonopol werden auch positive Aspekte der in GEM B vorhandenen Entwicklungskultur missbraucht, wie die starke Betonung der „Selbstreflexion“. Die Etablierten mit dem Interpretationsmonopol verweisen in Konflikten auf die anderen Mitglieder, die „an sich arbeiten sollen“, und bestimmen damit, wer Kritik üben „darf“. Die dahinter stehende Motivation ist, die anderen an die eigenen Vorstellungen anzupassen.

4. Das Interpretationsmonopol hat auch zu vielen Krisen- und Fluktuationsphasen und einer selektiven Mitgliederentwicklung geführt. Es steigen all jene aus, die sich nicht mit dem so entstandenen festgefahrenen „Interpretationsmonopol“ vertragen. Außerdem treten Menschen mit weit entwickelten sozialen Kompetenzen und Verantwortungsgefühl kaum ein oder verlassen das Projekt bald wieder. Einerseits besteht das Projekt inzwischen aus vielen neuen Mitgliedern ohne Gemeinschaftserfahrung oder sogar ohne Bewusstsein und Interesse dafür, andererseits haben sich die wenigen langjährigen Mitglieder eher in ihre Familien und eigenen Projekten oder Berufen zurückgezogen oder sind sogar ganz aus dem Verein ausgestiegen, leben aber noch im Umfeld. Dazwischen gibt es einige, die die Organisation des Vereins übernehmen. Es ist also kein gleichmäßiges Engagement-Niveau und damit keine basisdemokratische Steuerung mehr gewährleistet.

5. Strukturelles Chaos hat zu Konflikten im Hinblick auf Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen für die Gemeinschaft geführt: In GEM B wird Toleranz und Vielfalt stark betont und ein Streben nach Freiraum im Hinblick auf menschliche Entwicklung und Experimentierfreiraum ist bewusst vorhanden. Durch das Interpretationsmonopol und die selektive Mitgliederentwicklung ist allerdings zu beobachten, dass individuelle Freiheit überwiegend als Beliebigkeit verstanden und gelebt wird. Die dominierende Atmosphäre duldet keine Verpflichtungen und Einfordern von Verantwortlichkeiten, wodurch zahlreiche Konflikte um die Verrichtung alltäglicher Aufgaben entstanden sind. Beliebigkeit und „Laissez-faire“-Atmosphäre prägen das – natürlich dadurch wenig vorhandene – Gemeinschaftsleben.

Da sich das Projekt nach außen Gemeinschaft nennt, nach innen allerdings durch die *laissez-faire*-Toleranz ein resignatives „Wegschauen“ stattfindet, ist ein Bereich entstanden, der sich (noch) unter dem Schutz und der Legitimation befindet, den das Projekt durch das Land einst bekam, aber der Rechtfertigung und Transparenz entzieht. Die Verhältnisse werden von außen kaum beachtet und durchschaut, weil es keine objektiven Maßstäbe zur Beurteilung im Aspekt der Gemeinschaftsentwicklungsfähigkeit gibt. Von den Mitgliedern wird die Situation hingenommen, was in einem solchen Projekt Zustimmung und Unterstützung bedeutet.

6. Mit dem mangelnden Gemeinschaftsverantwortungsbewusstsein hängt eine individuelle Bereicherung zusammen. Es bereichern sich einige legitim individuell an den (allerdings ohnehin nicht reichen) Ressourcen der Gemeinschaft, worunter die Infrastruktur leidet. Beispielsweise geht es um finanzielle Unterstützung für Büroräume, die dann überwiegend privat genutzt werden. Außerdem lassen sich Ausbeutungsstrukturen von reproduktiver Arbeit erkennen, wobei man behauptet, genau

diese abbauen zu wollen. Darunter haben die gemeinsame Infrastruktur, die Großzügigkeit und schließlich das Gemeinschaftsleben stark gelitten.

8. Um die Legitimation aufrecht zu erhalten, wird ein möglichst positives Bild nach innen und außen gezeichnet, z.B. werben sie mit erfolgreichen Betrieben, die eigentlich nicht mehr Teil des Vereins sind. Die Betroffenen lassen sich auch weiterhin vereinnahmen.

Die Situation des „Interpretationsmonopols“ verschärft sich offensichtlich weiter. Es findet ein subtiles Herausbilden zunächst informeller Hierarchien statt, die nun immer offener werden. Es heißt, dass „eine Kerngruppe die Mitte hält“ und dass „wir uns als Vorstand inzwischen zutrauen, bestimmte Prozesse anzuleiten und durchzuführen“.

Als Ursache für das mangelnde Bearbeiten der gemeinschaftshemmenden Faktoren kann die mangelnde Fähigkeit zur persönlichen Weiterentwicklung der Mitglieder, die von sich behaupten, „die Mitte des Projekts zu halten“, und deren Verharren in der „Position der Interpretationsmacht“ gesehen werden.

Es muss noch betont werden, dass dies von einigen wenigen Personen ausgeht und die Mehrheit sich der Probleme durchaus bewusst(er) ist, aber resignativ, opportunistisch oder gleichgültig reagiert. Tatsache bleibt, dass diese Situation dominante Auswirkungen auf das Projekt hat, das Außenbild bestimmt und von der Gruppe – sei es aus ambivalenten Gründen – geduldet und damit getragen wird.

Mitursachen für das Herausbilden dieses Interpretationsmonopols wurden im Zusammenspiel mit weiteren zeitlich vorläufigen Aspekten erkannt:

1. Man hat den (überhöhten) Anspruch Bahros ein Rettungsboot für die Gesellschaft zu entwerfen und sein Leben dem Experiment eines zukunftsfähigen Sozialgebildes zu widmen. Dadurch fand man sich als Projekt eigentlich erst zusammen und war schließlich auch offiziell durch das Land legitimiert. Damit inbegriffen war eine gewisse Selbstüberschätzung.

2. Die Konflikte in der Sichtweise der Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität wurden von den Mitgliedern unterschiedlich verarbeitet. Während viele sich zunächst überforderten, dem Anspruch gerecht zu werden und das Projekt dann resigniert verließen, haben sich andere zurückgezogen und auf ihre Familie oder Arbeit konzentriert, durch Resignation aber auch gelernt oder sich persönlich weiterentwickelt. Nur einige wenige halten weiterhin die Ansicht aufrecht, das Ziel einer integralen Gemeinschaft und die Idee Bahros sei auf bestem Wege. Sie befinden sich aber in dominanter und aktiver Position und betätigen sich vielfach, ein positives Bild nach außen zu tragen und haben als Verbliebene, die sich noch engagieren, das Interpretationsmonopol der Bahroschen Idee überlassen bekommen. Das führte zur Entwicklung verfeinerter Konstrukte mit dem Zweck der Legitimation auch gegenüber dem Unterstützerland.

3. Eine wesentliche Blockade, die die experimentelle Weiterentwicklung der GEM B hemmt, besteht damit auf der Ebene der Anerkennung und Integration der verschiedenen Wahrnehmungen.

Es gibt in GEM B aber auch Aspekte, die Experimentierfähigkeit in sich bergen. Diese können allerdings erst voll zur Entfaltung kommen, wenn sie sich von der Dominanz des Interpretationsmonopols – und damit der begrenzten Ideologie und Sichtweise – befreien und sich auf einen erweiterten Rahmen beziehen. Das scheint derzeit eine Überforderung für viele in der Gemeinschaft Lebende zu sein.

Die transformationsexperimentellen Aspekte in GEM B betreffen vor allem den Freiraum zur individuellen Selbsterfahrung, die Zeit zum „sich ausprobieren“. Die individuelle Entwicklung wird in Aussagen in den Vordergrund gestellt:

„Der Ansatz in GEM B ist, bei sich selbst mit der Veränderung, Verbesserung und Evolution anzufangen“ (GEM B C).

„Das hohe Diskussionsniveau im sozialen Leben und in Konflikten hängt damit zusammen, womit die Leute sich beschäftigt haben: von Psychologie über Spiritualität bis Astrologie. Es hat jeder noch ein Hintergrundniveau, um die Probleme zu analysieren. Früher auf dem Dorf, wo ich wohnte, sagte man beim Bier: Der ist halt doof. Da konnte man schön aufhören zu denken. Das geht hier nicht, wenn der nächste sagt: Du solltest vielleicht mal schauen, was das mit Dir zu tun hat. Selber dieses Niveau zu halten, ist sehr schwierig, hier habe ich immer Leute um mich, die mich wieder darauf hinweisen“ (GEM B D).

„Im privaten Leben hat mir etwas gefehlt: die Kommunikation, das sich aneinander Reiben, Ideen besser entwickeln zu können, wenn man auch einen Widerspruch hat. Wenn man nur für sich, ob alleine oder mit Gleichgesinnten, wurstelt, läuft man sich in der Isolation fest und hat zu wenig Reflexion. [...] Ich hatte das Gefühl, dass es gut ist, wenn Gleichgesinnte miteinander leben können, sich aneinander reiben können, miteinander wachsen können“ (GEM B A).

„Ich sehe GEM B eher als einen Ort zum erst mal Sich-Selbst-Erforschen. [...] Das „sich ausprobieren“ betrifft erstens die berufliche Ebene für Leute, die in den normalen Strukturen nicht mehr arbeiten gehen wollen. Hier kann man etwas ausprobieren und versuchen, in eine Selbständigkeit zu kommen. Viele hier sind Hartz IV-Empfänger. Zweitens geht es um „soziales Ausprobieren“ der Beziehungsebene, d.h. Familienfragen, ob man mit oder ohne Partner leben möchte oder der Partner zwei Stockwerke drüber wohnt oder dass beide ohne Beziehung trotzdem die Kinder in der Nähe haben. Oder jemand hat zwei Liebesbeziehungen“ (GEM B C).

Diese „individuellen Selbstfindungsprozesse“ sind allerdings nicht strukturiert, differenziert und bewusst in Gemeinschaftsentwicklungsprozesse eingebunden. Sie ereignen sich eher durch instinktive, ungeplante und unbewusste Interaktion, weil aufgrund von Frustration der Langzeit-Mitglieder sowie mangelndem Engagement und sozialer Kompetenz neuer Mitglieder keine reflektierten Gruppenprozesse (mehr) angestoßen werden:

„Jetzt ist eine neue Generation hier. Wir haben uns bisher wenig unterhalten. Es gibt keine richtige Plattform mehr für Austausch“ (GEM B B).

Damit finden bewusste Gemeinschaftsentwicklungsprozesse nur zufällig statt und eine bewusste, alle integrierende gemeinschaftliche Reflexionsinstanz fehlt, die nötig wäre, die Gemeinschaftlichkeit und basisdemokratische Strukturen aufrechtzuerhalten und informelle Hierarchien und ein Interpretationsmonopol zu unterbinden.

Die GEM B entwickelt sich nicht als inselhaftes System, sondern Reflexion findet gerade aufgrund der krisenhaften Entwicklung immer wieder statt. So eröffnet ein differenzierterer Blick auf die umgebende Gesellschaft Reflexions- und Entwicklungspotential auch in der Kommunikation der Mitglieder:

„Eigentlich ist die Gesellschaft die ‚große Gemeinschaft‘ mit der wir zusammen hängen. Es gehört neben der Natur und der direkten kleinen Gemeinschaft auch dazu, mit dieser in Balance zu leben. Das sage ich, weil viele Menschen, die in solche Gemeinschaftsprojekte ziehen, ein Zerwürfnis mit der Gesellschaft haben. Aber auf der anderen Seite leben sie von der Gesellschaft, wie z.B. ganz viele hier.

Hier sind viele, die mit ihren Eltern gebrochen haben und keinen Kontakt zu der Gesellschaft haben, aus der sie aber stammen. Wir meinen, wir machen es besser und diese müsste etwas von uns lernen. [...] Wenn wir Respektlosigkeit gegenüber unseren Eltern leben, warum sollten unsere Kinder etwas anderes leben? Diese Übertragung war so logisch und aus der Gesprächsrunde haben wir mitgenommen, dass wir uns mit unseren

Eltern und auch mit der Gesellschaft aussöhnen möchten. Natürlich ist das ein Langzeitprojekt. Es ist die Frage, wie und ob wir uns als kleine Gemeinschaft wieder in die größere Gemeinschaft integrieren wollen und können. Sind wir arrogant, weil wir anders sein wollen?“ (GEM B C).

Auf die Frage allerdings, ob es Gespräche und Reflexionen über das Thema „GEM B und Rest der Gesellschaft“ gibt, wurde bedauert, dass es zwar von einigen Bestrebungen gab, die eigene Vergangenheit und Elternbeziehung zu reflektieren, weitere Treffen aber aus mangelndem Interesse nicht mehr stattfanden.

Interpretierend lässt sich feststellen: Die Geschichte von der Nicht-Verarbeitung von Konflikten, die Ziele des Projekts betreffend, der daraus resultierende Einstieg von eher gemeinschaftsfernen Menschen und die Herausbildung eines Interpretationsmonopols eines verbliebenen Engagierten haben zu Störungen der sozialen Vergemeinschaftung geführt. Damit hängt unmittelbar die gehemmte Entwicklungsfähigkeit des Projekts zusammen.

Das Scheitern – gemessen an der eigenen Ausgangsintention – stellt sich dahingehend folgendermaßen dar: Bahros Zielpunkt einer „gleichberechtigten Gegenseitigkeit in den Austauschbeziehungen aller Art“ und konsensualer Prozesse zur Regelung der allgemeinen Angelegenheiten und des Zusammenlebens bekommen heute in GEM B nicht (mehr) „bewusst dafür vorgesehenen ‚Raum‘ freien geistigen Austauschs“. Auch wird nicht in „täglich erneutem Anfängergeist“ entschieden (Zitate vgl. Bahro 1998: 182). Dass dies zwar schwer, aber durchaus möglich ist, zeigen einige der anderen Untersuchungsfälle (vgl. Punkt 3a).

Die Stagnation der GEM B bietet aufschlussreiche Indizien über weitere Erfordernisse in der Konzeption „sozial-ökologischer Transformationsexperimente“.

GEM D

Eine wesentliche Erkenntnis aufgrund der Erfahrung des Projekts ist das differenziertere Lernen der Unterscheidung zwischen persönlichen und sachlichen Ebenen.

„Ein Problem ist, dass wir nicht prinzipiell, sondern immer an Einzelbeispielen diskutieren, wo viele andere persönliche Dinge mitschwingen und man wird dem Inhalt nicht gerecht, z.B. die Rentendiskussion. Ein Grund ist die Überforderung, weil wir so viele Einzelfälle zu regeln haben, dass wir nicht mehr zu Grundsatzdiskussionen kommen“ (GEM D A).

„Wenn das sachliche Wissen mal nicht nachvollziehbar erscheint, wird der Person unterstellt, dass sie es nicht transparent genug dargestellt hat. Mir scheint, dass es oft nicht mehr um die Sachebene geht, sondern um die persönliche – eben auch dadurch, dass wir so hemmungslos unsere Güter teilen“ (GEM D B).

Das Projekt stellt durch die gemeinsame Ökonomie die Notwendigkeit der persönlichen Auseinandersetzung mit Wünschen vor dem Projekt und seinen Zielsetzungen in besonderer Weise dar und behandelt dies auch.

„Bei den Klausurtagen behandeln wir normalerweise ein großes Thema, z.B. Entscheidungsstrukturen oder Umgang mit Finanzen. Es gibt auch einen biographischen Teil, wo sich jeder fragt, wie er damit umgeht oder wie das in der Herkunftsfamilie geregelt wurde“ (GEM D A).

Die Erfahrung konflikthafter Situationen führte zur Auseinandersetzung mit den eigenen Wünschen und dem Erlernen sozialer Kompetenzen (vgl. Punkt 4b).

GEM E

Das Projekt ist mit einer deutlichen Vision, ein „Modell- und Forschungsprojekt für eine zukunftsorientierte Lebensweise“ aufzubauen, angetreten. Es werden ein Zielpunkt und Aspekte des Experi-

mentierens anvisiert, die sich bis heute bewährt haben: Ziel ist die positive Resonanz und das „in Einklang“ bringen. Das Experimentieren wird als positiv und als eine Art gemeinsames und persönliches Abenteuer begriffen:

„Die Siedlung bildet einen ganzheitlichen Lebensraum, der die verschiedenen Lebensbereiche in Einklang bringt, so dass eine positive menschliche und ökologische Gesamtbilanz und gegenseitige Resonanz entstehen kann. Der Aufbau dieser Lebensform bedeutet, sich auf einen offenen Prozess der Suche und des Experimentierens einzulassen“ (WEB).

Es werden Entwicklungsziele angepeilt, aber flexibel gehalten. Sie sind Teil des basisdemokratischen Kommunikations- und Planungsprozesses.

„Die Siedlung entsteht in einem organischen Wachstumsprozess, in dem die Kontinuität der Entwicklung durch die individuelle Aufnahme neuer Mitglieder in die Genossenschaft und in die einzelnen Nachbarschaften gewährleistet wird“ (WEB).

Es wird davon ausgegangen, dass es grundsätzlich harmonische Beziehungsverhältnisse zwischen „Mensch und Natur“ und Menschen geben kann. Um diese umzusetzen, werden Methoden der individuellen Selbstentwicklung und Gemeinschaftsentwicklung ausprobiert und praktiziert:

„Wir wünschen uns eine Offenheit für die Erprobung undogmatischer spiritueller und kultureller Wege und Methoden, die uns eine Erfahrung der ursprünglichen Einheit von Mensch und Natur geben können“ (WEB).

Für das konkrete Experimentieren im Hinblick auf nachhaltige Lebensweise werden folgende Haltungen anvisiert:

„Aus der Selbstverantwortung und der gegenseitigen Achtung ergibt sich die Bereitschaft zum gegenseitigen Lernen ohne Belehrung, durch das eigene gelebte Beispiel. Auseinandersetzungsbereitschaft und Transparenz auf der Suche nach einer ökologischen Lebensweise werden angestrebt. Das beinhaltet sowohl die Bereitschaft, den anderen in seinem Weg zu respektieren, als auch sich selbst zu hinterfragen und hinterfragen zu lassen. Voraussetzung dafür ist eine unterstützende Motivation. Negative Motivationen führen zu Besserwisserei und Verletzungen und blockieren das gegenseitige Lernen“ (WEB).

Es scheint eine deutliche Veränderung und Entwicklung die Intention betreffend stattgefunden zu haben:

„Im Laufe von fast 20 Jahren hat sich die Basistheorie fast umgedreht. Jetzt geht es um die Achtsamkeit. Thomas Hübl und Eckart Tolle sind nun wichtige spirituelle Lehrer für uns und sagen, dass Projekte daran krankten, dass sie immer an die Zukunft denken und die Gegenwart nur als Mittel zum Zweck begreifen, dorthin zu kommen. D.h. sie entwickeln kein Bewusstsein ihrer eigenen Wirklichkeit und können diese nicht anerkennen. Wenn sich Menschen z.B. an Normen messen, die sie nicht einhalten, entstehen natürlich Konflikte. Tolle sagt, die Basis ist immer die Gegenwart und in der marxistischen Theorie, der Ansatz des Initiators unseres Projekts, war es genau anders herum. Es wird ein Modell teilweise sehr detailliert entwickelt, aber im Kopf“ (GEM E C).

Die Mitglieder des Projekts gehen regelmäßig gemeinsam in Klausur, um sich der Reflexion auch fundamentaler Themen wie der Organisationsstruktur oder den Entscheidungsprinzipien zu widmen. Es gibt „Experimentierinitiativen“ von einzelnen Mitgliedern oder Gruppen in verschiedenen Bereichen, die mit sozialer Nachhaltigkeit zu tun haben, vor allem Gruppendynamik, Gemeinschaftsbildung und Entscheidungsprozesse, beispielsweise:

„In Anlehnung an die *pattern language* [vgl. Punkt 5b); I.K.] könnte man auch eine Mustersprache für Entscheidungsprozesse entwickeln, z.B. wie eine erfolgreiche Vollversammlung funktioniert und auch zur Vergleichbarkeit zwischen Entscheidungsstrukturen in verschiedenen Gemeinschaften. Das pattern ergründet dann, wie viele Themen behandelt werden können, wie die Leitung aussehen muss oder welche Themen überhaupt dorthin gehören und wie eine Kleingruppe mit Entscheidungskompetenz aussehen muss“ (GEM E C).

7.6.2 Punkt 4b) Erlernen sozialer, kooperativer und kommunikativer Kompetenzen

Als besonders wichtiges Lern- und Entwicklungsfeld haben in verschiedenem Maße alle Untersuchungsprojekte das Arbeiten an Methoden der Konfliktlösung entdeckt. Gründe waren nicht lösbare und eingefahrene Situationen in Entscheidungsprozessen und damit emotional und zwischenmenschlich belastende Situationen durch die sozialräumliche Nähe. Nicht zuletzt dieser „soziale Leidensdruck“ hat die Mitglieder in den Projekten zur Arbeit an sozialen Kompetenzen und damit auch an „sich selbst“ motiviert. In den meisten Projekten werden dabei metakommunikative Methoden angewandt, vor allem Gewaltfreie Kommunikation (GfK)⁶⁹ und das soziale Forum⁷⁰.

GEM A

Es wird gesagt, dass aus den gemeinsamen Planungs- und Organisationsprozessen wesentliche soziale und kommunikative Erfahrungen gewonnen und Methoden entwickelt wurden. Einige Mitglieder vermitteln gewaltfreie Kommunikation und Mediation (Konfliktvermittlungsarbeit). Auch Methoden der Meditation, von denen vor allem Zen in GEM A gelehrt und praktiziert wird, werden als Methoden mit positiven Auswirkungen auf die soziale Kompetenz, das Sozialverhalten und letztlich die Gemeinschaftlichkeit genannt. Sie haben die gemeinschaftlichen Planungsprozesse verbessert und sind dadurch in der Praxis erprobt. Die Akzeptanz dieser Methoden ist in GEM A sehr hoch.

GEM B

Das Erlernen sozialer Kompetenzen ist aus Punkt 4a) folgend ebenfalls als unbewusst, unstrukturiert und gehemmt zu bewerten. Auch im Vergleich zu den anderen Projekten konnten hier keine wesentlichen Methoden und Aspekte außer das alltägliche „sich aneinander Reiben“ (GEM B A), das teilweise „auf hohem Niveau“ (GEM B C) stattfinden mag, beobachtet werden.

GEM C

Um die Integration der Vielfalt, die in GEM C verfolgt wird (vgl. Punkt 2b), und die daraus entstehenden Konflikte zu bewältigen und ihrerseits zu integrieren, aber in ihrem Bestehen und ihrer jeweiligen Eigenart zu akzeptieren, wird Folgendes als essentiell gesehen:

„Kernthema zur Schaffung von Gemeinschaft ist authentische Kommunikation, die auf Kooperation beruht. Die Einstimmung aufeinander schafft ein harmonisches Feld“ (GEM C B).

Es wird die Ansicht vertreten, dass die Gemeinschaft einen Kommunikationsmittelpunkt in Form einer einfühlsamen Person braucht, die zur Vermittlung und ggf. Streitschlichtung bereit steht. Dies ist diejenige Person, bei der alle Kommunikationsfäden am stärksten zusammenlaufen und die das größte Vertrauen bei den Mitgliedern hat. Sie kümmert sich um die Verwaltung, betreut die Sozialgruppen und die Jugendgruppe, die sich in Eigeninitiative entwickeln. Die Erfahrung und Ansicht

⁶⁹ „Die **Gewaltfreie Kommunikation** (GfK) ist eine von Marshall B. Rosenberg entwickelte Kommunikations- und Konfliktlösungsmethode, die zur Absicht hat, in einen Kontakt mit anderen beziehungsweise sich selbst zu kommen, in welchem Geben und Nehmen ein fließender Prozess ist und freiwillig geschieht. Es geht also nicht (nur) darum, andere dazu zu bringen, zu tun, was man selbst will. Ziel ist, die Anliegen aller Parteien aufzuspüren und zu berücksichtigen. Rosenberg nennt die GfK auch ‚language of the heart‘“ http://de.wikipedia.org/wiki/Gewaltfreie_Kommunikation, 08.01.08 (vgl. auch Marshall B. Rosenberg 2005).

⁷⁰ Das **Soziale Forum** ist eine Methode zur Darstellung der eigenen emotionalen Befindlichkeiten und Hintergründe vor der Gruppe. In der moderierten Sitzung wird gegenseitiges wertfreies Verständnis angestrebt. Es wurde in einer intentionalen Gemeinschaft entwickelt.

ist, dass die meisten Initiativen dezentral laufen müssen, es aber einen Kristallisationspunkt gibt und braucht.

GEM D

In den Jahren der Praxiserfahrung ist die Einsicht in die Wichtigkeit, Konflikte produktiv zu lösen, gewachsen, da die Stabilität des Projekts davon abhängt.

„Grundsätzlich glaub ich, wenn das hier den Bach runter geht, dann nicht an ökonomischen Sachen, eher dass wir unsere Konflikte nicht befriedigt gelöst kriegen. Aber da habe ich das Gefühl, dass wir dran sind, das zu regeln. Es hat damit zu tun, die Arbeit anderer zu achten, aber auch mit der Art, wie wir kommunizieren“ (GEM D F).

„Die inneren Veränderungen und soziale Nachhaltigkeit lernen brauchen sehr viel mehr Zeit als äußeres, wie einen Hof aufzubauen“ (GEM D C).

Die Einsicht betrifft vor allem, dass Konfliktlösungsprozesse auch die emotionalen und persönlichen Bereiche mit einschließen sollten.

„Das Hauptwerkzeug, was ich aus der GfK mitgenommen habe, ist unterscheiden zu lernen zwischen dem Blick auf Strategien und dem auf Bedürfnisse. Die Strategien sind komplett individuell, während die Bedürfnisse etwas sind, das uns alle verbindet – also in Abgrenzung zu Wünschen [...] Wenn wir es schaffen, uns über die hinter den Strategien befindenden Bedürfnisse auszutauschen, die uns verbinden und wo wir uns so sein lassen können, würden sich zahlreiche Lösungen finden, diese Bedürfnisse zu erfüllen. Ich habe im Plenum erlebt, dass man da rechtzeitig eingreifen kann. Wo es früher regelmäßig geknallt hat und zwei Leute gingen, wird heute anders reagiert. [...] Dann gibt es eine Chance, dass etwas anderes dabei herauskommt und man eine dritte Lösung findet, die die beiden konträren Strategien trotzdem befriedigt. Wenn eine Person es schafft, die Ebene zu wechseln, schaffen es die drumherum stehenden Personen auch eher. Dann kommt die Einsicht, dass es nichts bringt, sich weiter mit Strategien zu bekämpfen und es um etwas anderes geht“ (GEM D C).

GEM E

Die Anfangsphase sei primär durch die Umsetzung der ökologischen Ziele in die Alltagspraxis und das Bauen geprägt gewesen, während nun die sozialen Themen wie Sympathie, Kommunikation, Achtsamkeit wichtiger geworden sind. Wesentlicher Teil der Gemeinschaftskultur von GEM E ist mit der Erfahrung des Projekts die Entwicklung der Kommunikationskultur geworden, die sich in den Entscheidungsprozessen und sozialen Kommunikationsforen und der „Integration meditativer Elemente in den Alltag“ ausdrückt.

„Den sozialen Prozessen zwischen uns widmen wir viel Raum und Zeit, versuchen Vertrauen unter uns zu schaffen und experimentieren mit unterschiedlichen Methoden, um unseren Gruppenprozess konstruktiv zu gestalten (Forum, Supervision, Redestabunden, Themenzentrierte Interaktion (TZI)⁷¹, Systemische Aufstellungen etc.). [...] Die Kunst aufmerksamer Rede und aufmerksamen Zuhörens muss ständig geübt werden“ (WEB).

Eine Kleingruppe beschäftigt sich inzwischen mit dem Thema Gemeinschaftswachstum – zunächst konkret neue Mitglieder betreffend, inzwischen auch auf die Qualität der Gemeinschaftskultur bezogen. Aus dieser sozialen Kommunikationsarbeit haben sich für die Mitglieder fundamentale Aspekte von Lebensqualität ergeben:

⁷¹ Eine therapeutische Gruppenarbeitsmethoden: vgl. Löhmer 1993; http://de.wikipedia.org/wiki/Themenzentrierte_Interaktion (19.03.08).

„Die Selbstbestimmung bei der Arbeit, das Verantwortung Übernehmen, Mitreden Können – das macht viel Lebensqualität aus. Das sind so Sachen, die man eigentlich erst schätzen lernt, wenn man hier eine Zeit gewohnt hat und dann mal wieder raus geht“ (GEM E H).

Über die Fortschritte in der Kommunikationskompetenz werden differenzierte und positive Aussagen gemacht, die sich durch die Beobachtungen in Versammlungen bestätigen lassen:

„Die soziale Kommunikationsebene betreffend habe ich hier total viel gelernt und seitdem bei mir verändert. Im *sozialen Forum* wird man gespiegelt und hört sich seine Themen entidentifiziert an. Es ist deshalb möglich, Kritik zu bekommen, die nicht als Vorwurf, sondern als Information ankommt, und ich selbst sehen kann, was ich damit mache. Bei der Methode der *gewaltfreien Kommunikation*, die wir immer wieder mal nahe gebracht bekommen hier, geht es auch um die Unterscheidung von Beobachtungen, ein strukturelles Vorgehen und Kritiküben, statt einfach ein Reinplatzen und das auf alle Beteiligten zu beziehen. Diese Kultur übertragen wir schon auf das Gemeinsame, auch wenn es nicht immer so klappt. Insgesamt haben wir wohl eine hohe Diskussionskultur hier“ (GEM E B).

Darüber hinaus wird aber festgestellt, dass noch weitergehende Aspekte von Kommunikation für befriedigende Gemeinschaft erforderlich sind:

„Wir haben gute Entwicklungen gemacht, sich wahrnehmen zu können. Aber die Wahrnehmung in die mentalen Bereiche und die der alten Werte zu bringen, klappt bisher nicht. In den weichen, emotionalen Bereichen wie dem Forum oder Festen läuft es schon gut. Aber die Sachbereiche werden eben in den alten Strukturen entschieden und umgesetzt. Es geht also darum, dass Kopf und Herz zusammen kommen. Das machen wir auch: Man denkt und diskutiert eine Weile, dann macht man eine Weile Stille, das ist gut. Aber es ist bisher nicht klar, wie man z.B. holarchisch denkt“ (GEM E C).

7.6.3 Punkt 4c) Außenkontakte und Image

Um weitere Anhaltspunkte über die Reflexions- und Entwicklungsfähigkeit der Projekte zu erhalten, wurden deren Haltung zur Gesellschaft, die Außenwirkung und das Image hinzugezogen. Es wurden einige wesentliche Ähnlichkeiten in der Entwicklung des Außenkontakts bei allen Projekten beobachtet.

Da der Ansatz aller untersuchten Gemeinschaften auf verschiedene Art darauf zielte, eine alternative Lebensweise umzusetzen, ergaben sich daraus automatisch Spannungen mit der umgebenden Gesellschaft und Bevölkerung. Als die Projekte sich mit der Zeit erfolgreich und stabil entwickelten, wuchs zwar die Anerkennung, aber die Skepsis blieb. Erfolgreiche Wirtschaftsbetriebe fördern im Allgemeinen die Anerkennung und den Kontakt (außer bei GEM C).

Als wesentlicher Lernaspekt von Seiten der Projekte wurde fast durchgängig genannt, dass man sich von seiner „elitären Haltung gegenüber außen“, die in den Projekten unterschiedlich stark vorhanden war, zunehmend verabschiedete. Dies löste eine Öffnung gegenüber der „Außenwelt“ und ein Akzeptieren von Angewiesenheit aus. Dies löste wiederum selbstkritische Betrachtung und Lerneffekte in den Projekten aus, die aufgrund von Anregung zu teilweise sinnvollen Entwicklungsergebnissen führten.

Aufgrund der Intention ist der Anteil politisch engagierter Menschen in den meisten der Untersuchungsprojekte höher als im Bundesdurchschnitt. Dies äußert sich auch außerhalb des Projekts. Aus GEM A, D und E wurden als großer Bevölkerungsanteil in den Gemeinden entsprechend einige Mitglieder in den örtlichen Gemeinderat gewählt.

Als konstruktives und anzustrebendes Ergebnis wird ein Kontakt beschrieben, der auf gegenseitiger Akzeptanz der Andersartigkeit bei Interesse und Offenheit voneinander zu lernen beruht. Man möchte seine positiven Erfahrungen in Form von Bildungsangeboten oder ökologischen Produkten anbie-

ten. Ein weiterer Push-Faktor, auf die Akzeptanz in der Umgebung hinzuwirken ist das Gewinnen von Kundschaft sowie rechtliche Aspekte aufgrund von KiTa- und anderen Planungsgenehmigungen.

Im Folgenden werden aus einzelnen Projekten einige Aspekte konkreter beschrieben.

GEM A

Über den Seminarbetrieb und viele kulturelle Angebote wirkt das Projekt nach außen, auch in der Region als eine Art Volkshochschule. Allerdings gab es in der Anfangszeit große Skepsis in der Region gegenüber dem Projekt, die sich bis heute etwas gelegt hat:

„Anfangs haben beide – der katholische und evangelische – Pfarrer in ihren Gemeinderundbriefen sogar vor uns gewarnt, wir würden den falschen Weg zeigen etc. Dabei hatten sie uns nicht einmal besucht. Wir reagierten, indem wir riesige Blumensträuße an beide schickten und sie einluden. [...] Im Gespräch haben die Pfarrer dann gemerkt, dass sie etwas voreilig reagierten. Dann kamen sie mit Kerzen etc., weil sie schon von der Zendo gehört hatten. [...]

Wir werden immer ein bisschen als Exoten angesehen. Der neue Bürgermeister sieht uns als die Elite in der Gemeinde und zwar, weil hier so viel geistige Diskussion ist im Vergleich zum Dorf“ (GEM A A).

Sobald etwas Konkretes gemacht wurde, sei der Kontakt zur Bevölkerung gut gewesen. Die Bau-firma aus dem Ort wurde beauftragt oder das Projekt zeigte seine Kraft-Wärmekopplungsanlage.

„Aber die normale soziale Ebene ist schwierig, obwohl nun die Frauenrunde aus dem Dorf monatlich hier tagt“ (GEM A A).

GEM B

GEM B war anfangs durch die Popularität Rudolf Bahros – wenn auch kontrovers – und der Unterstützung des Landes von zahlreichen Besuchern und Interessenten aufgesucht worden. Es zeigen sich widersprüchliche Rahmenbedingungen und eine ambivalente Popularität, die die Entwicklung von GEM B von Anfang an kennzeichneten. Einerseits bestand die politische Legitimation durch das Land, andererseits aber gab es keine wirkliche Unterstützung. Vorurteile aus der Öffentlichkeit machten die regionalen Kontakte anfangs schwer.

„Es gab zwar eine politische Legitimation, weil Biedenkopf es mit gegründet hat, aber keiner hat es verstanden! Solange wir kein Expo2000-Projekt waren, gab es viel Widerstand mit der Bürokratie“ (GEM B E).

„Einerseits waren alle neugierig, weil das so hoch angebunden war, dann kamen sie und sagten, das sind Spinner. [...] Leider haben solche Projekte keine Anerkennung und Seriosität“ (GEM B B).

Daraus wurde ein moderaterer Umgang mit Öffentlichkeitsarbeit gelernt:

„Eine Weile haben wir versucht, mehr zu „missionieren“ mit Seminaren etc. in dem Sinne, dass wir die einzig richtige Lösungsform haben. Dann haben wir die Mitte ausgetastet, offen zu sein, aber nicht den Anspruch zu haben, gegen die Dorfbevölkerung zu missionieren oder arrogant aufzutreten. Jetzt stehen wir dazu, dass wir etwas machen, von dem wir ahnen oder glauben, dass es eine Lösung entwickeln könnte, sind aber trotzdem bereit mit anderen zu reden, um unsere Erfahrungen darzustellen. [...] Sinnvoll im Außenkontakt ist, offen sein für Wünsche aus der Außenwelt, sich nicht verstecken, sie aber auch nicht zu agitieren, also eine Mitte herauszubilden“ (GEM B E).

GEM C

In der Anfangsphase fand wenig Öffentlichkeitsarbeit statt. Das Projekt fand sich über persönliche Kontakte zusammen (vgl. Punkt 1). Die Entwicklung des Außenkontakts kann in vier Phasen geglie-

dert werden: In der ersten Phase hatte das Projekt erfolgreiche Betriebe in der Stadt und brachte das regionale Anzeigenblatt heraus, war also stadtbekannt und akzeptiert, wenn auch belächelt oder skeptisch gesehen. Zudem wurde das Projekt aufgrund seiner zeitweise ausprobierten, ungewöhnlich gemeinschaftlichen Wohnformen („Frauen- und Kinderhaus“) durch das Jugendamt kritisiert. Die zweite Phase wird als „extrovertiert“ beschrieben, da sich mehrere Mitglieder in verschiedenen Parteien in der Stadtpolitik zur Wahl aufstellen ließen. Die Reaktion der Bevölkerung war skeptisch, was bis zur Gründung einer „Anti-Sekteninitiative“ mit unter anderem dem Vorwurf, das Projekt wolle die Stadt unterlaufen, reichte. Folge war außerdem ein Boykott der wirtschaftlichen Betriebe des Projekts. Inzwischen gibt es die „Anti-Sekteninitiative“ nicht mehr, nachdem Gespräche stattgefunden haben. Nach Angaben der Mitglieder waren die „Anfeindungen“ vor allem wirtschaftlich und persönlich aufgrund erfolgreicher Betriebe und Konkurrenzsituationen motiviert. Außerdem kaufte das Projekt viele Häuser in der Stadt. In der nun folgenden dritten Phase zogen sich die GEM C-Mitglieder aus der regionalen Politik zurück und sattelten auf „Anti-Sekten-kampagnenresistente“ (überregionale) Betriebe um. Seit über 15 Jahren ist man „nach Innen und auf den Aufbau der Gemeinschaft orientiert“. Trotzdem wird weiterhin Diskriminierung erlebt, die sich beispielsweise konkret daran festmacht, dass Kinder des Projekts in einigen Kindergärten in der Region nicht aufgenommen werden.

Die Reaktion des Projekts auf die Rufmordkampagne war zunächst Schweigen und Rückzug. Daraufhin folgte eine Phase der Selbstreflexion:

„Anfangs lebten wir abgeschottet und hielten unsere Lebensweise für besser, jetzt sehen wir uns einfach woanders stehen als die anderen“ (GEM C C).

Es wurde aus den Vorkommnissen gelernt, dass Toleranz und Transparenz auch nach außen entwickelt werden muss, um eine stabile „Gemeinschaft in der Gesellschaft“ sein zu können und damit Spekulationen keinen Raum bekommen.⁷² In der nun beginnenden vierten Phase sind differenzierte Wahrnehmung von beiden Seiten – der Region und den Medien auf das Projekt und dem Projekt auf die „Außengesellschaft“ – zu beobachten. Kürzlich ist ein positiver Artikel über die Aktivitäten der Jugendgruppen des Projekts in der regionalen Zeitung erschienen.

7.7 Prinzip 5: Sozial-ökologische Siedlungs- und Raumgestaltung

In den Untersuchungsprojekten sind ähnliche Ideale der Raumgestaltung vorhanden. Sie bestehen in einer aus individueller Perspektive räumlichen Nähe der Grunddaseinsfunktionen, die in gesellschaftlichen Zusammenhängen vermisst wird (Wohnen auf einem gemeinsamen Gelände, räumliche Nähe von Arbeitsplatz, Wohnort und Freizeit oder regionales Wirtschaften). Ihre Motive und Wünsche sind oft in überschaubaren Strukturen zu leben, die Selbstbestimmung und Transparenz gewährleisten können. Gleichzeitig denken sie auf ideeller Ebene in globalen Größenmaßstäben: nachhaltige Lebensweise oder Austausch mit anderen Kulturen und interkulturelle, ethische Wertgrundsätze, die ihre Umsetzung in globalen Gemeinschaftsnetzwerken finden (vgl. Kap. 5.1.2).

Im Folgenden wird erörtert, wie und welche Strukturen räumlicher Regelung und Gestaltung, welche Planungs- und Gestaltungsmethoden zum sozialökologischen Umgang mit Raum förderlich sind. Dahinter stehend wurden gewisse Einstellungen und Methoden der Annäherung zwischen Mensch und Natur als wesentlich entdeckt.

⁷² Seitdem gibt es Internetpräsenz, eine Buchveröffentlichung und Einführungsseminarbetrieb, die auch den Besucherzuwachs auf etwa tausend im Jahr anstiegen ließen (fast ausschließlich von überregional).

7.7.1 Punkt 5a) Immobilienbesitz: gemeinnützig mit sozial-ökologischen Zielen

Wie kann eine sozial gerechte und ökologisch verträglichere Nutzung im Immobilienbesitz gesichert werden?

Tab. 6: Regelung des Immobilienbesitzes in den Untersuchungsprojekten (Iris Kunze).

Projekt	Regelungen des Immobilienbesitzes
Auroville	Die foundation besitzt das Land und alle Immobilien. Die Siedler können sich (nach Genehmigung durch die Bewohnerversammlung) selbst Häuser bauen und dort kostenfrei leben, aber nichts veräußern oder vererben.
Findhorn	Die foundation besitzt die Gebäude und Gelände der gemeinschaftlichen Infrastruktur und der Angestellten. Teilweise hat sie Grund an Eigentümer verkauft. Sie empfiehlt ökologische Bauweisen.
GEM A	Der Initiator ist Einzelbesitzer mit einer Stiftung, die die Ziele des Projekts verfolgt, wohnt aber nicht in der Siedlung, besitzt das Gelände und größtenteils die Gebäude. Mitglieder können sich einmieten. Später schenkte er dem Verein das zentrale Gemeinschaftsgebäude. Andere Wohnhäuser kauften einzelne Bewohner. Heute ist er noch Besitzer von etwas mehr als der Hälfte der Gebäude.
GEM B	Der Verein besitzt die Ländereien und Immobilien. Die Bewohner sind Mitglied und mieten sich ein.
GEM C	Einige Mitglieder besitzen einzeln die Betriebe und Immobilien offiziell und sind in der gemeinsamen Ökonomie.
GEM D	Der Verein besitzt alle Immobilien, alle Bewohner sind Mitglied und in der gemeinsamen Ökonomie. Der Verein vermietet (offiziell) Gelände und Räumlichkeiten an GmbHs, in denen wiederum nur Mitglieder arbeiten.
GEM E	Die Siedlungsgenossenschaft eG ist Grundeigentümerin des gesamten Geländes, der Infrastruktur und der Gemeinschaftsgebäude (alle SiedlerInnen sind Mitglied) und gibt „Baukriterien“ vor, z.B. qm-Zahl/Person, Niedrigenergiestandard, Baumaterialien, Anschluss an die Pflanzenkläranlage, Komposttoiletten etc. (vgl. website). Die Nachbarschaften planen und bauen ihre Wohnhäuser eigenständig. Die Wohnungsgenossenschaft eG ist als reine Vermietungsgenossenschaft steuerfrei. Sie kann von den Nachbarschaften als Rechtsform für den Haus- und Wohnungsbau genutzt werden. „Bei den Wohnungsgenossenschaften ist es wichtig, dass in den Grundverträgen steht, dass es zwar Eigentum ist, was die einzelnen Besitzer auch wieder veräußern können, aber sie müssen es an die Genossenschaft des Projekts verkaufen. Sie können ihre Wohnungen nicht irgendjemandem verkaufen, der als Fremder hier wohnt oder vererben. Es ist ja unser Gemeinschaftsanspruch, dass wir nur mit Menschen hier leben wollen, mit denen wir uns auch verbunden fühlen“ (GEM E H).

In allen Untersuchungsprojekten⁷³ ist eine Form des Immobilienbesitzes gewählt, in der

- 1) Eigentümer und Nutzer deckungsgleich sind
- 2) gemeinnützige Körperschaften wie eine Genossenschaft oder ein Verein Besitzer sind, in der alle Bewohner (gleichberechtigt) Mitglied sind und

⁷³ Nur in GEM C ist keine gemeinnützige Körperschaft Eigentümer. Da aber die Mitglieder inoffiziell in einer gemeinsamen Ökonomie sind, kommt es dem in Endeffekt sehr nahe. Es wurde aber aufgrund der offiziell individuellen Besitzstruktur eine unterschiedliche Verteilung der Verantwortlichkeit beobachtet.

- 3) die Nutzung an die Ziele des Projekts gebunden ist, die u.a. eine nachhaltige, ökologisch und sozial gerechte Nutzung des Geländes vorsieht.

Dadurch wurde beabsichtigt und auch erfolgreich erreicht, dass Land und Infrastruktur vor der Vereinnahmung durch andere Interessen wie finanzielle Spekulation geschützt sind. Besonders der erste Punkt begünstigt zudem nachhaltiges Verhalten, da so auch der Anreiz für die Investition in energiesparende Maßnahmen besteht.

7.7.2 Punkt 5b) Sozial-ökologische Kultivierung des Geländes

„Wir wollen lernen bescheidener und einfacher zu leben. Und das kannst Du nur, wenn Du in Kontakt mit der Natur kommst, indem Du den Reichtum im Himmel, im Freiraum und in der Weite der Landschaft siehst“ (GEM E F).

Als sich im Raum ausdrückende Form von nachhaltiger Lebensweise wird ein Blick auf die Gestaltungserfahrungen und Wege von Siedlungs- und Lebensraumplanung geworfen. Den Projekten waren aufgrund der Ausgangslage sehr unterschiedliche Entwicklungsspielräume möglich. Einige sind darauf bezogen, sich in die umliegende Stadt oder Gemeinde zu integrieren. Die Intention, eine „sozialökologische Siedlung“ aufzubauen, ist nicht in allen Projekten vorhanden. Von Bedeutung werden hier einige Erfahrungen und erfolgreiche Umsetzungsaspekte in GEM A und E beschrieben. Die Projekte wandten verschiedene Methoden an, die den konstruktiven Austausch zwischen Mensch und Natur fördern. Besonders hervorzuheben sind dabei die *Permakultur*⁷⁴, die in allen Projekten als Methode genannt wird. Zudem arbeiten GEM A, C und E mit *Geomantie*⁷⁵.

GEM A

Durch die Ansiedlung von GEM A erfuhr das Gelände zweifelsohne eine sozialökologische Aufwertung. Als Arbeitersiedlung einer Munitionsfabrik aus der NS-Zeit standen die renovierungsbedürftigen Gebäude lange Zeit leer. Diese wurden teilweise in Eigenarbeit durch die Bewohner überwiegend ökologisch saniert.

„Die alten Gebäuden wurden 1939 gebaut, damals noch ohne Plastik, insofern ein Vorteil, um es ökologisch umzubauen“ (GEM A A).

Der spirituellen Intention des Projekts entsprechend „sanierte“ man das Gelände aber auch auf „geistig-sozialen“ Ebenen:

„Die erste Aufbauzeit ließ uns auch erste Erfahrungen mit Heilung machen. Heilung mit diesem Ort, damit wir darin leben konnten. So verschieden wir sind, so verschieden waren die Methoden, mit denen die dunklen Energien vertrieben werden sollten. Manchem reichte die schlichte Renovierungsarbeit, andere räucherten mit

⁷⁴ „*Permakulturell* gestaltete Lebensräume werden als Systeme aufgefasst, in denen das Zusammenleben von Menschen, Tieren und Pflanzen rücksichtsvoll so miteinander kombiniert wird, dass die Bedürfnisse aller adäquat erfüllt werden. Bei dem Design solcher Systeme werden insbesondere die integrativen Denkansätze und Erkenntnisse aus Systemtheorie, Biokybernetik und Tiefenökologie angewandt. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit nicht nur auf die einzelnen Bestandteile (= Elemente), sondern insbesondere auf die Beziehungen zwischen den Elementen und deren optimale Nutzung für den Aufbau produktiver Systeme.“ <http://de.wikipedia.org/wiki/Permakultur> (08.01.08); vgl. auch Mollison 1988; www.permaculture.co.uk (13.02.08).

⁷⁵ *Geomantie* beforscht die „feinstofflichen Ebenen“ der Raum- und Landschaftswirkung und ist dem chinesischen Feng Shui verwandt. Die website <http://www.geomantie.net/> und die Zeitschrift „Hagia Chora“ informiert und schafft ein Forum zu Geomantie.

Salbei und positiven Affirmationen, unterstützt durch Reiki und andere Arten der Lichtarbeit. Wir hatten viele gerufene und ungerufene Heiler zu Gast“ (Selbstdarstellung).

Der sozial-ökologische Umbau bezog sich auch auf die Freiflächen, wo nach den Prinzipien der Permakultur die Natur in ihrem Wachstum unterstützt wurde und auch den Menschen ein Naherholungsgebiet wurde.

Auf einem größeren Gelände außerhalb der Siedlung wird ein Permakulturrexperiment durchgeführt. Da dieses dem Eigentümer inzwischen zu belastend zur Betreuung ist, wurde es der Zen-Initiative übergeben, die dort Meditationshütten anlegte und es zugleich achtsam pflegt. So entstand eine klare win-win-Situation in der Raumnutzung zwischen verschiedenen Gemeinschaftsmitgliedern und zudem mit der Natur.

GEM E

Die Intention von GEM E zielt auf die Umsetzung einer „sozial-ökologischen Modellsiedlung“. Neben den basisdemokratischen, nutzer- und bedürfnisorientierten Planungsprozessen (vgl. Punkt 4a) wird gezielt eine ökologische Planung verfolgt, die zudem sozialökologisch ist, also menschliche Bedürfnisse und Kultur mit Natur zu integrieren sucht. Das Projekt hat zahlreiche interessante Erfahrungen und erfolgreiche Elemente sozialökologischer Planungsprozesse durchlebt. Die im Folgenden herauskristallisierten Punkte und Prozesse zeichnen die dort ermittelten wichtigen Aspekte sozialökologischer Gestaltung nach. Es handelt sich dabei um entsprechende Planungsziele von Anbeginn (1), sensible, Natur-responsive Wahrnehmungsmethoden des Geländes (2) und flexible Planungsmethoden (3).

(1) Planungsziel ist es, eine dörfliche Siedlung, die möglichst die Grunddaseinsfunktionen erfüllen kann für ca. 300 Menschen zu entwickeln. Es sollte unabhängig von bestehenden Strukturen aufgebaut werden können, um keine einheimische Bevölkerung „zu überrollen und um eine grundsätzlich neue Struktur schaffen zu können, d.h. optimierte, neue ökologische Architektur und Siedlungsplanung anwenden zu können. Das Projekt ist als Alternative konzipiert, um zeigen zu können, dass von Grund auf sozialökologische Planung ein Zugewinn an Lebensqualität sein kann“ (WEB).

Es wird ausdrücklich auf win-win-Effekte zwischen menschlichen Bedürfnissen, der daraus entstehenden Nutzung und der vorhandenen Natur hingearbeitet:

„Ziel ist es, mit unserer Ansiedlung zu zeigen, dass menschliche Nutzung nicht zur Naturzerstörung beitragen muss, sondern auch einen positiven Beitrag für die ökologische Qualität des Gebietes leisten kann. So bemühen wir uns in der Gestaltung unseres Geländes um die Schaffung von vielen Rückzugsorten für Tiere, Kleinbiotopen und die Vermehrung der Artenvielfalt, z.B. durch Umbau des Kiefernmonokultur-Forstes in Mischwald. Wir betreiben ökologischen Gartenbau“ (WEB).

(2) Es wird betont, wie wichtig es war, Zeit und Geld für die Planungsprozesse zu haben, um das Gebiet auf seine ökologischen Eigenschaften hin untersuchen zu können. Diese sollten möglichst achtsam ermittelt werden; einmal aus Gründen des Naturschutzes, aber auch um die grundlegenden Entwicklungslinien für langfristige win-win-Situationen zwischen Siedlung und Natur zu schaffen.

Bei der Wahrnehmung des Geländes wurden erstens Methoden der *geomantischen Untersuchung* angewandt. Auch wenn nicht alle Mitglieder die dabei ermittelten „Kräfte“ spüren können, sind sie, wie betont, von allen anerkannt. Zunächst wurden Experten beauftragt und inzwischen „forschen“ teilweise Mitglieder selbst nach den „Energienlinien“.

„Wenn ein Bauprojekt ansteht, wird immer wieder auf die *geomantischen Pläne* geschaut, die Drachenlinie soll z.B. nicht bebaut werden. Für mich heißt es aber, dass ich selbst hingehe und nachspüre, denn erzählen kann

man mir viel. [...] Und Linien verändern sich auch. Einige sind inzwischen sehr feinfühlig hier und haben markiert, wie sie die Energielinien wahrnehmen. Ich stehe nun hier mit meinem Bauwagen extra auf einer Verwerfungslinie, um mal zu testen, wie sich das anspürt. Auch frage ich Gäste, die dort vorne zelten ständig, wie sie geschlafen haben und „forsche“ dahingehend etwas“ (GEM E E).

Bei neuen Bauvorhaben fanden sich bisher jedes Mal viele Mitglieder zusammen, die das Gelände auf eine optimale Bauplatzwahl hin „wahrnahmen“. Die Relevanz und die positiven Effekte der *geomantischen Untersuchungen* werden betont:

„Nach der geomantischen Begehung wollten wir das erste Haus im Südfeld nicht haben, wie es geplant war, obwohl schon Geld in Pläne investiert wurde. Die Bauherren waren tatsächlich einverstanden, noch mal umzuplanen. Dann wurde selbst das Haus von Pyramidenform zu Spiralförmigkeit umgeplant und hat ein ganz anderes Gefühl in der Vollversammlung verursacht als vorher: das richtige Haus ist am richtigen Ort“ (GEM E E).

„Durch die geomantischen Untersuchungen wurde hier eine „Drachenlinie“ geortet, die nicht bebaut werden soll, aber sehr gemeinschaftsfördernd ist. Was auf dieser Linie teilweise schon vorher angelegt wurde und dann bewusst, ist alles „gemeinschaftlich“, sozusagen ein Biotopverbund: Die Gemeinschaftsfeuerstelle, das Volleyballfeld, der Wildkräutergarten, eine Streuobstwiese sowie das Künstlerzeltprojekt“ (GEM E F).

Als zweite die ökologische Umgebung miteinbeziehende Planungsmethode wird *Permakultur* angewandt. In dem ursprünglich eher monokulturell geprägten Gelände (Kiefernwald und Ackerland) wurden die einzigen ökologischen Gegebenheiten (ein Weiher und eine Quelle) erhalten.

Als dritte wesentliche Methode wurde *pattern language* angewandt. Verschiedene aus historischen Siedlungsstilen und Architekturelementen abgeleiteten Muster dienen als Planungshilfe wie z.B. das Bedürfnis, eine Wand im Rücken zu haben und eine niedrige Hecke als Begrenzung des „eigenen Raumes“, während man auf eine weite Landschaft blickt oder Elemente eines Versammlungsortes mit Nischen, Zuwegen und Nutzungsangrenzungen. Das Projekt hat weitere patterns für sich entwickelt wie die Stille. Durch das Hineinversetzen in solche Aspekte konnten differenzierte, gemeinschaftlich zu schnellem Konsens führende Planungen durchgeführt werden:

„Es gab Planungsgruppen, in denen die Leute nicht nur für sich und ihre Bedürfnisse gedacht haben, sondern z.B. für die Stille gestanden haben oder für die Öffentlichkeit“ (GEM E F).

(3) Der gesamte Planungsprozess wurde überwiegend von den Siedlern, meist ehrenamtlich, selbst gestaltet. Es wurden lediglich für die Moderation und die Rahmenplanung externe Experten hinzugezogen, um den Kommunikationsprozess der Bewohner zu begleiten.

„Die wesentlichen Kräfte zur Durchführung entspringen dem Kreis der eigentlichen Siedlungsinteressierten und stehen damit auf einer breiten Basis. [...] Die Planungsergebnisse treffen damit, [...] auf Akzeptanz und Motivation zur Umsetzung, was gerade bei der Festlegung weitgehender ökologischer Maßnahmen oder Vorhaben dringend nötig ist“ (Siedlungsplanungskonzept).

Diese „nutzerorientierte Planung“ hat zahlreiche und langwierige Einigungsprozesse erfordert und inzwischen eine Eigendynamik entwickelt. Eine für die permakulturelle Bebauungsplanung einberufene Gruppe kam zu dem Schluss, dass es nicht möglich war im vorhinein feste Pläne aufzustellen:

„Das Ergebnis des Projekts war, dass wir keine Baulinien vorgeben können. Wir können aber die Gruppen, die planen und bauen wollen, begleiten. [...] Zu den Planungsprozessen gehört auch loszulassen und sich auf den Prozess einzulassen und die letzte Entscheidung denen zu überlassen, die dort bauen und wohnen werden. Diese Entwicklungsprozesse erfordern Einlassen und gehören zu den Gemeinschaftsprozessen dazu“ (GEM E E).

7.7.3 Punkt 5c) Nutzungsmischung und -ergänzung, kurze Wege

Alle Projekte außer GEM C sind auch räumlich klar zu umreiende Gemeinschaftsprojekte, leben auf einem höchstens dorfgroen gemeinsamen Gelände und versuchen möglichst die Grunddaseinsfunktionen aus Gründen der Lebensqualität, sozialen Nähe und Ökologie räumlich nah beieinander zu halten. Dabei wurden bestehende Gebäude und Gelände ökologisch saniert und auch die Lebensqualität betreffend aufgewertet.

Als besonderes Beispiel von Nahraumplanung soll kurz auf die Elemente von GEM E eingegangen werden, da hier eine ganz neue Siedlung mit den Intentionen und dem weit reichenden Hintergrundwissen von sozial-ökologischer Siedlungsplanung und zudem in einem experimentellen, nutzergeleiteten Planungsprozess gestaltet wird.

GEM E

Wie im vorherigen Abschnitt geschildert, entsteht die räumliche Struktur des Siedlungsprojekts aus den konkreten Lebensumständen und der basisdemokratischen Gestaltung der Siedler. Hinzu kommt, dass durch fachliche Unterstützung und mittels der Permakultur-Methode die Siedlungsstruktur so gewählt wurde, dass die Bedürfnisse und Versorgungen sich möglichst nicht stören, sondern zueinander passen und Wege minimieren.

Auf dem ca. ein Quadratkilometer großen Areal ist etwa die Hälfte als Bebauungsgebiet ausgewiesen, das wiederum nur zu 40% bebaut werden soll. Es wird vom öffentlichen Bereich im Westen nach Osten hin immer privater, ruhiger und „naturnäher“, d.h. es wird technische Infrastruktur vermieden. Westlich im Eingangsbereich umfasst der öffentliche Raum im nördlichen Teil den Parkplatz, auf dem die Fahrzeuge der sonst autofreien Siedlung zurückgelassen werden, und das Gewerbegebiet (mit Handwerksbetrieben) mit Lieferanfahrten.⁷⁶ Auch im vorderen Bereich werden der öffentliche Dienstleistungsbereich mit Hofladen, Seminarhaus und freier Schule (alles noch in Planung) angelegt. Weiter im Osten und in der Mitte des Areals befindet sich der interne Gemeinschaftsbereich mit Dorfplatz, Gemeinschaftshaus und einem Freilicht-Amphitheater für kulturelle Veranstaltungen. Dieses liegt an einem den behördlichen Erfordernissen entsprechenden Feuerlöschteich. Permakulturell geplant ist er zugleich ein belebtes Amphibienbiotop und dient der Gemeinschaft als Badeteich mit kleinem Sandstrand. Die Elemente Dorfplatz, der aus einer runden Wiese besteht, Amphitheater und Teich sind Mittelpunkte des Dorfes. Dahinter beginnt der private Wohnbereich der einzelnen Nachbarschaften. Aber nicht nur sozial durchdacht, sondern auch ökologisch wurde die Siedlung optimiert. Die Waldfläche im Norden schützt vor kalter Witterung, wohingegen die im Süden gelegenen freien Gartenflächen direkte Sonneneinstrahlung auf die nach Süden ausgerichteten Häuser mit Solaranlagen ermöglichen.

⁷⁶ Im südlichen Teil war zunächst eine Erweiterung des Parkplatzes geplant. Wegen des Ausblicks und der exponierten Eingangslage stehen jedoch Überlegungen einen Zeltplatz anzulegen im Raum.

III. Teil: Wege der Umsetzung sozial-nachhaltiger Prinzipien

Im dritten Teil der Arbeit werden die konkreten, empirischen Untersuchungsergebnisse auf die vorherigen theoretischen Überlegungen und weitere Ansätze bezogen. Die empirischen Untersuchungsergebnisse werden in Kapitel 8 noch weiter verallgemeinert und dienen zur Unterfütterung und Generierung von Transformationswissen der darin enthaltenen Prinzipien zu Vergemeinschaftung, intrinsischer Motivation zu nachhaltigem Verhalten und sozial-ökologischer Transformation.

Im den folgenden Kapiteln werden die empirischen Ergebnisse auf die hergeleiteten Prinzipien bezogen, zusammengetragen und wiederum auf neu hinzugezogene Ansätze, die sich erschlossen haben, bezogen. Durch dieses Vorgehen wird auch gleichzeitig die integrative Forschungsstrategie widerspiegelt. Die Ausgangsfrage führt zur Beschäftigung mit bestimmten Theorien und Ergebnissen. Dies führt zu einer Auswahl eines empirischen Forschungsfeldes, um Annahmen weiterzuentwickeln. Die dort gewonnen Ergebnisse verweisen wiederum auf neue Theorien, die dann wieder in der Empirie angewandt werden und neu beforscht werden.

Zu guter letzt münden die Ergebnisse in eine erweiterte Konzeption von Nachhaltigkeit, das Modell des sozial-ökologischen Transformationsexperiments und wissenschaftsmethodische Konsequenzen.

8. Drittes „Set“ sozial-nachhaltiger Prinzipien aus den Untersuchungsprojekten

Die Untersuchungsergebnisse aus den Beispielprojekten sollen nun erstens weiter auf die konstruktiven sozial-nachhaltigen Aspekte fokussiert werden und zweitens so systematisiert und verallgemeinert werden, dass sie auch auf andere soziale Gebilde anwendbar werden. In der Tabelle 7 werden die sozial-nachhaltigen Prinzipien, erweitert durch die empirischen Untersuchungen, dargestellt. Es wurde die Gliederung der Themenbereiche übernommen (vgl. Kap.7). Die rechte Spalte führt konkrete Wege und Praktiken auf, die in den Gemeinschaftsprojekten zu sozial-nachhaltigen Prinzipien, Verhalten und Rahmenbedingungen geführt haben und immer wieder führen. Sie stellen Anhaltspunkte für die Gestaltung anderer sozialer Gebilde dar.

Tab. 7: Drittes „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien (Iris Kunze).

Themenbereiche; Strukturierung	Sozial-ökologisch zukunftsfähige Prinzipien „set in progress“	Konkrete Wege der Umsetzung in den Untersuchungsprojekten
I) Nachhaltigkeitsziele und Umsetzung	1. weitestgehend das Ziel, die <i>Lebens- und Entwicklungsbedingungen zu optimieren</i> , was sich in ökologischen, sozialen und ökonomischen Zielen äußern sollte und darin, die Handlungsmöglichkeiten aller	- Ausformulieren der angestrebten Vision und experimentelle, offene Planung, die sich an den Mitgliedern und Kapazitäten orientiert - nachhaltige Lebensweise als Lebensqualitätssteigerung: im sozialen Bereich: Sicherheit durch Solidarität;

	Akteure zu erweitern	freiwillige Kooperation und Gemeinschaftlichkeit - ökologische Werte und deren Umsetzung: Wissen, Kompetenzen über nachhaltige Technologie und Wirtschaft flexibel und undogmatisch nutzen, vorausschauende Planung - vgl. Kapitel 8.1.1
2) Individuum-Kollektiv-Balance	2. Synthese von individueller Freiheit und gemeinschaftlicher Kooperation (Individuum-Kollektiv-Balance): Inklusivität, Pluralismus und Toleranz bei gemeinsamer Verbundenheit; Verbindlichkeit für die Gruppe und Verantwortungsgefühl	(soziale) Beweglichkeit für das Individuum: heterogene Strukturen, flexible Substrukturen („Einheit in der Vielfalt“) - Verträge zwischen Mitgliedern und Gemeinschaft, die Ein- und Ausstieg regeln - vgl. Kapitel 8.1.2
	3. verschiedene Lebens- und Wohnformen, pluralistisch und kulturell heterogen	Möglichkeit der Ausdifferenzierung der Gemeinschaft in Untergruppen für einzelne Bereiche (z.B. Haushalte)
3) flexibel-responsive Organisationsprinzipien	4. flexible Responsivität <i>des sozialen Gebildes</i> auf Umwelten und Mitglieder; flexibler Umgang mit den auf Nachhaltigkeitsprinzipien ausgerichteten Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmodi	Überschaubare sinnvolle Durchmischung und Ergänzung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung: die Strukturen werden durch Engagement und dadurch nur durch Notwendigkeit aufrechterhalten (Vermeidung sich selbst reproduzierender Verwaltungsapparate) - Rechtliche Verfassung der Gemeinschaft parallel und verbunden mit Mitgliederplenum und direkter, persönlicher Kommunikation - Ggf. mehrere Gremien freier Durchmischung und Überschneidung vieler Formen der sozialen Interaktion: gemeinsames Wohnen, Planungs- und Organisationsgruppen; Freundschaften, familiäre Bindungen, Arbeits- und Freizeitaktivitätsbeziehungen, ideelle, geistige Verbundenheit
	5. Flexibilität von Rollen und Kompetenzen <i>der Mitglieder</i> ; vielseitige Sozialisation und Qualifizierung	Überschaubare und transparente Organisationsstrukturen. Betroffenheit und Einflussnahme entsprechen sich - vgl. Kapitel 8.2.3
	6. aus der direkten Interaktion entstehende Sozialstrukturen; überschaubare, informelle und direkte Kommunikation und Handlungsbezüge deren Ergebnisse die Organisations- und Entscheidungsgestaltung beeinflussen können; (<i>Vergemeinschaftung</i>)	Möglichst weitgehende Selbstorganisation möglichst vieler Bereiche der Lebensführung (Subsidiaritätsprinzip) für den Einzelnen überschaubare und beeinflussbare funktionale Differenzierung (human scale) Verbindung der verschiedenen Lebensbereiche aus individueller Perspektive

	7. Organisations- und Regelungsstrukturen des Gemeinwesens sollen individuelle Freiheit und solidarische Kollektivität zur Synthese bringen.	Gleichberechtigter Zugang zu den gemeinsamen Ressourcen (Immobilien etc.)
	8. <i>Konsensorientierte</i> Entscheidungsfindung und Dezentralisation von Macht	- konsensorientierte Entscheidungsfindung für Gemeinschaftsangelegenheiten: und Betroffenheitsprinzip - <i>vgl. Kapitel 8.2.1</i>
4) Entwicklungsfähigkeit	9. Erlernen von <i>sozialen Handlungskompetenzen</i> und konsensorientierter Kommunikation als Basis konstant erfolgreicher Vergemeinschaftung	Organisation und Entscheidungsfindung ist angebunden an die „ganzen Personen“ und erfordert entsprechende Einigungsmethoden: durch direkte, persönliche, auch emotionale Gründe reflektierende und einbeziehende Kommunikationsprozesse (soziales Forum; gewaltfreie Kommunikation, Klausurtage, Supervision von außen) - <i>vgl. Kapitel 8.2.2</i>
	10. Reflexion und Diskussion über den Entwicklungsprozess der Gemeinschaft. 11. Konfliktpräventionsmethoden	Regelmäßige Treffen und Austausch, Diskussionskultur über das soziale Miteinander, die Organisation, die Grundwerte und Intentionen: Kultur des „konstruktiv-kritischen“ Dialogs - <i>vgl. Kapitel 8.2.2</i>
5) sozialökologische Raumgestaltung/ Siedlungsplanung	12. Natur-Kultur-synergetische Planung: vielseitige, sich ergänzende Nutzungen; win-win-Lösungen	Methoden wie Permakultur und Geomantie als Brücke zwischen menschlichen Bedürfnissen und dem jeweiligen „Angebot“ der Natur: multifunktionale soziale und ökologische Wertgewinne durch Suche nach win-win-Lösungen, z.B. Feuerlöschteich als Badeteiche und Amphibienbiotop, Hecken als Lebensräume für Insekten und zur Beerenernte. - Grundbesitzinstanz mit nachhaltigen Zielen
	13. Dichte, Nutzungsmischung, Polyzentralität als Leitelemente	Ergibt sich aus der Planung aus Nutzerperspektive (vor allem das Einbeziehen von Müttern und Kindern: Nähe Arbeitsplatz und Wohnort, Verkehrssicherheit, ggf. autofrei)
	14. Partizipative, demokratische Planungsprozesse für die Lebensumwelten der Betroffenen; Demokratische Raumzugänglichkeit	Kollektivierter Grundbesitz, konsensorientierte Planungsprozesse; Nutzerplanung

8.1 Schlüsselprinzipien

Um die wesentlichen Inhalte der stichwortartig aufgeführten Prinzipien genauer auszuführen, wurden Schlüsselthemen erarbeitet. Sie wurden aus dreierlei Gründen ermittelt: Erstens wurden sie wiederholt in ihrer Wichtigkeit und Brisanz durch Gesprächspartner genannt. Zweitens kamen sie in

ihrer Tragweite erst durch die Praxiserfahrung zum Vorschein. Sie stellten somit für die Untersuchungsprojekte neue und unbekannte Felder und Herausforderungen dar, die auch in der Gesellschaft wenig präsent und umgesetzt sind. Drittens wurden in den Projekten in diesen Bereichen erfolgreiche experimentelle Entwicklungen und Erfahrungen vollzogen. Diese sind eindeutig als wertvolle Praktiken und Prinzipien für die Erzeugung von sozial-nachhaltigem Transformationswissen zu interpretieren und können auch auf andere soziale Gebilde und Zusammenhänge angewandt werden.

8.1.1 Über Intentionen und Umsetzung sozialer Nachhaltigkeit

Die Untersuchungsprojekte starteten mit konkreten Gründungsmotiven, die eigentlich schon auf individuellen Intentionen und Entscheidungen beruhen. Insofern gibt es eine Vorauswahl von Menschen mit ähnlichen Intentionen, die sich bei der Gründung zusammenfinden (vgl. auch Simon et al. 2004). Dazu gehören:

Zuerst steht der Glaube an alternative, soziale Organisationsstrukturen sowie die Bereitschaft, eigene Gewohnheiten in Frage zu stellen und ggf. zu verändern. Mit überwiegend gesellschaftskritischer Haltung wird die Suche nach und Umsetzung von konkreten Alternativen angestrebt. Die Mitglieder bringen eine gewisse kreativ-emanzipatorische Motivation einerseits zur Selbstverwirklichung mit und haben andererseits Sehnsucht nach zwischenmenschlicher Kooperation, Gemeinschaftlichkeit und nachhaltiger Lebensweise. Mit dieser Vorauswahl von Mitgliedern bilden die Projekte einen intrinsisch, auch auf individueller Ebene motivierten Experimentierraum für Vergemeinschaftungsprozesse und nachhaltige Lebensweisen.

Der soziale Raum des Projekts wird dabei als förderlich für die Umsetzung umweltgerechten Verhaltens gesehen.

„In der Gemeinschaft bekommt man eher Anregungen, Ideen, auch Kritik und soziale Kontrolle über mein Verhalten. Flügel sind hier schwerer durchzusetzen, da muss ich viel diskutieren“ (GEM D D3).

Ökologische Lebensweise und Gemeinschaftlichkeit werden dabei aber nicht nur als moralisch anzustrebende Werte empfunden. Vielmehr sind sie sowohl rational wie emotional ersehnte Qualitäten und Bedürfnisse. Die Mitglieder, die meist, aber nicht nur einen gehobenen Bildungshintergrund besitzen, nennen Konsum dahingegen als unbefriedigend, nicht nur wegen der sozial ungerechten und ökologisch unnachhaltigen Gründe, sondern weil es zudem Zeit in Anspruch nimmt. Als höhere Lebensqualitätsinhalte werden *immaterielle und soziale Werte*, vor allem *Kreativität, Selbstverwirklichung* und *Freiheit* in der Arbeit sowie *zwischenmenschliches Erleben*, das in einem *verlässlichen und bereichernden Zusammenleben* besteht, empfunden.

„Wenn ich weiß, dass die Dinge, die ich verbrauche und der Reichtum, den mein Leben ausmacht, nicht auf der Ausbeutung anderer beruhen, dann kann ich dies auch auf eine andere Art genießen. Unsere These ist, dass dieses einfache Leben andere Qualitäten hat, die es zu entwickeln gilt und die letztendlich eine viel tiefere Lebensqualität ausmachen und der Konsum irgendwann überflüssig wird, weil er in vielen Fällen ein Ersatz für etwas anderes ist, was man nicht hat“ (GEM E G).

„Die Selbstbestimmung bei der Arbeit, Verantwortung übernehmen, mitreden können, das macht viel Lebensqualität aus. Das sind so Sachen, die man eigentlich erst schätzen lernt, wenn man hier eine Zeit gewohnt hat und dann mal wieder raus geht“ (GEM E H).

Nachhaltige Lebensweise wird in den Projekten nicht als Verzicht konzipiert und gesehen, sondern als *Freiraum*, in dem die genannten anderen eher immateriellen und sozialen Qualitäten entwickelt werden und zum Ausdruck kommen können. Für die sozial-nachhaltige Thematik sind dabei die Qualitäten von Gemeinschaftlichkeit und sozialer Gemeinschaft zentral (vgl. dazu Kap. 8.1.2).

Damit schaffen diese „sozialökologischen Gemeinschaftsprojekte“ einen Lebensraum, in dem Werte wie *Freiheit und Selbstverwirklichung bewusst von (vor allem materiellem) Konsum entkoppelt* werden. Wie anfangs geschildert liegen die Hemmschwellen zur Motivation zu nachhaltiger Lebensweise vor allem in dieser kulturell erzeugten Verbindung (vgl. Kap. 1 u. 3.1). Die empirischen Ergebnisse haben gezeigt, wie soziale Regelungsstrukturen andere Formen der Lebensqualität initiieren können. Diese können natürlich nur als Modelle angeboten werden, es zeichnen sich aber Trends ab, die die wachsende Attraktivität postkonsumistischer Lebensqualitäten bestätigen und immaterielle Werte wie Ruhe und Zeit steigen.⁷⁷

In den Untersuchungsprojekten wurde eine sozialökologische Kultur sichtbar, in der andere Werte die konsumistischen zu ersetzen versuchen und es teilweise erfolgreich schaffen. Dadurch wird Suffizienz nicht als Verzicht, sondern als *Bedürfnistransformation* wirksam. Diese ist eine *Bedürfnisverfeinerung*, in der sich die gemeinsame Kultur in ihren Werten, Interaktionen und Kommunikationsstrukturen verfeinert, d.h. weniger Konsum erzielt mehr Zufriedenheit. Der Schlüssel dafür liegt in einer achtsameren Sensibilisierung von Empfindungen, die zu Reizen und Wünschen führen. Dies kann unter anderem durch Raum für Stille, Langsamkeit, Achtsamkeitsübungen und Naturerfahrung erreicht werden, deren Elemente in der Gemeinschaft verstärkte Wirkung haben. Gemeinsame Stille, statt sich aufschaukelnde Konversationen mit Alkoholkonsum und das Ringen um Aufmerksamkeit haben während der teilnehmenden Beobachtung deutliche Wirkung auf das soziale Klima gezeigt.

8.1.2 Soziale Vergemeinschaftung zwischen Individuum und Kollektiv

Die Projekte experimentieren in Richtung eines sozialen Miteinanders, das als Lebensqualitätssteigerung vor dem Hintergrund einer individualisierten Gesellschaft erlebt werden möchte. Kollektiv und Gemeinschaft wird für die Selbstentfaltung des Individuums in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Einmal für die *Schaffung eines Ortes für andere Werte*, für den eine Gesinnungsgemeinschaft vor dem Hintergrund einer als unbefriedigend empfundenen dominierenden Kultur nötig wird; zum anderen bildet *Gemeinschaft an sich eine Lebensqualität*, die sich erstens in der Befriedigung sozialer Bedürfnisse wie Verstanden werden, Anerkennung, Geborgenheit, Vertrauen, Identität und Unterstützung ausdrückt, wofür man sich bewusst für das soziale Umfeld entscheidet. Konkret sichtbar wird Gemeinschaftsqualität auch in der sozialen Wohnqualität (Sicherheit, gegenseitige Rücksichtnahme, nachbarschaftliche Unterstützung).

Die Untersuchungen haben unterschiedliche Motivationen und Verständnisansätze die „Gemeinschaftlichkeit“ betreffend gezeigt. Alle Projekte haben genannt, dass „Arbeit“ oder „Investition“ in und an der Gemeinschaftskultur sich früher oder später als erforderlich erweist. Die Erfahrungen waren den verschiedenen Intentionen entsprechend unterschiedlich in Richtung Stärkung der individuellen Freiheit oder des Gemeinschaftsbewusstseins. In einigen Projekten war von vorneherein ein solidarisches (GEM B, E) bis familiäres Zusammenleben (GEM C) angestrebt, so dass mit der Zeit Toleranz und Ausdifferenzierung in der Lebensweise und Kultur nötig wurden, um Mitglieder und speziell die nachwachsende Generation zu halten. Andere mit anfangs alternativ-ökonomischer Kollektivierungsidee haben über die Zeit die Wichtigkeit darin entdeckt, die Gruppensolidarität zu fördern und am gegenseitigen Vertrauen zu arbeiten (GEM D), um das ökonomische Kollektiv und die Entscheidungsfindung konstruktiver zu gestalten.

⁷⁷ Vgl. hierzu z.B. das Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa (2007).

Zentrale Aspekte in der Erfahrung für sozial-nachhaltige Vergemeinschaftung lassen sich ableiten, die im Folgenden aufgeführt werden:

Räume können Vergemeinschaftung fördern: Die Projekte haben zum einen konkret geographische Räume geschaffen, in denen sich Gemeinschaft im Alltag im Sinne von wiederkehrender Begegnung bekannter Personen ereignen kann, wie das gesellige Gestalten der Nahrungszubereitungs- und Ess-situation, Plätze oder Leseecken und Räume, die konkret als Treffräume genutzt werden können. Zum anderen werden *soziale Räume* der Gemeinschaftlichkeit geschaffen, die auch zeitlich rhythmisch wiederkehren und so gemeinschaftserneuernde Wirkung haben. Zu dieser Funktion tragen auch die erforderlichen organisatorischen Aufgaben wie Verwaltung und Entscheidungsfindung bei. Da sie existentiellen Charakter für den Einzelnen und das soziale Gebilde haben, erweisen sie sich als besonders kontinuierlich und damit stabilisierend. Durch das gemeinsame Arbeiten für die Gemeinschaft wird die Identifikation damit gefördert. Zudem findet gegenseitige Wahrnehmung statt und es bildet sich Teamgeist, der über die Arbeitssituation hinausreicht. Das gilt dahingegen auch für Konflikte, die einer umfassenderen, auch persönlichen Klärung bedürfen (vgl. Kap 8.2.2).

Gemeinschaftskultur entsteht „von unten“: Besonders wirksam im sozialen Raum ist zudem das Herausbilden eigener kultureller Aktivitäten. Es verbindet die Ebene der Selbstverwirklichung mit der der Vergemeinschaftung. Die künstlerischen, kreativen Aktivitäten, die z.B. in einer Theatergruppe erarbeitet wurden, werden vor der gesamten Gemeinschaft präsentiert. Darüber hinaus fördern Rituale im weitesten Sinne⁷⁸ das Bewusstsein der Verbundenheit, aber auch die gegenseitige Wahrnehmung und die Wahrnehmung des sozialen Klimas in der Gemeinschaft.

Das Herausbilden einer „eigenen Kultur“ wird wie geschildert in einigen Projekten angestrebt (vgl. Kap. 7.4.2). In der Umsetzung wurde überwiegend erfahren, dass sich die dafür nötige Gruppendynamik einerseits nicht planen lässt. Andererseits prägen mitgebrachte Traditionen aus der Gesellschaft das Verhalten, wenn diese nicht bewusst reflektiert und durch etwas Attraktiveres ersetzt werden. „Aufgesetzte Rituale“ lehnen alle Untersuchungsprojekte ab.

Gemeinschaft ist das Ergebnis individueller Interaktion: Gemeinschaft wird als Qualität für Solidarität, Verlässlichkeit, Ehrlichkeit und Sicherheit gewünscht und erlebt, wobei dies nicht willentlich herbeigeführt werden kann, sondern sich aus der Situation und Befindlichkeit der Einzelnen ergeben kann. Andererseits erfordert eine bereichernde Gemeinschaftskultur Freiraum und Aufmerksamkeit sowie bewusste Entwicklungsarbeit und kann dadurch attraktiv gemacht, eingeladen und gefördert werden (vgl. Kap. 8.2.2).

Individuelles Interesse und Engagement ist die Basis von Gemeinschaft: Um eine stabile Intentionale Gemeinschaft in liberalen, individualisierten Gesellschaften aufzubauen, ist die passende Balance von individueller Freiwilligkeit und dem Grad der Kollektivierung auszumachen, da der organisatorische Aufwand zumindest anfangs aktives Engagement erfordert. Der individuelle Anreiz, sich kollektiv einzubringen und Verantwortung zu übernehmen ist die Voraussetzung für das Ausmaß an gemeinsamer Organisation, beispielsweise die Frage, wie weit die gemeinsame Ökonomie geht: bis zur Haushaltskasse oder bis zur Einkommens- und Vermögensökonomie.

Gemeinschaft muss das ganze Individuum integrieren können: Trotz der verschiedenen Ansätze, ob mehr linkspolitisch, ökologisch oder spirituell, verfolgen alle Untersuchungsprojekte das sehr ähnliche Prinzip der „Einheit in der Vielfalt“. Es bezeichnet einerseits eine Form von Individualität, die

⁷⁸ Es wurde beobachtet, dass diese Funktion sowohl gemeinsame Organisationssitzungen, wie Partys oder spirituelle Feste betrifft, die entweder in traditionelle Anlehnung gefeiert werden, aber eigene Komponenten aufweisen.

im Bewusstsein von Verbundenheit ihre Transformation und Freiheit findet, also eine Synthese von Individuum und Gemeinschaft. Im Gegensatz zu traditionellen Gemeinschaften, in denen Individuen durch Rollen in ein normiertes Kollektiv eingebunden und abhängig sind, ist dies eine neue Qualität von Gemeinschaft, die Intentionale Gemeinschaften in und vielleicht erst durch individualisierte Gesellschaften entwickelt haben oder entwickeln mussten, um zu bestehen. Um diese „Einheit in der Vielfalt“ zu verwirklichen, tragen zahlreiche Aspekte und Methoden bei, die in den folgenden Abschnitten erläutert werden.

Integration-soziale Schließung-Balance: Der Erfolg eines Projekts im Hinblick auf dessen Stabilität und Lebensqualität hat auch Einfluss auf **soziale Schließungsprozesse**, die sich in der Beschränkung und Selektion der Aufnahme neuer Mitglieder äußern können. In der schwierigen Anfangs- und Aufbauphase eines Gemeinschaftsprojekts werden eher visionäre und kreativ-aktive Menschen angezogen. Sind diese erfolgreich und bauen ein funktionierendes intentionales Gemeinschaftsprojekt auf, werden daraufhin auch Menschen, die nach entsprechender Sicherheit und Geborgenheit suchen, angezogen. Einige Projekte merkten dies an einer extrem wachsenden Nachfrage und machten die Erfahrung der Überforderung, wenn sie zu viele Personen, die nicht in der Lage sind, die Gemeinschaftserfordernisse und -prozesse aktiv am Laufen zu halten, aufnehmen. Daraufhin wurden Einstiegswege und Probezeiten entworfen, wie z.B. ein Gemeinschaftskurs, mit dem die „Eignung“, also Aspekte wie soziale Kompetenz und Eigenständigkeit der Interessenten „geprüft“ wird. Zweck ist das Lehren und Einstimmen auf das soziale Klima des Projekts, damit die Interessenten auf das Niveau derjenigen mit jahrelanger Gemeinschaftserfahrung kommen können. So wird die Mitte zwischen Selbsterhaltung, Offenheit für neue Mitglieder und Weitergabe von erlernten Erfahrungen durch den Grad der Nachfrage von außen, der Offenheit von innen, aber auch den ökonomischen Interessen wie beispielsweise dem Aufnehmen neuer „Mieter“ ausgelotet.

Das Auflösen der alleinigen Verbindung von sexueller Intimbeziehung und Blutsverwandtschaft mit einer gemeinsamen ökonomischen Grundlage: Dies drückt sich kulturell durch die staatlich eingerichtete und kirchlich propagierte geschützte Institution der Ehe aus, die zugleich als Intimbeziehung als auch als ökonomische Gemeinschaft konzipiert ist. Dass eine Trennung dieser beiden Funktionen erstens funktionieren kann, ohne das soziale Klima und eine Beziehungsordnung zu gefährden, und zweitens sogar die Intim- und Liebesbeziehungen bereichern und entspannen kann, zeigen vor allem die Praxis in GEM C und D, in denen deutlich andere sozio-ökonomische Modelle als die Ehe und Kleinfamilie konsequent gelebt werden.

„Wir haben festgestellt, dass im Gemeinschaftsprojekt, wo Haushaltszuständigkeiten geregelt sind, unsere Partnerschaft total entspannt ist, weil es kaum Kleinkrieg um Alltäglichkeiten gibt. In einer Kleinfamilie ist die Beziehung so überfrachtet. Man teilt Haushalt, ökonomische Abhängigkeit, Liebesbeziehung, Kindererziehung etc. Alles ist auf eine Person fixiert, man überlastet sich. Hier im Projekt sind die Bereiche entzerrt: soziale Bereiche, also Liebesbeziehung, Freunde und nette Nachbarschaften von den notwendigen Bereichen“ (GEM D B).

8.2 Konkrete Methoden und Strukturprinzipien

Die Schlüsselprinzipien waren wesentliche Motivationsbasis für die Untersuchungsprojekte, das konstante Arbeiten an der Verwirklichung sozial-nachhaltiger Aspekte zu verfolgen. Daraus haben sich konkretere Schlüsselprinzipien ergeben, in denen von den Untersuchungsprojekten gelernt werden kann.

8.2.1 Demokratische, konsensuale Entscheidungsfindung

Das Konsensprinzip als Grundstock gemeinschaftlicher Entscheidungsfindung und Organisation spielt in allen Untersuchungsprojekten eine zentrale Rolle, da es Auswahlkriterium war. Die Gründungsgruppen waren von Anfang an mit dem Erproben und Umsetzen von Konsensprozessen beschäftigt. Es ergab sich aus der Situation eines freien Zusammenschlusses von Individuen, die gemeinsam Strukturen planen und aufbauen, um ihre Grunddaseinsfunktionen und Bedürfnisse zu befriedigen. Damit findet in den Projekten sozusagen eine „empirische Herleitung“ entsprechend kontextbezogener Konsensmodelle statt. Allerdings war es in manchen Projekten von Anfang an theoretisches Konzept, während es andere aus der Praxiserfahrung für sich entdeckt haben. Die empirische Untersuchung der Umsetzung, genauen Ausgestaltung und weitere Entwicklung durch die Erfahrungen in der Praxis zeigt, dass es sowohl unterschiedliche wie parallele Entwicklungen und Erfahrungen gibt. Es wurde deutlich, dass eine funktionierende, durch die Praxis erprobte und weiterentwickelte basisdemokratische Entscheidungsfindung sich viel differenzierter gestaltet als „alle entscheiden über alles“. Die folgenden Punkte sind eine Synthese aus den sich erfolgreich etablierten Praktiken, die sozial-nachhaltige Konsensentscheidungsstrukturen gewährleisten:

1. Grundlage des Konsensprinzips war und ist die auf freiwilliger und gewollter Basis sich vollziehende Vergemeinschaftung.
2. Die konstruktive Ausgestaltung von Entscheidungsfindung hängt wesentlich von der Organisationsstruktur eines sozialen Gebildes ab. Ist die Machtstruktur, die sich in erster Linie in den Besitzverhältnissen ausdrückt, nicht demokratisch, ist eine konsensorientierte Entscheidungsstruktur nur eine Farce⁷⁹.
3. Während die Art der Entscheidung in mehreren Projekten ähnlich aussieht (GEM A, D, E), sind die Themen über die entschieden wird, verschieden. Die Intensität der Vergemeinschaftung, also was und wie viele Bereiche gemeinschaftlich und privat geregelt werden, beeinflusst die Themen, die gemeinsam zu entscheiden sind (beispielsweise Finanzen, Bauplanung, Haushaltsführung). Je mehr und je enger Güter geteilt werden, desto mehr an der Zahl und existentieller sind die gemeinsam zu treffenden Entscheidungen.
4. Basisdemokratische Entscheidungsstrukturen sind die Grundlage für ein lebendiges und funktionierendes soziales Gebilde. Durch die Akzeptanz und das Mittragen der Entscheidungen durch die Betroffenen setzen sich diese im Idealfall auch für die Umsetzung der beschlossenen Planungskonzepte ein.
5. Die existentielle Abhängigkeit von den gemeinsamen Entscheidungsprozessen („weil es um das alltägliche Leben geht“) motiviert die Mitglieder auch zum konstruktiven und effizienten Einbringen, wohingegen langwierige Diskussionen und Blockaden selten sind.
6. Das Mittel des Konsensverfahrens ist transparente, klar strukturierte Kommunikation. Diese wird durch die Praxis gelernt und geübt und durch Konflikte und Missverständnisse weiterentwickelt. Kommunikationsmethoden werden oft als Unterstützung angewandt (vgl. Kap. 8.2.2).
7. In allen Untersuchungsprojekten wurde das Konsensmodell auf das jeweilige Projekt hin zugeschnitten und mit der Zeit weiterentwickelt. Das geschah einmal aufgrund struktureller Veränderungen wie Mitgliederzuwachs, Ausdifferenzierungsprozesse und Vergesellschaftung und zum anderen aufgrund der qualitativen Veränderungen und Bedürfnisse wie gewachsenes Vertrauen

⁷⁹ Als Beispiel kann hier die UNO genannt werden, in der zwar alle Staaten einen Konsens finden müssen, aber einige Mächtige dennoch den Ton angeben.

- und Toleranz einerseits und Routine und Überforderung der Mitglieder durch die mit den Entscheidungsprozessen verbundene Informations- und Einigungsarbeit andererseits.
8. Mehrfach wiederkehrende Prinzipien, um die Komplexität zu reduzieren, sind erstens die Anregung zur Gestaltung von Entscheidungsvorlagen, um die Gesamtgruppe zu entlasten (in thematischen Kleingruppen der Interessierten). Zweitens werden so viele wie mögliche Entscheidungen in Untergruppen, also nach dem Subsidiaritätsprinzip, gefällt. Diese orientieren sich am Betroffenheitsrahmen, der sich durch autonome Einheiten in Bereichen wie Arbeiten oder Wohnen ergibt.
 9. Alle Projekte haben gelernt, dass basisdemokratische Gestaltung von Gemeinschaft wesentlich von der aktiven Beteiligung der Mitglieder abhängt. Wer ein Veto einlegt, muss konstruktive Alternativlösungen einbringen. Als förderliche oder sogar notwendige individuelle Qualitäten wurden das Entwickeln von Vertrauen und das Loslassen von Kontrolle und allzu festen Vorstellungen genannt. Es wurde mehrfach gesagt, dass Vetos eher angedroht, aber nicht leichtfertig ausgesprochen würden, weil man sich gegen den Rest der Gruppe stelle. In diesem Falle regelt eine Art soziale Kontrolle den Rahmen des Machbaren und Tolerierbaren im Kontext des Gemeinschaftsprojekts. Beobachtet wurde, dass Voraussetzung eine nötige Sensibilität und der Wille zu Konstruktivität sowohl des Einzelnen als auch der Gruppenkultur Voraussetzung sind.
 10. Fast alle Projekte haben die Erfahrung gemacht, dass die reine Strukturierung von Entscheidungsabläufen, die auf eine gleichberechtigte Beteiligung zielt, nicht ausreicht, um erstens gleichberechtigte Beteiligung wirklich zu gewährleisten und zweitens zu produktiven Lösungen zu gelangen. Dafür ist auf individueller Ebene eine tolerante und auf die Gemeinschaft orientierte Einstellung vonnöten. Diese ist zudem abhängig von der Zufriedenheit des Einzelnen in der Gruppe, die wiederum wesentlich durch seine Einflussmöglichkeiten und das Gefühl ernsthaft wahrgenommen zu werden, bestimmt wird.
 11. Im Bezug zur inneren, individuellen Dimension haben alle Projekte gelernt, dass die unterschiedlichen Menschen unterschiedliche Zugänge und Wege der Entscheidungsfindung brauchen. Das äußert sich z.B. vor einem politisch-anarchistischen Hintergrund in ausgearbeiteten Kleingruppenmodellen mit Zeithorizonten und verschiedenen Ebenen des Intervenierens und Gestaltens.
 12. Im Entscheidungsprozess wird eine Entsprechung zwischen Beteiligung, Verantwortung, Betroffenheit und Mitbestimmung als anstrebenswert und notwendig erachtet. Somit wird ernsthafte, angemessene, auf die Umsetzung bezogene realistische und konstruktive Beteiligung gewährleistet.
 13. Ziel ist es, Balance zu schaffen zwischen erstens Raum für individuelle Wünsche, zweitens gemeinschaftliche Einigung und drittens Umsetzen der Notwendigkeiten. Die Erfahrungspraxis hat gezeigt, dass für deren zufrieden stellendes Funktionieren, erstens die Kommunikationskultur entwickelt und verfeinert werden muss und zweitens eine individuelle Auseinandersetzung mit den eigenen Wünschen und Projektionen essentiell wird, um nicht in Konflikten und emotionalen Auseinandersetzungen stecken zu bleiben. Durch Kommunikationsprozesse, die nicht frei von Konflikten und Enttäuschungen sind, erfährt jeder sein Recht auf Selbstbestimmung auch als Pflicht zur Verantwortungsübernahme für die eigenen Wünsche in der Gruppe.

Die Qualität der Vergemeinschaftung und Kommunikation sowie die damit verbundene soziale Kompetenz sind zentrale Grundlagen auf individueller Ebene für das Funktionieren basisdemokratischer Entscheidungsfindung. Diese findet im vergemeinschafteten und nicht im formalisierten

Kommunikationsmodus statt. Dadurch sind die Interaktionsprozesse und Resonanzen zwischen den Gemeinschaftsmitgliedern größer als zwischen dem einzelnen Mitglied und der Struktur. Da jeder mit den anderen zusammen Gestalter der Strukturen ist, liegt die Verantwortung für deren erfolgreichen Verlauf und die Zufriedenheit damit bei allen. Dadurch werden direkte, die ganzen Personen einbeziehende Kommunikationsprozesse und Auseinandersetzungen vermehrt notwendig.

8.2.2 Erlernen und Verbessern sozialer Kompetenzen

„Konflikte zwischen Menschen gibt es genauso in Projekten, die gesellschaftliche Probleme zu lösen versuchen. Die entscheidende Frage ist nur, ob sie es schaffen, anders damit umzugehen“ (GEM D A).

„Die Gründer der Kommune waren tendenziell eher Marxisten: Wenn man einen tollen Überbau hat, dem sich alle unterordnen, kommt das Paradies auf Erden. Naja, ich denke, dass erst wenn jeder zu sich kommt und wirklich frei von den alten Strategien und Mustern wird, ist er erst gemeinschaftsfähig. Und dann kann ALLES draus entstehen“ (GEM D C).

Die Erfahrungen der Untersuchungsprojekte zeigen, wie eine Steigerung der sozialen Kompetenz aussehen und zu sozial-nachhaltigen Handlungserfolgen führen kann. Fast alle Untersuchungsprojekte sehen als wesentliche Fähigkeit und Grundprinzip, um die Gemeinschaft und die basisdemokratischen Strukturen aufrecht zu erhalten, die soziale Kompetenz der Mitglieder, die auf dem Wissen und vor allem der Erfahrung beruht, dass Kooperation sinnvoller ist als Konkurrenz und das Anstreben von win-win-Situationen lohnenswert und möglich ist.

In allen Untersuchungsprojekten wurde betont, dass aus der Erfahrung des Gemeinschaftslebens nach Wegen der sozialen Beziehungsbearbeitung gesucht werden musste. Auslöser waren Konflikte und Missverständnisse, die zu einer Trübung des „sozialen Klimas“ und schließlich zu Frustration und Blockaden in der Organisation führten. Um die Situation zu lösen, begannen die Projekte mit verschiedenen Wegen und Kommunikationsmethoden zu experimentieren.

Es konnten Weiterentwicklungen in wesentlich vier Bereichen sozialer Kompetenzen beobachtet werden:

A) Durch *konstruktive Kommunikationsweisen* wird Toleranz und Verständnis für andere Sichtweisen und Meinungen differenziert integriert. Auslöser sind die erforderlichen Einigungsprozesse und der Umgang mit verschiedenen Interessen und Konflikten. Je heterogener die Gemeinschaft, desto größer die Herausforderung.

B) *Anerkennen anderer Sichtweisen erfordert ggf. ein Relativieren der eigenen Interessen* und Sichtweisen. Ziel ist die Suche nach win-win-Lösungen, die nicht unbedingt zu einer Synthese auf bestehendem Vergemeinschaftungsniveau (Grad der Nähe) führen muss, wenngleich das meistens zunächst angestrebt wird. Es ist auch möglich, dass durch Distanz Räume geschaffen werden, so dass jede Partei etwas anderes machen kann.

C) *Die Hintergründe von Interessen* werden reflektiert (Emotionen, Verhaltensmuster, soziale Konditionierungen, persönlicher Sozialisationsverlauf): 1. der Einzelne: Reflexion der eigenen Hintergründe, individuelle Flexibilität und Einstimmung auf die Gruppe. 2. das Kollektiv: konstruktive, den Einzelnen in seiner Entwicklung fördernde Reflexionskultur.

D) Als Basis auf individueller Ebene steht die *persönliche Weiterentwicklung*, die vor allem im Lernen vernetzten Denkens und Wahrnehmens liegt (vgl. Kap. 9.2) und in Richtung von Bedürfnisverfeinerung, Bewusstsein und Wissen über Eingebundenheiten und Abhängigkeiten von sozialen und natürlichen Umwelten geht.

In den Untersuchungsprojekten werden verschiedene Methoden sozialer Kompetenzsteigerung praktiziert. Fast in allen Projekten wurden *gewaltfreie Kommunikation* (in GEM A, D, E; teilweise mit Bildungsangebot) und das *soziale Forum* (in GEM A, D, E und in GEM B ehemals) angewandt (vgl. Kap. 7.6.2).

Über diese Methoden hinaus geht es vor allem um eine alltägliche Achtsamkeit und das aufeinander Eingehen. In fast allen Untersuchungsprojekten kennzeichnet eine ruhige, aufmerksame Atmosphäre die gemeinsamen Sitzungen, die teilweise durch meditative Elemente wie Stille am Beginn der Sitzung gezielt aufgebaut wird.

So wie die Individuen eines Systems finanzielle Kompetenzen brauchen, um ökonomisch stabil zu wirtschaften, ökologisches Know-how, um ökologisch nachhaltig zu leben, brauchen sie auf sozialer Ebene soziale Kompetenzen, um ein kooperatives, friedliches Zusammenleben zu gestalten. Die sozialpsychologische Frage nach der Gemeinschaftskompetenz wird offensichtlich umso entscheidender, je enger ökonomische Versorgung und soziale Einbindung miteinander verknüpft sind. Diese Gemeinschaftskompetenz ist aufgrund der freiwilligen Bindung von Gemeinschaft auf liberalen Werten begründet. Die Anforderungen an das Individuum werden umso größer, je offener die Strukturen sind und je mehr Freiheit die Individuen haben. Soziale Kompetenz will also gelernt werden.

Hier wird die „Bildung zu Gemeinschaftsfähigkeit“ von Bedeutung. Im Findhorn-Ökodorf findet dies gezielt durch Programme und die Integration in das Kollektiv statt sowie über das Mitteilen der eigenen Gefühle und Befindlichkeiten und das wertschätzende Zuhören anderer in ihren subjektiven Empfindungs-, Verstehens- und Entwicklungsprozessen (vgl. Kap. 6). Damit wird der Teilnehmende zur Bewusstheit seiner eigenen Gefühle und Reflexion der subjektiven Sichtweisen „erzogen“ oder trainiert. Diese Selbstbewusstheit steht in Verbindung mit freier Wahlmöglichkeit der Teilnahme an Gemeinschaftsaktivitäten. Dadurch wird die bewusste Wahl, Abstimmung und Integration mit dem Umfeld geübt und zur Übernahme von Verantwortung für das eigene Wohlergehen und die Mitgestaltung des Gemeinsamen angestoßen. Ein intrinsisch motiviertes ökologisches Verhalten können Scherhorn (1997) nach nur selbstbestimmte Menschen entwickeln, weil sie ihrer Mitwelt auch Selbstbestimmung zugestehen und dadurch erst das Gefühl der Empathie und Verbundenheit entwickeln können.

„Es ist viel wichtiger Kommunikation zu ermöglichen, statt Regeln aufzustellen“ (Findhorn 1981: 164), schreiben die Gründer von Findhorn. Kommunikation wird dabei als Wahrnehmungsfähigkeit für die Bedürfnisse der Mitmenschen begriffen, um zu erkennen was diese zu ihrem Wachstum brauchen. Diese Einfühlung wird nicht nur im zwischenmenschlichen Bereich, sondern bewusst auch mit der gesamten Umwelt geübt. Der Grund einen Garten anzulegen, liegt im Entwickeln einer Einstimmungsfähigkeit in die Natur. „Wir sind nicht hier, um Regeln aufzustellen oder zu empfangen, sondern um diese Einstimmung zu lernen“ (ebd.). Durch den Kontakt zu den geistigen Ebenen der Natur lernten sie „*ganzheitliches Erleben*“, d.h. die bewusste Wahrnehmung von allem, mit dem man das Leben auf diesem Planeten teilt, den Pflanzen, Mineralien, den daraus gemachten Maschinen, den Tieren und Mitmenschen (vgl. 1981: 162). Im alltäglichen Leben wird dies durch die „Einstimmungen“ (atunements) zu Beginn des Tages und der Arbeit initiiert.

Als konstruktives und anzustrebendes Ergebnis wird ein Kontakt beschrieben, der auf gegenseitiger Akzeptanz der Andersartigkeit bei Interesse und Offenheit voneinander zu lernen beruht. Man möchte seine positiven Erfahrungen in Form von Bildungsangeboten oder ökologischen Produkten

anbieten. Das ist auch fast allen Projekten in unterschiedlichem Ausmaß gelungen und als wesentlicher Aspekt von Multiplikatorenfunktion nachhaltiger Lebensweise zu sehen.

Die Untersuchungsprojekte hatten in unterschiedlichem Maße mit skeptischen Reaktionen von außen zu tun. Diese kamen immer aus der umliegenden Region, waren in konventionellen, ländlichen Gegenden am stärksten. Solche Reaktionen sind mit Vorsicht zu interpretieren⁸⁰ und deuten wie beobachtet in erster Linie auf Intoleranz gegenüber anderen Lebensweisen, das Befürchten wirtschaftlicher Konkurrenz oder kulturelle Vereinnahmungsängste hin (vgl. Kap. 7.6.3). In den untersuchten Fällen hatten sie zunächst verleumdenden Charakter, der auf Unkenntnis basierte, und konnten durch Offenheit und Gespräche weitgehend beseitigt werden. Das Verhalten der Gemeinschaftsprojekte erwies sich, die „interkulturelle“ Kommunikation betreffend, dann als förderlich, wenn das Projekt seine Ziele und Lebensweise offen kommuniziert, den Kontakt gesucht und mit der Region in wirtschaftlichen Austausch tritt.

8.2.3 Strukturelle Organisation

„Strukturen können für das Individuum von beiden Seiten gesehen werden: Reglementierend oder unterstützend. In der gemeinsamen Ökonomie kann ich sagen: Ich muss all mein Geld abgeben oder ich habe immer Geld. Ich kann überall mitreden, oder es reden mir alle rein“ (GEM D D4).

Sozial-ökologische Prinzipien und Vergemeinschaftung können durch einen entsprechenden organisatorischen Freiraum in ihrer Entfaltung gefördert werden. Neben konsensualen Entscheidungsprozessen bedarf es auch eines entsprechenden demokratischen Zugangs zu den Ressourcen, sonst werden Konflikte vorprogrammiert (vgl. Routledge 1993; Kap. 3.4.1), die nur mittels struktureller Gewalt verhindert werden könnten. In einer sozial-ökologischen Ökonomie sind die Ressourcen Gemeingut. Es werden Technologien entwickelt, die überschaubar und kalkulierbar sind und nicht missbraucht werden können.⁸¹

Die Untersuchungsprojekte haben den Zusammenhang von funktionierender Basisdemokratie und überschaubaren Regelungs- und Organisationsstrukturen untermauert. Es gibt verschiedene Theorien, teilweise empirisch abgeleitet, wie viele Personen ein soziales Gebilde braucht, um einerseits überschaubar auf direkter Kommunikation basisdemokratisch lenkbar zu sein und andererseits in der Lage zu sein, die Grundbedürfnisse eigenständig zu erwirtschaften (Subsistenz), um eben von den umliegenden unüberschaubaren Kreisläufen unabhängig zu werden (Mayer 1994; Friedmann 1983). Der Erfolg von gemeinsamer Ökonomie als funktionierende Praxis seit 20 Jahren in GEM D liegt zum wesentlichen Teil an der strukturierten Verwaltung in Kombination mit permanenter Offenheit für individuelle, konstruktive Wünsche und Vorschläge. Insofern werden hier zweckrationale, verinstitutionalisierte Regelungsstrukturen (Vergesellschaftung) als effizientes Mittel der Regelung angewendet ohne jedoch die Lebenswelt zu kolonialisieren. Wenn die Strukturen zu eng sind, kann jedes Mitglied seine Bedürfnisse durch konstruktive Änderungsvorschläge einbringen.

⁸⁰ Darauf soll hier nicht weiter eingegangen werden. Es ergäben sich daraus Forschungsthemen, die auf die Gesellschaft bezogen sind: Nach Shenker (1986: 4f) kann die öffentliche Reaktion auf intentionale Gemeinschaften ein Indikator für die Toleranz gegenüber anderen Lebensstilen sein. Zum anderen können starke emotionale Reaktionen darauf hinweisen, dass solche Gemeinschaften als Projektionsflächen für finanzielle oder sexuelle Bedürfnisse, Wünsche und Ängste gegenüber gemeinschaftlichen Lebensformen fungieren und damit auf unterdrückte Selbstentfaltung, Tabuisierungen oder neurotische Strukturen in der jeweiligen Kultur oder dem sozialen Milieu Hinweise geben (ebd.).

⁸¹ Zentralistische Großtechnologien wie Atomenergie, die seit der Klimadiskussion wieder im Gespräch ist, brauchen immer Herrschaftsstrukturen oder einen Atomstaat (Jungk 1977), um das Risiko zu kontrollieren.

9. Hintergründe und Wege für gelingende Übergänge

Mit den empirischen Untersuchungen wurden auf dem durch theoretische Voranalysen gewonnenen Erkenntnisstand ausgewählte intentionale Gemeinschaften als möglichst weitgehende existierende sozialökologische Transformationsexperimente beforcht. Die Ergebnisse haben zahlreiche Erfahrungen und Praktiken zu Tage gebracht, die im Ergebnisteil beschrieben wurden.

Im vorliegenden Kapitel werden zur Hintergrundinterpretation und Einbindung der empirisch hergeleiteten Prinzipien einige theoretische Modelle und Befunde hinzugezogen und aufgrund der Ergebnisse diskutiert. Dabei werden Anstöße zur Weiterentwicklung dieser Ansätze gegeben. Die beiden Bereiche sind dabei Vergemeinschaftungsprozesse (die Entstehung sozialer Regelungsstrukturen) und die Entwicklung von sozialem und ökologischem Bewusstsein. Diese wurden als wesentliche Aspekte eingeschätzt, die zur Entwicklung der konstruktiven, sozial-nachhaltigen Praktiken in den Projekten geführt haben.

9.1 Zur Entwicklung von Vergemeinschaftungsprozessen

9.1.1 Zur Genese und anthropologisch-historischen Entwicklung von Gemeinschaft

Historische Beispiele von Dorfgemeinschaften, städtischen Kommunen oder Klosterorden (vgl. Blickle 1991) „verweisen darauf, dass sich soziale Gemeinschaften ‚unterhalb‘ gesellschaftlich verankerter Strukturen etablieren“ (Grundmann 2006: 21). Aber nicht nur das: Wie bereits in Kapitel 3.3.1 eingeführt, ist gemeinschaftliches Handeln als Grundlage jedweder Form der gesellschaftlichen Organisation zu begreifen.

Die von Tönnies (1963) und Weber (1964) geschlussfolgerten Vergesellschaftungstendenzen beziehen sich auf den Denkhorizont traditioneller Gemeinschaften beim Übergang in eine moderne, industrielle Gesellschaft und laufen damit Gefahr, auf ein kulturell-sozialwissenschaftliches Paradigma der Moderne beschränkt zu sein.

Es wäre unvollständig, die Entstehung sozialer Gemeinschaften nur bis auf mittelalterliche oder antike Epochen zurückzuverfolgen. Vielmehr scheint es, dass gemeinschaftliche, im Sinne von kooperativen Grundprinzipien seit der Entstehung des Lebens ausschlaggebend für dessen erfolgreiche Evolution waren. Schließlich leben Menschenaffen in Horden und Sippen, in denen Ansätze von sozialem Verhalten zu beobachten sind und aus denen sich im Laufe der Evolution vermutlich anthropologische Gemeinschaften entwickelt haben. Aus dem Gemeinschaftskern der fürsorglichen und im Laufe der Evolution kommunikativ immer anspruchsvoller werdenden Mutter-Kind-Beziehung haben sich höchstwahrscheinlich soziale Gemeinschaften entwickelt. Menschen lebten von Anbeginn in sozialen Gemeinschaften, die als Grundlage jeder Sozialität (Grundmann 2005) und sozialen Ordnung (Coleman 1997) gesehen werden können (vgl. Kap. 3.3). Vor diesem Hintergrund wird die Frage, wann im Laufe der Menschheitsgeschichte Gemeinschaft entstand, hinfällig. Vielmehr muss gefragt werden, welche Formen von Gemeinschaften sich herausbildeten und wie diese mit sozialen, politischen, ökonomischen Formen und Interessensystemen zusammenhingen bzw. danach ausgerichtet wurden und wie daraus die heutigen Staaten und Institutionen entstanden.

Bei der Frage nach der historischen und sozialen Entwicklung von Gemeinschaft können die Forschungsergebnisse aus der *Modernen Matriarchatsforschung* (vgl. Göttner-Abendroth 1988) nicht ignoriert werden. Erstens können damit mittels einer historischen Perspektive anthropologische Grundlagen eher empirisch hergeleitet werden, als auf rein biologischer oder gar normativ-theoreti-

scher Basis, die zu leicht im herrschenden, kulturellen Paradigma gefangen bleibt. Zweitens erweitert das historisch und archäologisch Zugängliche den Forschungshorizont wenigstens tendenziell, auch wenn hier genauso die Gefahr der Missdeutung besteht. Allerdings wurden in der Matriarchatsforschung nach Göttner-Abendroth (1988) mit differenzierten, in sozialanthropologische Kontexte setzenden und Ethnozentrismus reflektierenden Methoden archäologische Forschungsergebnisse interpretiert. Die Ergebnisse fußen nicht nur auf historischen Ergebnissen, sondern auch auf ethnologisch-empirischer Feldforschung zeitgenössischer meist indigener Völker mit matriarchalen Elementen.

Es wurde die langfristige Entwicklung von menschlichen Gemeinschafts- und Gesellschaftsformen, die Geschichte und mögliche Ursachen der Entstehung von Herrschaftssystemen und Staaten beforscht. Die Matriarchatsforschung liefert also sozialanthropologisch bedeutsame historische Tatsachenbefunde für die Interpretation gegenwärtiger intentionaler Gemeinschaften, um nicht in Bezug auf patriarchale Strukturen in einer ethnozentristischen Sichtweise einer westlich-abendländischen Kulturperspektive stecken zu bleiben, aus der „die andere Lebensform“ lediglich als Protestform und Widerspruch zum Bestehenden in Relation gesetzt werden kann.

„Die Welt wieder ins Gleichgewicht bringen – das heißt, Balance finden in allen Bereichen: zwischen den Geschlechtern, zwischen den Generationen und zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Das ist wohl das wichtigste Ziel hin zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft. In den letzten Jahren hat sich eine neue Wissenschaft herausgebildet, die für diese Prozesse entscheidende Erkenntnisse zu bieten hat: die Erforschung matrilinearere, matri-fokaler und matriarchaler Gesellschaften, kurz *Moderne Matriarchatsforschung* genannt“ (Göttner-Abendroth 2006a: 9).

Dabei sind Matriarchate keineswegs nur in der Vergangenheit existent gewesen, sondern noch heute sind wenigstens Elemente davon in den meisten indigenen Völkern zu beobachten (vgl. Göttner-Abendroth 1988 u. 2006).

Als Grundprinzipien matriarchaler Lebensformen wurden eine Ausgleichsökonomie, eine Gesellschaft, die sich als wahlverwandt betrachtet, Konsenspolitik und eine umfassende, pantheistische Spiritualität, die nicht in heilige und profane Bereiche trennt, erforscht (vgl. Göttner-Abendroth 1997: 26f). Außerdem ist die Haushaltsführung als gemeinschaftliche Wohnform von Liebesbeziehungen unabhängig, d.h. Partnerschaften (auch Ehe und Kleinfamilie) haben keine ökonomische Funktion, sondern die matrilineare Sippe ist „Wohnort“ und unmittelbare soziale Bezugsgruppe (ebd.).

Die Entstehung des Patriarchats ist bisher nicht sicher geklärt. Sie wird etwa im Zeitraum zwischen 3.100 bis 600 v. Chr. vermutet (Meier-Seethaler 1996: 59; Lerner 1986). Allerdings konnten historische Veränderungen wie die neolithische Revolution, Sesshaftigkeit und Ackerbau nicht als Ursachen ermittelt werden, da es heute matriarchale Gesellschaften gibt, die Ackerbau betreiben. Als Grund werden daher umwälzende Umweltveränderungen von relativ fruchtbaren Bedingungen zu Wüsten um ca. 4.000 bis 3.500 v. Chr. vermutet (DeMeo 2006). Diese traumatischen Erlebnisse könnten zur Zerrüttung sozialer Bindungsgefüge und im Zuge von notwendigen „katastrophischen“ Wanderungsbewegungen zu Führerstrukturen geführt haben (ebd.). Die Plünderung und der Überfall von Gemeinschaften, die in fruchtbareren Regionen lebten, war der Beginn von Gewalt und Unterdrückung. Der Entwicklungsprozess von Herrschaft und hierarchischen Strukturen bis zu patriarchalen Staaten war langwierig und erfolgte mittels Gewalt. Durch historisches Nachverfolgen lässt sich die Entstehung zahlreicher Herrschaftssysteme wie die Knechtschaft aus der gewaltsamen, patriarchalen Überformung ehemals matriarchaler Strukturen herleiten (vgl. Göttner-Abendroth 1997).

Außerdem lässt sich historisch und anhand aktueller ethnologischer Forschung die herrschaftsfreie, akephale Organisationsstruktur von Wilderbeutergesellschaften auch noch nach Sesshaftwerdung und Ackerbaukultur nachverfolgen (vgl. Sigrist 1997). „Herrschaft ist hingegen ein menscheitsgeschichtlich spätes Resultat gesellschaftlicher Differenzierung und bei weitem nicht weltweit kulturell verankert“ (Sigrist 1997: 120). So genannte segmentäre Gesellschaften können ohne Zentralinstanz, aber mit komplexen Informationsformen funktionsfähige Großgebilde bis zu 700.000 Menschen (westafrikanische Tiv) tragen. Die Produktionsweise der „horizontalen Subsistenzökonomie“ ist auf das Erzeugen von Gebrauchswerten ausgerichtet und erlaubt eine hohe demographische Dichte (ebd.; vgl. auch Bennholt-Thomsen et al. 1997).

Die Untersuchungsergebnisse der Modernen Matriarchatsforschung müssten die theoretischen Überlegungen über die Entstehung sozialer Regelungsstrukturen und Vergemeinschaftungsprozesse in umfassendere historische und anthropologische Zusammenhänge stellen können. Der Zusammenhang zwischen der historischen Überformung matriarchaler Sozialsysteme zu patriarchalen Herrschaftssystemen und die Entstehung gesellschaftlicher Strukturen aus gemeinschaftlichen Bindungen ist unverkennbar. Es wäre zu diskutieren, inwieweit die Ergebnisse über die Überformung von gemeinschaftlichen (matriarchalen) Strukturen durch gewaltsame Herrschaft mit der Theorie von Gemeinschaft und Gesellschaft nach Ferdinand Tönnies (1963) und den Vergesellschaftungstendenzen, denen Gemeinschaften in modernen Gesellschaften unterliegen (Weber 1964; für die Kibbuzbewegung Cohen 1982), zusammenhängt. Ansätze in diese Richtung, wenn auch nicht explizit so benannt, finden sich bei Sigrist (1995; 1997). Zeitgenössische Gesellschaftsanalysen wie z.B. die Kolonialisierung der Lebenswelt nach Jürgen Habermas beschreiben einerseits die Abhängigkeit der ausdifferenzierten und institutionalisierten Systemwelt von den (gemeinschaftlichen) Lebenswelten und andererseits die Kolonialisierung jener Lebensweltbereiche, die sich durch kommunikatives Handeln konstituieren (Habermas 1982).

Die Frage, warum sich Gewalt strukturell so fundamental etablieren konnte und welche anderen Evolutionsvorteile sich daraus ergeben konnten, ist bisher offen. Bezüglich der Frage, wie heute die Transformation zu einer nachhaltigen Lebensweise führen kann, sind die Ergebnisse aus der Modernen Matriarchatsforschung zweifelsohne von Bedeutung.

Für die in der vorliegenden Forschungsarbeit untersuchten intentionalen Gemeinschaften ist der Bezug zur Matriarchatsforschung aus zweierlei Gründen relevant. Erstens beziehen sich einige Projekte und die Forscherin Heide Göttner-Abendroth explizit auf den Zusammenhang⁸² und zweitens könnten dadurch weitere Beweggründe für das Entstehen intentionaler Gemeinschaften in modernen Gesellschaften erschlossen werden. Vielleicht sind sie ein Indiz, dass in Gesellschaften, die individuelle Selbstentfaltung ermöglichen und nicht über restriktive Herrschaftsstrukturen und soziale Normen verfügen, also Raum für die Gestaltung von Sozialstrukturen „von unten“ bieten, sich wieder eine von unten gewachsene soziale Ordnung herausbildet. Diese ist dann nicht das überformte Resultat von – eventuell gewaltbasierten – formalisierten Ordnungen und Hierarchien, sondern aus der direkten Interaktion als „Soziale Gemeinschaft“ gewachsen.

Die Forschungen zu matriarchalen Gesellschaften ergaben, dass ein stabiles Sozialgefüge, auf gemeinschaftlichen und sozialökologischen Prinzipien beruhend, nachhaltig und stabil ist und nur durch Gewalt von außen umgestürzt werden konnte (vgl. Göttner-Abendroth 2006a).

⁸² Zudem berufen sich zwei der Untersuchungsprojekte direkt auf matriarchale Lebensformen und die Forschung darüber (GEM B und C) vgl. auch Göttner-Abendroth 2002.

9.1.2 Mikrosoziale Raumgestaltung von unten

Durch die empirischen Untersuchungen wurden parallele Entwicklungstendenzen von Vergemeinschaftungsprozessen beobachtet. Alle Projekte starteten explizit mit Visionen und ausformulierten Ideen für eine bewusste Gemeinschaftsbildung, die sich auf zahlreiche, aber verschiedene Bereiche bezog wie die Ökonomie, eine ökologische Lebensweise oder soziale Beziehungen. Eine „Vergemeinschaftung“ dieser Bereiche ist nicht mit einer Vereinheitlichung oder reinen Kollektivierung gleichzusetzen. Vielmehr handelt es sich um frei gewählte, bewusste und gezielt gestaltbare Austauschprozesse. Je bewusster „Gemeinschaft“ von einer Gruppe thematisiert wird, umso stärker ist der Wunsch danach, also nach Verbindung und Austausch in den genannten Bereichen. Insofern weisen die Untersuchungsprojekte keine einheitlichen Kollektive auf, sondern eher ein heterogenes Netz, in dem die Verbindung vielfältiger Aspekte mit der Motivation win-win-Austauschsituationen zu schaffen bewusst gestaltet wird. Bis dorthin haben die Untersuchungsgemeinschaften verschiedene Prozesse durchlaufen, die folgendermaßen beobachtet wurden:

- In der ersten Phase wird das Projekt *geistig geplant und vorbereitet*. Prozesse der Verständigung und Einigung führen zur Bildung und Ausformulierung der Intentionen und Ziele. Es ist ein Prozess der Visionsuche und des Zusammenfindens.
- In der zweiten Phase findet eine *Realisierung* statt, die durch Suche oder Aufbau und das Wachsen in einen stabilisierenden Alltag gekennzeichnet ist – zwischen der angestrebten Utopie und den Anforderungen der Realität. Entsprechend des räumlichen Zusammenfindens bilden sich auf der sozialen Ebene Vergemeinschaftungsprozesse. Diese Phase ist durch Dynamik, Experimentieren mit Konzepten und dem Umsetzen der Ideale geprägt.
- In der dritten Phase finden *Ausdifferenzierungsprozesse des Kollektivs* statt. Wie diese sich gestalten, wie stabil das Projekt sich entwickelt und wie viel Vergemeinschaftung weiterhin gelebt wird, wie viel formalisiert geregelt und individualisiert wird (also das Verhältnis von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung), hängt von mehreren Faktoren ab. Neben der Intention ist auch die Spanne zwischen Vision und Realität als ausschlaggebend zu nennen. In Anlehnung an die theoretischen Ausführungen in Kapitel 3.3.3 kann die Tendenz zur Vergesellschaftung bestätigt werden. Trotzdem sind die Untersuchungsprojekte erstens weiterhin durch starke gemeinschaftliche Identifikation, persönliche Interaktion und Kommunikation gekennzeichnet. Zweitens werden zudem Räume geschaffen und Methoden (wie das soziale Forum) praktiziert oder entwickelt, die weiterhin zur Vergemeinschaftung beitragen und eine Gemeinschaftskultur aufrechterhalten, die zur Stabilität und zum Zusammenhalt des Projekts beiträgt.

Die Untersuchungsprojekte als sozial-ökologische Transformationsexperimente gehen damit durch einen Manifestationsprozess ihrer Ziele, der sich auch in einer „mikrosozialen Raumgestaltung von unten“ vollzieht (vgl. Grundmann/Kunze 2008). Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass mikrosoziale Gestaltung tendenziell sozialökologisch und daher in vielen Bereichen auch ökologisch ist. Diese Potentiale nachhaltiger Gestaltung können aufgrund von Handlungsbarrieren auf makropolitischen und makroökonomischen Strukturen nicht zur Entfaltung kommen. Damit kann bestätigt werden, dass der Haupthinderungsgrund zur Ratifizierung von Nachhaltigkeit in der sozialen Dimension zu verorten ist und bei mangelnden Anreizen und fehlenden realistischen Wegen der Umsetzung aufgrund von Partikularinteressen und Machtstrukturen liegt (Kaltenborn 1997).

Das beschriebene *spacing* als Raumgestaltung durch bewusstes Handeln „von unten“ (vgl. Kap. 3.4.1) erforderte in den untersuchten, mit rechtlich legalen Methoden arbeitenden Projekten mitunter jahrelange Aneignungsprozesse. Gutdünken oder das Nutzen von Ermessensspielräumen durch Beamte, ökologisch kontraproduktive Baurichtlinien oder aber die Förderung für nachhaltige Siedlungsplanung haben den Freiraum beschnitten oder erweitert. An den Planungs- und Erfahrungsprozessen der Projekte scheint eine – was soziale Nachhaltigkeit betrifft – widersprüchliche Politik zum Vorschein zu kommen. Die Gemeinschaftsprojekte haben in einigen Fällen Lernprozesse bei Behörden ausgelöst, auf mikrosoziale Raumgestaltung von unten zu vertrauen.

Die Besiedlungsstrategien sozialökologischer Gemeinschaften zeichnen sich durch soziale oder ökologische Aufwertung des Geländes aus. Es wurden Industriebrachen wieder belebt, Wüstfällungen renoviert oder durch Monokultur ökologisch wertlose Gelände renaturiert. Vor diesem Hintergrund kann eindeutig von einer Aufwertung des Raumes durch alle Untersuchungsprojekte im Sinne einer *Transformation desolater Flächen* gesprochen werden. Das Besondere daran ist, dass die Aspekte menschlicher Besiedlung und ökologischer Aufwertung miteinander einhergehen, die üblicherweise eher im Widerspruch zueinander stehen. Indem gezielt naturnahes und gemeinschaftlich Ressourcen und Platz sparendes Wohnen geplant wurde, wird das Dorf- oder Gemeinschaftsgelände zu einer Art Biotop, in dem Menschen aber nicht als Störfaktor auftreten, sondern als ein integrierendes Element ihren Platz suchen und immer wieder neu mit der natürlichen Umgebung austarieren. Insofern könnte die nachhaltige, sozial-ökologische Siedlungsstrategie der Projekte als „renaturierende Urbarmachung“ bezeichnet werden.

9.1.3 *Stabilität und Entwicklungsfähigkeit*

Anhand der Chronologie der Eurotopia-Verzeichnisse (vgl. Dierschke/Drucks/Kunze 2006: 105f) wird eine hohe Fluktuationsrate von Gemeinschaftsprojekten sichtbar. Die Gründungszahlen sind hoch, aber ein signifikanter Anteil (ca. 50%) besteht nicht lange oder kommt nicht über die Gründungsphase hinaus.⁸³ Die Ursachen dafür scheinen – bezogen auf Deutschland – zum einen in den hohen rechtlich-planerischen, finanziellen Herausforderungen, wie Planungskompetenzen, hohe Grundstücks- und Immobilienpreise oder fehlende geeignete, attraktive Rechtsformen, zu bestehen. Zum anderen scheitern die Projekte überwiegend an sozialen Konflikten. Die Entwicklung eines Gemeinschaftsgebildes basiert maßgeblich – wie nun im Rahmen dieser Untersuchung immer deutlicher wird – auf der Entwicklung individueller, vor allem sozialpsychologischer, zu erlernenden Fähigkeiten. Dies wird in den nächsten Kapiteln ausgeführt.

Die Mitglieder selbst sagen, dass Dynamiken von Individualisierung offenbar auch verstärkt in alternative Milieus wie die Ökologiebewegung Einzug gehalten haben.

„Die Leute sind heute anders geprägt als früher. In den Achtzigern war es einfacher, sozialistisch mit einer harten Struktur anzufangen, heute nehmen individuelle Ansprüche viel mehr Raum ein. Es ist schwer möglich heute, Verbindlichkeiten einzufordern und eine gemeinsame Struktur aufzubauen. Es wird auf Eigenverantwortlichkeit gesetzt, alle können machen, was sie wollen, es ist schwer, ein Projekt gemeinsam zu planen“ (GEM D D4).

⁸³ Nur ein geringer Prozentsatz der gegründeten intentionalen Gemeinschaften hat eine längere Lebensdauer, ohne zu zerbrechen oder zu vergesellschaften. Das ergab eine Analyse der Eurotopia-Verzeichnisse von 1998, 2000 und 2004 (vgl. Kunze 2003; Dierschke/Drucks/Kunze 2006).

Dass Individualisierung aber keinesfalls im Gegensatz zu Vergemeinschaftung steht, wurde auch in den Untersuchungsprojekten sichtbar. Mit der Individualisierung und deren Veränderung scheinen sich jedoch auch die Vergemeinschaftungsprozesse zu verändern. Vergemeinschaftung bezieht sich nicht mehr nur auf das Kollektivieren von Gütern und das gemeinsame Verbringen von Arbeits und Freizeit und der damit verbundenen Interaktion und Kommunikation. Die Entwicklungsgeschichten der Projekte haben gezeigt, dass sich ihre Vergemeinschaftungsprozesse immer mehr als individuell-geistige Wahrnehmungsprozesse abspielen. Dabei vollziehen sie sich als *Harmonisierungsprozesse* zwischen Einzelindividuen, von denen jeder erstens sich selbst in kontinuierlicher Veränderung und Entwicklung befindet und zweitens einen Anteil zur Gestaltung der Vergemeinschaftung stellt. Dahingegen kann eine soziale Gemeinschaft nicht primär als festes, übergeordnetes, kollektives System begriffen werden, in das Individuen sich integrieren und eingliedern können müssen.

Wenn die Reproduktion festgefahrener Vorstellungen und traditioneller Normen von sozialen Ordnungsstrukturen wegfällt und Freiraum zum Experimentieren entsteht, ist die Frage, wie dieser nun gefüllt wird. Die Erfahrungen in den Projekten haben gezeigt, dass entsprechend der Transformation der äußeren Regelungsstrukturen auch eine Transformation der inneren Muster erfolgen muss, also eine Reflexion und Bearbeitung von individuellen Denkstrukturen, Emotionalitäten und Verhaltensmustern.

Dass dies ein zentrales Element für die Stabilität der Gemeinschaften ist, zeigt der Umstand, dass die Hauptgründe, an denen Gemeinschaftsprojekte zerbrechen, von den Beteiligten in zwischenmenschlichen Konflikten gesehen werden, die sich nicht an konkreten materiellen oder äußeren Gründen festmachen lassen (vgl. u.a. Bensmann et al. 1996; Christian 2003).

Allerdings kann es letztlich bei sozial-nachhaltigen Prinzipien nicht primär um die Stabilität einzelner partikularer mesosozialer Systeme wie einzelner Gemeinschaftsprojekte gehen, sondern auch um individuelle Entwicklungsverläufe und natürliche Umwelten und Ressourcen. Im Gegenteil kann festgehalten werden, dass das Aufrechterhalten partikularistischer Gemeinschaften gerade eine Ursache für nicht-nachhaltige Sozialformationen darstellt. Dazu gehört die Kleinfamilie, die etwa seit der industriellen Revolution gleichzeitig mit separater Haushaltsführung und geschlechtsspezifischer Rollenverteilung verbunden ist sowie solche traditionellen Familien- und Gemeinschaftsverbände, die sich um das Aufrechterhalten patriarchaler Machtstrukturen gruppieren und nachweislich zu Repression, Naturausbeutung, Umweltproblemen und ineffektiven Formen der Reproduktion führten (Göttner-Abendroth 1988; Werlhof 2006; Biesecker et al. 2006).

Daher sollten die *sozial-nachhaltigen Prinzipien* im Sinne eines integrativen Nachhaltigkeitskonzepts (vgl. Kopfmüller et al. 2001) als Prinzipien angelegt sein, die sich *auch* auf die natürlichen Tragfähigkeitsgrenzen, d.h. die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit beziehen. Diese Prinzipien sind also nicht nur auf eine reine *soziale Nachhaltigkeit* im Sinne von verlässlichen Beziehungsstrukturen bezogen. Unter Umständen können soziale Dynamiken und Wanderungsbewegungen, welche die Beziehungsstrukturen auflösen, von einer umfassenderen Warte aus nachhaltiger sein, als die Aufrechterhaltung bestehender sozialer Gebilde, wenn die Individuen beispielsweise in andere Kontexte und soziale Zusammenhänge übergehen, die eine übermäßige Steigerung verschiedener Prinzipien versprechen.

9.1.4 Individuum-Kollektiv-Balance: Freiheit und sowie durch soziale Gemeinschaft

Aus den empirischen Untersuchungen lassen sich mehrere Aspekte und Praktiken erkennen und erläutern, die die Individuum-Kollektiv-Balance unterstützen.

1. *Individuell-psychologische Kompetenzentwicklung*: Die Ergebnisse aus den Untersuchungsprojekten und die Erörterungen zu Gemeinschaft (vgl. Kap. 3.3) machen deutlich, dass die „Grenzen der Gemeinschaft“ (Plessner 2002) vor allem die Grenzen der Individuen, die die jeweilige Gemeinschaft bilden, sind. Deren Begrenzungen wechselwirken wiederum mit dem kulturellen Hintergrund (und dessen Begrenzungen), in dem sie sich bewegen. Gemeinschaft an sich hat allerdings neutral gesehen das Potential unbegrenzt zu sein und die gesamte Erde oder das Universum einzuschließen⁸⁴. Das wäre sogar die logische Konsequenz, wenn Gemeinschaft als Prinzip fortgeführt würde. Da aber Gemeinschaft im Gegensatz zu Institution, Organisation, Staat und vergesellschafteter formalen Prinzipien rein durch die Beziehungen der Mitglieder besteht, liegen die Grenzen der Gemeinschaft immer dort, wo die sozialen, kommunikativen und integrativen Fähigkeiten und Toleranzgrenzen der Mitglieder liegen.

Die von Shenker untersuchten intentionalen Gemeinschaften haben alle mit verschiedenen sozialpsychologischen Problemen zu kämpfen (Shenker 1986).

“These Problems are endemic to communal life, and the communities have never pretended or assumed that they can overcome personal problems absolutely. Yet they have had certain basic characteristics which help overcome them and they have been sufficiently conscious of them to make necessary accommodations to the individual” (Shenker 1986: 247).

Nach der Gemeinschaftsforscherin Rosabeth Kanter verbindet die Kategorie „*commitment*“ Eigeninteressen und soziale Erfordernisse.⁸⁵ Diese These kann durch die hier durchgeführten Untersuchungen bestätigt werden. Eine intentionale Gemeinschaft kann durch die ausgeführten Kriterien den Rahmen bieten, dass ein Individuum zu sozial-kooperativem und ökologisch verantwortlichem Verhalten motiviert wird und in Einklang damit seine Freiheit und Selbstentfaltung leben kann. Andersherum wird entsprechend kontraproduktives Verhalten weitgehend unterminiert, ohne den Einzelnen generell zu repressieren. Der äußere Rahmen durch soziale Verträge und Strukturen, direkte, persönliche Interaktion, Responsivität und einfühlsame, „gewaltfreie“ Kommunikation (vgl. Rosenberg 2005) stellen die eine Seite der Medaille sozialökologisch zukunftsfähiger Prinzipien dar. Die andere Seite betrifft die innere sozialpsychologische Entwicklung der Einzelnen. Diese kann durch Gemeinschaftsprozesse oder andere Wege unterstützt werden oder erfolgen, aber liegt natürlich im Ermessen des Einzelnen und kann nur Erfolge bringen, wenn dieser zur Entwicklung gewillt ist. Worin diese besteht, wird im nächsten Kapitel erläutert.

2. *Toleranz durch Flexibilität und Transparenz*: Zur Individuum-Kollektiv-Balance gehört auch die Auseinandersetzung mit den Lebensweisen der Anderen. Vor dem Hintergrund von individueller Freiheit erscheint individuelle Verantwortung für die Gemeinschaft nur an der Oberfläche als einschränkend. Denn die Verantwortungsübernahme, die sich in wertschätzender Auseinandersetzung mit dem Ziel einer kooperativen win-win-Lösung bis hin zu Arbeiten für Gemeinschaftsstrukturen äußert, ist auch im Interesse der individuellen Freiheit, weil so jeder ein Stück Einfluss auf die Gestaltung des Ganzen in seinem Sinne hat. Das geht bis in die Privatsphäre Einzelner hinein. Wenn sich Mitglieder nicht in privates Unrecht einmischen, ist dies letztlich Teil der gesamten Gemeinschaftskultur und Ausbeutung kann unter dem Schutz der Gemeinschaft stattfinden. Wenn dies dann mit Öffentlichkeitsarbeit, Forschung, wirtschaftlichen Interessen oder dergleichen

⁸⁴ In diese Richtung geht beispielsweise die Gaia-Hypothese (Lovelock 1995) oder die Tiefenökologie (vgl. Gottwald et al. 1995).

⁸⁵ Soziologisch bedeutet *commitment* die Abhängigkeit des Einzelnen von den Voraussetzungen derjenigen sozialen Beziehungen, die als selbstexpressiv erlebt werden (Kanter 1972: 66).

verbunden wird und unter dem Deckmantel von „ehrenamtlicher Arbeit“ oder „freier Liebe“ mittels der Vision der Gemeinschaft legitimiert erfolgt, wird das gesamte Projekt zum Mitläufer.

3. *Soziale Kontrolle als Werkzeug*: Traditionelle Dorf- und Familienstrukturen haben sich nicht zuletzt deshalb aufgelöst, weil die soziale Kontrolle den Freiheitsdrang der Individuen, ihren Lebensstil selbst zu wählen, eingeschränkt hat. Auf einer kulturell-geistigen Ebene ist die *soziale Kontrolle* ein Aspekt, der stark mit Freiheit in Gemeinschaft interveniert. Allerdings – und das scheint das wesentliche Kriterium der tatsächlichen Vereinbarkeit von Freiheit und Gemeinschaftlichkeit in den Untersuchungsprojekten zu sein – wurde soziale Kontrolle nicht als ein repressives Element wahrgenommen. Es wurde aber auch nicht vermieden oder abgeschafft. Sondern *soziale Kontrolle* wird mehr oder weniger sogar bewusst als konstruktives Werkzeug des Schutzes sowohl von individueller Sicherheit wie gemeinschaftlicher Stabilität eingesetzt. Es gibt graduell zwei Gründe, warum die Kontrolle nicht repressiv wirkt: Erstens bezieht sich die soziale Kontrolle auf eine Norm, die alle größtenteils intrinsisch teilen: nämlich die Intention des Projekts sowie ethische Menschenrechte etc. Da sich die Mitglieder auf den Rahmen geeinigt haben, der ihnen passt bzw. nur entsprechende Interessenten einsteigen, fühlt sich niemand bedrängt. Man hat sich über den Lebensstil durch die Intention soweit geeinigt. Allerdings trifft nun zweitens für die Untersuchungsprojekte noch ein Punkt zu. Da diese als Projekte mit nachhaltiger Intention und auch bewusst die individuelle Freiheit betonen, gibt es kaum Normen und Tabus im Lebensstil, außer den ethischen Grundsätzen, Menschenrechten, rechtsstaatlichen Verordnungen und ggf. dem ökologischen Lebensstil, der auch am ehesten zum Konfliktpunkt wird.

Es zeigt sich, dass soziale Kontrolle zum Instrument der Bewahrung von Menschenrechten, wie Schutz vor sexuellem Missbrauch in der Familie, werden kann. Mit einer ökologischen Intention kann es zur Unterstützung des Umsetzens einer ökologischen Lebensweise werden.

Soziale Kontrolle scheint sich den Beobachtungen zufolge proportional zum Grad der Vergemeinschaftung zu verhalten. Je anonymere und vergesellschafteter ein soziales Gebilde, desto weniger Transparenz und soziale Kontrolle ist auf der persönlichen Ebene möglich. Wenn in einer anonymisierten Gesellschaft soziale Kontrolle stattfindet, dann ist sie einseitig und undemokratisch in Form von Überwachung. Dass die soziale Kontrolle im Rahmen bleibt und sich nicht gegen Menschen in ihrer Freiheit richtet, hängt vor allem von der Gründungsintention des sozialen Gebildes oder der Gemeinschaft ab, also deren Wertschätzung für individuelle Freiheit und Entfaltung und der Responsivität der Grundidee auf die Entwicklungen der Mitglieder. Insofern könnte eine stärkere Vergemeinschaftung, in der jeder integriert ist, auch vor anonymere „Überwachung“ und ihren Folgen schützen – wenn die persönlichen, gemeinschaftlichen Strukturen dominanter als die anonyme Gesellschaft sind.

9.1.5 *Sozialpsychologische Entwicklung von Gemeinschaftsfähigkeit*

Nach Weber werden Vergemeinschaftungsmotive als „affektiv“ beschrieben, aus „dumpher Halbbewusstheit oder Unbewusstheit eines gemeinten Sinns, den der Handelnde mehr fühlt als klar bewusst vor Augen hat“ (Giesing 2002: 48). Dies ist angesichts der reflexiven Vergemeinschaftung auch auf emotionaler Ebene in sozialökologischen intentionalen Gemeinschaften so nicht aufrechtzuerhalten. Vergemeinschaftung kann auch bewusst erfolgen, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit bewusst gesucht, erlernt und kultiviert wird.

Der sozialpsychologische Ansatz nach Morgan Scott Peck (2005) zeigt, wie Vergemeinschaftung ausgehend von anderen sozialen Gruppen jeder Art initiiert und herbeigeführt werden kann. Von den hier empirisch erforschten Praktiken wie konsensorientierte Kommunikation und soziale Kompe-

tenzerweiterung (vgl. Kap. zuvor) ausgehend, liefert er wichtige Anhaltspunkte zur Systematisierung von Vergemeinschaftungsprozessen und Entwicklungsrichtungen für sozial-nachhaltiges Transformationswissen. Peck formuliert Entwicklungsstufen, die sowohl für den individuellen Bewusstseinszustand als auch den des „Gruppenklimas“ oder der Gruppenkultur zur Geltung kommen. Nach Peck kann das Entstehen von Gemeinschaft (*Gemeinschaftsbildung*) entweder zufällig und unbewusst oder bewusst geplant sein. Zufällig entstehen Gemeinschaften oft durch unmittelbare Bedürfnisse wie familiäre, emotionale oder freundschaftliche Gefühle und daraus entstehende konstante Bezugsgruppen. Durch Krisensituationen wie Naturkatastrophen oder Wirtschaftskrisen kann gemeinschaftliche – im Sinne von selbstloser – Unterstützung sehr plötzlich entstehen und ebenso schnell wieder vergehen (Peck 2005: 77ff)⁸⁶. Echte Gemeinschaft kann sich nach Peck (2005) bewusst geplant in einem durch Moderation unterstützten Erfahrungs- und Entwicklungsprozess, an dem sich alle Mitglieder gemeinsam beteiligen, entwickeln. An diesem Entwicklungsprozess werden auch die Merkmalsbeschreibungen von Pecks „true community“ deutlicher (vgl. Kap. 3.3.4). Aufgrund der Moderationserfahrung in zahlreichen Gruppenprozessen nennt er vier Stadien, die von Gruppen meistens durchlaufen werden:

1. *Pseudocommunity*: Wenn eine Gruppe zusammenkommt, wird durch Höflichkeit und Respekt bis hin zu Konfliktvermeidungsstrategien versucht, Gemeinschaft zu schaffen. Individuelle Differenzen werden ignoriert und umgangen, es werden eher unpersönliche generelle Gespräche geführt, allgemeine, ungeschriebene Gesetze bestimmen (unbewusst) die Zugehörigkeit zur Gruppe. Viele Gruppen kommen nicht über dieses Stadium hinaus. Wenn jedoch Individualität geäußert werden kann und die Mitglieder sich offen ausdrücken und zeigen, kommen Unterschiede, Missverständnisse und Konflikte an die Oberfläche und schaffen Chaos.
2. *Chaos*: Um die entstandenen Probleme zu lösen, versuchen die Mitglieder sich mittels Überzeugung oder Hilfeleistungen gegenseitig zu ändern, um die anderen an sich, die eigenen Ideen und Verhaltensweisen anzupassen. Es werden Konflikte und Kämpfe ausgetragen ohne Aussicht auf Erfolg. In diesem Stadium kann die Gruppe zerbrechen oder auf zwei Arten weiter bestehen: Erstens kann eine Form der Organisation als Normen und Verhaltensweisen oder eine autoritäre Führungsperson das Chaos beseitigen und von außen oder oben eine Ordnung schaffen. Damit hat sich eine Institutionalisierung oder Vergesellschaftung (vgl. Kap. 3.3.3) aus dem Vergemeinschaftungsprozess ergeben und es besteht keine Gemeinschaft mehr. Zweitens: Wenn die Gruppe das Bedürfnis nach Organisation und Führung zurückstellt und einen pluralistischen Hintergrund, der zu innerer und individueller Motivation führt, entwickelt, müssen sich die Mitglieder der „Leere“ stellen:
3. *Emptiness (Leere)*: Im Gegensatz zu einer Orientierung an einer Ordnung von außen oder oben, müssen sich hierbei die Mitglieder ihrem eigenen inneren Chaos stellen. Konfrontiert durch die Gruppenkonflikte und den Spiegel der anderen sind sie auf eine Reflexion ihrer Erwartungen, Vorurteile, Ideologien, Überzeugungsdränge und Kontrollbedürfnisse zurückgeworfen (vgl. ausführlicher Peck 2005: 94-103). Diese Phase erfordert eine tiefe Umwandlung der eigenen Persönlichkeit und ist deshalb sehr schwer und schmerzhaft. In der Gruppe kommen die eigenen Zerwürfnisse und Probleme an die Oberfläche und werden geäußert. Daraus entwickelt sich wiederum Mitgefühl für die Fehler der Anderen und das Vertrauen in der Gruppe wächst. In der Phase der Leere finden tiefe Umwandlungen statt, die als

⁸⁶ Ein Beispiel sind die Hilfsunterstützungen bei der Tsunamikatastrophe in Fernost im Dezember 2004.

„Sterben“ sowohl einzelner als auch der Gemeinschaft empfunden werden können. Erst wenn die Gruppe erfolgreich durch die Phase der Leere gegangen ist ohne zu zerbrechen, kann sie zur „true community“ werden. Im Wesentlichen ist diese Phase der Übergang vom „harten“ zum „weichen“ Individualismus und damit auf Gemeinschaftsebene von Chaos zu „true community“.

4. (*true*) *Community*: Wenn die Prozesse der Umwandlung abgeschlossen sind, tritt die Gruppe in eine friedliche Atmosphäre der Wertschätzung, der Aufmerksamkeit füreinander und des einfühlsamen Zuhörens. Die Mitglieder sprechen tief aus sich selbst in Form von Ich-Aussagen. Die Phasen des Schweigens nach jedem statement werden nicht als unangenehm empfunden. Leitung oder Regeln sind meist nicht nötig. Durch die entwickelte Achtsamkeit, den Respekt und die daraus folgende Kommunikation, entsteht ein vergemeinschaftetes Miteinander, das von allen Mitgliedern getragen wird und daher keiner externen Regelung bedarf („a community is a group of all leaders“ vgl. Kap. 3.3.4).

Dieser Entwicklungsprozess muss nicht linear sein, und Gruppen können immer wieder die vier Zustände durchlaufen, wobei es verschiedene Auslöser für einen Übergang geben kann. Pecks empirisch hergeleitetes Modell zeigt wesentliche Parallelen mit den Beobachtungen in den Untersuchungsprojekten (vgl. Kap. 7.4.2).

Darüber hinaus beschreibt Peck mehrere Merkmale und Eigenschaften zur Entwicklung und Erhaltung „echter Gemeinschaft“ sowie Hinderungsgründe und Ausweichstrategien (Peck 2005). Wesentliche Hinderungsgründe sind das Verfallen in alte Denkweisen und Verhaltensmuster. Es gelte zu erkennen, ob es angemessener ist, eine schlecht laufende Gemeinschaft aufzulösen oder neu zu beleben. Die Themen und Bereiche, in denen Spannungen am ehesten auftreten, wären: Größe, Struktur, Autorität, Inklusivität, Intensität, Verbindlichkeit, Individualität, Zweckbestimmung und Rituale (vgl. Peck 2005: 136f).

Die von Peck entwickelten sozialpsychologischen Merkmale von Gemeinschaft sind rein induktiv aus der Empirie abgeleitet. Über die Intentionen und Zwecke von Menschen bewusst Gemeinschaft zu suchen und erfahren zu wollen, die einen wesentlichen Einfluss auf die Eintrittswilligkeit haben, sagt Peck nichts Konkretes aus.

Es lässt sich interpretieren, dass die von Peck im „community building design“ entwickelten Phasen der Gemeinschaftsentwicklung von kulturellen und gesellschaftlichen Umständen abhängig sind, in denen die Mitglieder vorher sozialisiert wurden. Dies ist in diesem Falle die US-amerikanische, abendländische individualisierte Gesellschaft eines „rugged individualism“, der durch egoistische Denk- und Verhaltensweisen Gemeinschaft zerstört hat (Peck 2005: 53-58). Dadurch scheint erst eine bewusste Rückführung zu „true community“ erforderlich und ist auch im Kontext der Untersuchungsprojekte lebendig zu beobachten.

Aus Pecks Untersuchungen lässt sich hier folgern, dass ein Schlüsselpunkt zur Entstehung nachhaltiger, sozialökologischer Gemeinschaften in der Transformation durch die individuell initiierte „selbstreflexive Integration“ am Konfliktpunkt sozialer Gebilde liegt, dem Übergang von „Chaos“ zu „Emptiness“. Hier beweisen die trainings und empirischen Erfahrungen von Peck, die als *soziale Gemeinschaftsexperimente* bezeichnet werden können, dass und wie die Tendenz zu Vergesellschaftungs- und Institutionalisierungsprozessen (vgl. Kap. 3.3.3) offenbar durch sozial-psychologische Kompetenzentwicklung auf individueller Ebene durchbrochen werden kann.

9.2 Entwicklung der Denkstrukturen für (sozial-)ökologisches Verhalten

Die in den meisten Projekten betonte Wichtigkeit von „Bewusstseinsarbeit“ und „Arbeit an sich selbst“, um sozial-nachhaltige Prinzipien umzusetzen, findet ihr Pendant beispielsweise in der psychologisch-ökologischen Bewusstseinsforschung.

Der folgende Ansatz bezieht sich auf psychologische Aspekte von individuellen, intrinsischen Handlungshintergründen und trifft Aussagen über die Entwicklung von ökologischem Verantwortungsbewusstsein (Hoff 1999). Bestandteile von Verantwortungsbewusstsein sind dabei Denken/Strukturwissen, Kontrollvorstellungen und Moralvorstellungen (vgl. Tab. 8).

Hoff verweist, dass die Gründe, wann und wie es zu Entwicklung⁸⁷ kommt, bisher nur ansatzmäßig beantwortet werden können. Die ersten Entwicklungsstufen im ökologischen Bewusstsein (vgl. Tab. 8) sind dabei „verkürzte Rekonstruktionen eigentlich komplexerer Realitäten“ (Hoff 1999: 251). Der Entwicklungsprozess ist aus konstruktivistischer Perspektive ein Prozess kognitiver Problemverarbeitung. Der Ausgangspunkt läge dabei in einer „Sozialisation als permanenter reziproker Interaktion von inneren und äußeren Strukturen und Prozessen“ (Hoff 1999: 251). Dabei handelt es sich genau um die hier untersuchten, sich durch wechselseitige Bezugnahme und dichte, reflektierende Kommunikation auszeichnenden Vergemeinschaftungsprozesse. Sie bilden demnach deshalb ein Feld, in dem die Entwicklung zu ökologischem Verantwortungsbewusstsein gefördert wird.

Tab. 8: Über die Entwicklung von ökologischem Verantwortungsbewusstsein (nach Hoff 1999); (Skizze: Iris Kunze).

Entwicklungsstufen	Denken/ Strukturwissen Problemsicht, Problemverarbeitung	Kontrollvorstellungen (Sicht der) Einflussmöglichkeiten für Problemlösungen	Moralvorstellungen Moralische Verpflichtung für Problemlösungen	<i>Entwicklung für alle drei Wissensarten:</i>
1	Konkretistisch Probleme werden als Tatsache hingenommen, kein Erklärungsversuch	Indifferent Negation oder Geringbewertung eigener Einflussmöglichkeiten	Egozentrisch An eigenen Interessen orientiert	Entwicklung von: - einfacher, isolierter Wahrnehmung - über atomistisch, lineare Zusammenhänge - zu komplexer, systemischer, dynamischer Wahrnehmung. → <i>Wahrnehmungs- und Bewusstseinsweiterung und -verfeinerung</i>
2	Mechanistisch Monokausale, verallgemeinernde Verknüpfungen, denken in linearen Wechselwirkungen	Deterministisch Individuell isoliert und monokausale Denkfiguren	Soziozentrisch Unterordnung unter Normen bis Betonung der gemeinsamen Interessen	
3	Systemisch Systemisch vernetztes Denken in Wechselwirkungen, Kreisläufen und Systemen	Interaktionistisch Eigenes Handeln wird als Prozess einer Wechselwirkung von internen und externen Faktoren begriffen. Person ist Einfluss nehmend und beeinflusst zugleich	Systemisch Berücksichtigung konträrer Interessen und Prinzipien für die Menschheit auch in Zukunft	

⁸⁷ Allerdings kann der Entwicklungsstand in den drei Bereichen verschieden sein. Beispielsweise kann ein Biologe eine systemische Denkfähigkeit haben, aber im Bereich der Moralvorstellungen auf egozentrischem Niveau harren (Hoff 1999).

Zur Entwicklung von Moralbewusstsein verweist Hoff auf die Kontextbedingungen für Sozialisationsprozesse nach Lempert (1988):

- a. stabile emotionale Zuwendung und soziale Anerkennung
- b. offene Konfrontation mit sozialen Problemen und Konflikten
- c. Chance zur Teilnahme an Kommunikationsprozessen
- d. Möglichkeit der Mitwirkung an kooperativen Entscheidungen
- e. Verantwortung für die Gestaltung des eigenen Lebens sowie für andere Personen.

In den Untersuchungsprojekten konnten diese aus individueller Perspektive ermittelten Kontextbedingungen für (sozialökologisches) Moralbewusstsein bestätigt werden, die sich aus der Sicht von sozialen Gebilden im „set in progress“ in Form von pluralistischer, vergemeinschafteter, auf direkter Kommunikation beruhender Kultur wieder finden.

Diese Hinweise, die Ergebnisse aus den Untersuchungsprojekten und die theoretisch hergeleiteten Prinzipien verweisen auf die Relevanz von Vergemeinschaftungsprozessen für sozial-nachhaltiges Verhalten.

10. Ableitungen für die Konzeption von Nachhaltigkeit

Im vorherigen Kapitel wurden Ursachenkontexte um sozial-nachhaltige Vergemeinschaftungsprozesse mit Hilfe von Befunden und theoretischen Modellen erörtert. Diese werden jetzt zusammen- und weitergeführt und münden in einer durch die Forschungen erweiterten Konzeption von nachhaltiger Entwicklung schwerpunktmäßig für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit.

Zunächst wird ein allgemeines und ideales sozialökologisches Transformationsexperiment modelliert. Es beschreibt die ermittelten tiefer liegenden Aspekte, Gefahren und Möglichkeiten auf dem Weg zu einem sozial-nachhaltigen Gebilde. Dann werden weiterentwickelte Konzepte und Modelle für nachhaltige Entwicklung eingeschlagen.

10.1 Sozial-ökologische Transformationsexperimente

*"The world is not an unhappy accident.
It is a marvel moving towards its expression."
Sri Aurobindo ⁸⁸*

10.1.1 Als konkrete Projekte

Damit ein soziales Gebilde allgemein (und speziell eine intentionale Gemeinschaft) ein sozialökologisches Transformationsexperiment ist, muss sie mehrere Faktoren erfüllen. Erster meist vorhandener förderlicher Ansatz ist der Wille und die Bereitschaft, dass Menschen zusammenkommen, um sich auf einen bewussten Aufbau- und Entwicklungsprozess für möglichst viele Bereiche des Daseins einzulassen. Ist ein gewisses stabiles Projekt mit Elementen der Selbstorganisation und Selbststeuerung entstanden, muss zweitens der Kontakt zu gesellschaftlichen Problemlagen gehalten werden, sei es über wirtschaftliche oder politische Verbindungen, durch die immer wieder Werte oder Strukturen des Projekts nach außen getragen werden, oder z.B. über Mitgliederfluktuation. Je mehr Schnittpunkte das Projekt mit den „Umwelten“ hat, desto umfassender kann das Experiment stattfinden.

Zweitens erfordert das Experimentieren eine Bereitschaft der Mitglieder, immer wieder das eigene Leben, was ja Teil des Experiments ist, zu hinterfragen und Grenzen zu überwinden. Wenn eine intentionale Gemeinschaft ihre Lebensweisen und Strukturen für ideal hält und sich „am Ziel der Suche“ angekommen fühlt, kann sie weiterhin Modell für die Gesellschaft sein und das Erarbeitete vermitteln. Sie ist dann immer noch ein Transformationsexperiment, aber ein eingefrorenes. Sie erkundet nicht mehr neues Terrain, sondern vermittelt noch so lange wie ihre Errungenschaften Relevanz in der Gesellschaft erwirken, ansonsten ist sie „nur“ noch ein Gemeinschaftsprojekt, das an sich ein wichtiges Lernmodell sein kann. Sie ist aber dann als partikularistisches Subkulturgebilde in einem Seitenarm von möglichen Evolutionswegen sozialer Gebilde als Nebenzweig liegen geblieben.

Um langfristig ein Transformationsexperiment zu bleiben, das immer wieder aktuelle Entwicklungsfragen und -erfordernisse am Zeitgeist aufzuspüren vermag, erfordert es einer kontinuierlichen Entwicklung, die permanent zur Veränderung bereit ist, aber nicht notwendig permanent in Veränderung sein muss.

⁸⁸ In: Film: Towards a sustainable future: Auroville. 36 years of research. Auroville, 2004.

Projekte mit weit reichenden Zielsetzungen einer nachhaltigen Lebensweise, die umsetzungsorientiert verfolgt werden, gehen meist durch schwierige Planungsphasen. Wenn diese in erfolgreich umgesetzten Projekten und einer kontinuierlichen Weiterentwicklung münden, „schulen“ diese Prozesse ein hoch motiviertes, durch demokratische Verhandlungsprozesse und persönliche Krisen erprobtes „Personal“. Die selbst gestellten, aber anfangs meist noch nicht in ihrem Umfang abzuschätzenden Entwicklungserfordernisse sind der Rahmen für die selbst geschaffene durch die Praxis erprobte Schulung der Mitglieder. Andererseits können diese Prozesse wiederum nur von Menschen weitergeführt und durchgestanden werden, die bereit sind über bisherige Vorstellungen und Visionen hinauszugehen und aus dem konkreten Prozess zu lernen und sich selbst zu verändern. In den meisten untersuchten Projekten besteht ein gewisser **Fluktuationsgrad** der Mitglieder. Dieser an sich ist noch kein Indiz für ein gutes oder schlechtes Funktionieren des Experiments. Ausschlaggebend sind vielmehr die Ursachen. Verlassen die Mitglieder das Projekt aufgrund von Unstimmigkeiten oder Zerwürfnissen hilft eine Reflexion der Fälle, wo die Ursachen bei der Gemeinschaftsstruktur liegen könnten.

Es soll erinnert werden, dass Transformationsexperimente nicht primär stabile Gemeinschaftsprojekte sein müssen. Der umfassende Wille zur Weiterentwicklung und Selbstreflexion in Anbetracht der Ziele und Visionen ist letztlich ein wichtigerer Aspekt als das „sich Einrichten“ in einer temporären sozialen oder ökonomischen Stabilität. Diese ist deswegen temporär, solange das Projekt von veränderlichen Strukturen, wie einem Wirtschafts- oder Rechtssystem oder auch der Natur (man denke an klimageographische Veränderungen) abhängt, was bei allen untersuchten Projekten vielfältig der Fall ist. Deshalb sind sie auch Transformationsexperimente, indem sie Strukturen der Gesellschaft in sich abbilden bzw. im Rahmen verschiedener Abhängigkeitsgrade damit interagieren. Die konstruktive, intrinsische, „konfliktgelöste“ Fluktuation von Mitgliedern in Gemeinschaftsprojekten ist durchaus wertvoll für ein Transformationsexperiment: Erstens fungiert das Projekt auf diese Weise als Lebensschule, durch die hindurchgegangen man seine Erfahrungen und Kompetenzen in andere soziale Gebilde weiter tragen kann. Zweitens ist eine gewisse Fluktuation für das Projekt selbst ein Zeichen von Offenheit, fördert Verbindung und Austausch zwischen Gemeinschaftskultur und „Außenwelt“ und birgt so Entwicklungspotentiale. So bringen neue Mitglieder Anstöße aus der umgebenden Gesellschaft oder der Kontakt zu ehemaligen Mitgliedern in anderen Zusammenhängen fördert die außergemeinschaftliche Vernetzung.

10.1.2 Aspekte für Transformationsexperimente

Ein Experimentierfeld spannt sich zunächst dadurch auf, dass Menschen eine gemeinsame Idee oder Utopie des Zusammenlebens teilen und diese versuchen umzusetzen. Der Umsetzungsprozess ist die Bewährungsprobe der (hier sozialökologischen) Vision.

Die erste Grundbedingung zur Entstehung eines *sozial-ökologischen Transformationsexperiments* sind Menschen, die erstens eine Kritik oder Unzufriedenheit mit herkömmlichen Strukturen haben und zweitens auch die Hoffnung und Zuversicht hegen, dass Alternativen möglich sind. Drittens benötigen sie ausreichend Selbstvertrauen, Engagement oder Initiativkraft, um sich an die aktive und kreative Gestaltung einer noch größtenteils unbekanntes Alternative zu begeben und das Bedürfnis oder die Neugier etwas Neues auszuprobieren. Die zweite Grundbedingung ist die sozialökologische, d.h. die bewusste oder unbewusste Intention nach harmonischeren Lebensweisen zwischen Menschen und mit der Natur zu suchen. Finden sich mehrere so gesonnene Menschen zusammen und etwas Gemeinsames entsteht, indem sie sich auf einen Vergemeinschaftungsprozess einlassen, während sie die Verbindung zu den äußeren „gesellschaftlichen“ und natürlichen Umwelten auf-

rechterhalten, ist ein *sozial-ökologisches Transformationsexperiment* entstanden. Erfolgreiche Transformationsexperimente müssen nun für ihre Außenwirkung, Stabilität und Entwicklungsfähigkeit sorgen. Dies wird in den folgenden Punkten ausgeführt:

1. *Gesellschaftliche Anstöße und Anerkennung*: Auf diese Weise wagen meist kreative und gebildete Menschen mit tendenziell allen Bereichen des Lebens zu experimentieren und suchen auch nach in der Gesellschaft noch nicht vorhandenen Wegen der Problemlösung. Damit erzeugen sie permanent Anstöße für die Gesellschaft. Wenn diese als Provokation verstanden und mit Abwehrreaktionen oder Ignoranz beantwortet werden, ist dies keineswegs ein eindeutiger Hinweis für deren Irrelevanz als Modell und Lösungsweg für die Gesellschaft. Es ist zu beobachten, dass die Akzeptanz dann wächst, je erfolgreicher bestimmte Praktiken gelebt und präsentiert werden (vgl. Kap. 11.1). Die in den Projekten erarbeiteten Alternativen können aber auch als Hinweise und Zeichen für soziale Bedürfnisse – und seien es nur die einer Minderheit – aufgefasst werden und als kreative Anregung auf andere soziale Bereiche in der Gesellschaft übertragen werden, wie z.B. praktikable Wege für Gemeinschaftsnutzungsstrategien oder Partizipationsmethoden in der Planung.

2. Es wurde beobachtet, dass *Reflexionsfähigkeit* die wesentliche Grundlage ist, nicht nur damit die Umsetzung gelingt, sondern auch als zentrale Methode des Experimentierens. Zu deren Gelingen tragen mehrere Aspekte bei:

- Es scheint, wo die Reflexion prinzipiell geblockt wird, beginnt Dogmatismus und Erstarrung, die wiederum aufgrund der Unflexibilität zu Umstürzen und Verfall führen können. Die Reflexion sollte sich daher sowohl auf Erfahrungen, die in der Praxis gemacht werden, u.a. in Kontakt mit der Gesellschaft, als auch auf persönliche Wünsche, Vorstellungen und Interpretationen der Gemeinschaftsvisionen sowie Verhaltensweisen beziehen. So bleibt die Gemeinschaft entwicklungsfähig.
- Wesentlicher Lernfaktor war es, lern- und aufnahmebereit für die Kritik der umliegenden Gesellschaft zu werden und mit dieser in Kontakt zu kommen und sich nicht zu isolieren.
- Wenn ein Projekt seine eigenen Fähigkeiten einschätzen lernt und permanent neu reflektiert, wird es weniger Gefahr laufen, sich aufgrund seiner eigenen Ansprüche selbst zu überfordern.
- Es gibt einen Unterschied zwischen dem Umsetzen einer Vision oder Ideologie und dem Experimentieren. Bei Ersterem wird nur im Hinblick auf die Umsetzung reflektiert, während es (auch ungeschriebene, ggf. unbewusste) Regeln und Normen gibt, deren Hinterfragung verhindert, verdrängt oder tabuisiert wird. Ein Experiment muss sich vor ideologischer Verfestigung schützen, das geschieht durch Reflexion. Das bedeutet aber nicht, dass es in einem Experiment keine konstanten Grundregeln gibt. Sie haben aber nur so lange Bestand, wie sie von der Mehrheit des Projekts getragen und daher als sinnvoll erachtet werden (sei es durch offiziellen Beschluss oder aktive Reproduktion und Teilnahme). Dabei entscheiden schon die Intention und das Grundsatzpapier wesentlich über die Experimentier- und Entwicklungsfähigkeit einer intentionalen Gemeinschaft. Sie ist gewährleistet, wenn explizit Reflexivität und Offenheit für Praxiserfahrungen besteht und die Grundsätze beeinflussen oder weiterentwickeln können.
- Die Reflexion darf also auch die Grundintention nicht ausschließen. Es liegt in der Natur der Sache, dass immer eine Diskrepanz zwischen Vision und Realität besteht. Daher ist die Reflexion der Vision dem Weg des Transformationsexperiments inhärent. Der Weg besteht

in der Akzeptanz der Diskrepanz und dem Bemühen nach neuen Wegen der Interpretation der Intention und der Realität zu suchen. Das bedeutet vielleicht auch die Utopie – und vor allem die eigenen Ziele und Sichtweisen – zu modifizieren („developmental utopianism“ vgl. Kap. 5.1.4). Der Versuch, Utopie und Praxis einander anzunähern, hat ohnehin notgedrungen teilweise stattgefunden und müsste nur noch bewusst auf diesen Bereich angewandt werden.

Weiterhin zur Reflexionsfähigkeit zu sagen ist: Die Gefahr, dass im Rahmen der Gemeinschaft unerkant Unrecht passiert, mitgetragen oder gedeckt wird, muss offensichtlich bewusst gebannt werden. Die Gemeinschaftsmitglieder sollten eigentlich gemeinsam die Intention und Zielrichtung des Projekts bewahren und sich darin auch gegenseitig „kontrollieren“. Eine Form von offener und wohlwollender „sozialer Kontrolle“, die auf den Werten von Freiheit, Zukunftsfähigkeit, Kooperation und Transparenz beruht, ist in allen der untersuchten Projekte implizit auf gewisse Weisen vorhanden. Die Entwicklung von Toleranz und sozialer Kompetenz trägt dazu bei, damit alle beteiligten Seiten geachtet werden. Wenn alles im Projekt ohne bewusste Reflexion, die sich an Werten von Menschlichkeit und Unversehrtheit orientiert, passieren kann und darf, wird das Experimentieren ungerichtet und unbewusst und kann erheblichen (menschlichen) Schaden anrichten. Diese Werte werden im wissenschaftsphilosophischen und politischen Diskurs um die soziale Dimension der Nachhaltigkeit allgemein benannt (vgl. Kap.1), sind jedoch im konkreten Gemeinschaftsleben, in dem vielfältige und freie soziale Interaktion stattfindet, differenzierter zu entwickeln und deren Umsetzung zu interpretieren. Und dafür ist soziale Kompetenz vonnöten.

„Ich habe später viel aus der Psychoanalyse erfahren und erlebt. Das ist ein großes Potential, das in solche Wachstumsgemeinschaften einfließen muss. Es geht nicht nur auf Papierebene. Wenn nicht einige sich auskennen, in dem was Menschsein bedeutet, dann wird es immer wieder zu intoleranten Verschiebungen kommen. Die Mehrheit muss ein Stück erwachsener sein als die Minderheit“ (GEM B B).

Im modellhaften Experimentierfeldansatz liegen auch Gefahren die Entwicklung eines nachhaltigen Modells betreffend. Erstens kann es zu einer für Kritik von außen nicht mehr erreichbaren elitären Haltung der Mitglieder kommen. Dies birgt die Gefahr einer sektiererischen Sicht, sich als erste Keimzelle einer neuen Kultur zu verstehen, die sich bald über die ganze Welt verbreitet (vgl. Mohrs 2006: 68). Diese Haltung hat destruktive Folgen. Sie kann erstens zu einer Ursache für Anfeindungen der Umgebung werden und wurde aufgrund solcher Erfahrungen in vielen der untersuchten Gemeinschaften auch bewusst reflektiert und bearbeitet. Ist der Anspruch des „Weltrettermodells“ allerdings existentiell für das Projekt, zeigen sich weitere destruktive Folgen. Selbstüberschätzung, Überforderung und Enttäuschungsprozesse der Mitglieder sowie Isolation nach außen können zu Resignation und dem Verfall der Gemeinschaftlichkeit führen.

3. *Entwicklungsfähigkeit*: Das entwickelte Modell oder eher der lebensmethodische Forschungsweg des sozialökologischen Transformationsexperiments hat den Sinn, nachhaltige sozialökologische, besser abgestimmte Lebensweisen und Praktiken, für die es vielleicht noch keine Begriffe und Ahnungen gibt, zu entwickeln. Es kann sich dabei nicht um ein Forschungsprojekt mit einem festen Endergebnisziel handeln. Transformationsexperimente haben die kontinuierliche Aufgabe, die permanent nötige Entwicklung von Gesellschaften (vgl. Kap. 2.2.1) zu begleiten, anzustoßen, mögliche Entwicklungswege auszuprobieren und als Vorhut auszutesten.

Wenn in der Anfangsphase einer intentionalen Gemeinschaft ein Visionspapier oder Grundsätze für Lebensweisen und die Entwicklung des Projekts vereinbart werden, dient dies zur gemeinsamen Orientierung. Sind dort konkrete Ziele wie Mitgliederzahlen, Ressourcenverbrauch pro Kopf oder

Selbstversorgung angestrebt, wäre mit deren Erreichen das Projektziel umgesetzt, aber das Prinzip des Transformationsexperiments mit all seinem weiteren Potential ist beendet. Wenn das Projekt, also dessen Mitglieder, allerdings das Ziel nicht nur auf das sozialökologische Optimieren der eigenen Lebensweise der partikulären Einheit „Gemeinschaftsprojekt“ legen, sondern auf ein sozialökologisches Transformationsexperiment als Wirkungsfeld auch für die umliegende Gesellschaft, werden sie sich immer wieder mit gesellschaftlichen Einflüssen beschäftigen müssen.

4. Zu guter letzt die *Umsetzung der Experimentierfähigkeit*: Dieser Aspekt betrifft die Art und Anzahl der Bereiche, in denen Experimentieren anvisiert wird. Gemeinschaftsprojekte beginnen meist mit Visionen in einzelnen oder einigen Bereichen, beispielsweise eine Alternative für das soziale Miteinander, politische Gleichberechtigung oder ökologische Lebensweise zu initiieren. Im Laufe ihrer Entwicklung wird festgestellt, dass andere Bereiche aufgrund von Zusammenhängen auch einbezogen werden müssen. Beispielweise hängen konsensuale Entscheidungsprozesse mit dem Arbeiten an der Kommunikationskultur zusammen.

Das Experiment kann also auf einer Ebene, beispielsweise der sozialen, beginnen und wird dann auch die ökonomischen, ökologischen und politischen Themen behandeln müssen, wenn es konsequent verfolgt wird, d.h. die Beteiligten die Bereitschaft haben, ihr Leben zum Experiment zu machen. Das Leben zum Experiment machen, heißt letztlich in jedem Augenblick, die Bewusstwerdung des Beziehungsgefüges zu verfolgen und dies sozialökologisch zu optimieren. Andererseits ist es wichtig, die Strukturen, Gebilde und Lebewesen in ihren Begrenzungen und Bedürfnissen zu achten, um nicht zu verletzen oder zu überfordern.

Die empirischen Untersuchungsergebnisse und die Ausführungen über Vergemeinschaftungsprozesse zeigen, dass der unmittelbare Erfolg in der Umsetzung nachhaltiger Lebensweise und Entwicklungsfähigkeit der Untersuchungsprojekte auf deren Schaffen eines „ganzheitlichen“ Transformationsraums zurückzuführen ist.

Im Unterschied dazu sind vergesellschaftete soziale Gebilde durch funktionale Differenzierung und daraus folgende Trennung der Subsysteme und Teilbereiche gekennzeichnet.⁸⁹ In intentionalen Gemeinschaften hingegen treten die unterschiedlichen Grunddaseinsfunktionen und die Lebenswelt in Wechselwirkung oder Verschmelzen gar in einigen Bereichen. Dadurch beeinflussen sich Ereignisse und Erfordernisse in den unterschiedlichen Sphären unmittelbar.

Daraus lässt sich aber nicht folgern, dass funktionale Differenzierung per se unnachhaltige soziale Ordnungsstrukturen hervorbringt. Erstens ist der Erfolg der Untersuchungsprojekte darauf zurückzuführen, dass sie im Kleinen ein nachhaltiges Modell schaffen konnten, dass sich von den herrschenden unnachhaltigen Systembedingungen abheben konnte. Zweitens erwies sich vor allem bei den großen Untersuchungsprojekten ein Maß an Institutionalisierung als förderlich (vgl. Kap. 8.2). Es scheint also auf einer umfassenderen Ebene darum zu gehen, das Maß von Institutionalisierung auf den Kontext zu beziehen.

Ein *sozial-ökologisches Transformationsexperiment* schaffen, bedeutet ein Feld für kontinuierliche Weiterentwicklung zu erzeugen, in dem bewusst beobachtet und reflektiert wird und diejenigen Prozesse ermöglicht und angestoßen werden, die sozialökologische Innovationen versprechen.

Der Schwerpunkt der Forschungsarbeit war die Suche und Beschreibung von erfolgreichen sozialen Nachhaltigkeitsprinzipien in bestehenden Gemeinschaftsprojekten, die möglichst weitgehende sozial-ökologische Transformationsexperimente darstellen. Die entwickelten sozialökologischen Prin-

⁸⁹ Auf die funktionale Differenzierung wird hier nicht weiter eingegangen. Inwieweit sie Ursache für Rationalisierungsprozesse und auch daraus folgende Kolonialisierung der Lebenswelt ist, wird ausführlich in Habermas (1987) behandelt.

zipien des „Set in progress“ sind optimierte Prinzipien, die Initiatoren und Planer nicht nur von Gemeinschaftsprojekten wie den untersuchten, sondern auch für andere soziale Zusammenhänge in Politik oder Wirtschaft sowie für Team- und Gemeinschaftsbildungsprozesse allgemein Hilfestellung, Inspiration wie auch Denk- und Planungsanstöße geben können (Transformationswissen).

10.2 Ebenen der Nachhaltigkeit

Die im Allgemeinen genannten drei bzw. vier Dimensionen der Nachhaltigkeit (ökologisch, ökonomisch, sozial und ggf. institutionell) (vgl. u.a. Grunwald et al. 2005; Luks 2002) gehen von einer funktionalen Differenzierung und der Unterscheidung von Natur und Gesellschaft bereits implizit aus. Sie sind ausgehend von den bestehenden gesellschaftlichen Subsystemen gedacht, Indikatoren zur Förderung von menschlicher Existenz wie Lebensqualität (soziale Dimension), ökonomische Sicherung (ökonomische Dimension) und Schutz der natürlichen Umwelt und Ressourcenvermögen (ökologische Dimension) beizutragen, indem die drei Dimensionen aufeinander abgestimmt werden. Dabei kann jedoch aus konzeptionellen Gründen nicht genügend Transformations- und Zielwissen im Hinblick auf eine nachhaltige Gestaltung erschlossen werden. Erstens zementiert die Unterscheidung in die drei Dimensionen deren Trennung.⁹⁰ Zweitens beziehen die Dimensionen nicht alle für sozial-ökologische Transformation wichtigen Bereiche und Ebenen mit ein. Daraus wird hier nun gefolgert:

Um Transformationswissen zu erzeugen, müssen die Dimensionen daher weniger nach Themen oder klassischen Disziplinen, sondern nach Transformationsbereichen und -aspekten unterschieden konzipiert werden. Nur so können auch konkrete Transformations- und Handlungswege erarbeitet werden. Deshalb soll versucht werden ein Modell von nachhaltiger Entwicklung im Sinne von nachhaltiger Transformation zu entwerfen.

Um das sozialökologische Potential eines sozialen Gebildes bewerten zu können, ist der Stand ökologischer Technologie und nachhaltiger Lebensweisen langfristig kein ausreichendes Indiz. Dem vorgängig ist das aus der individuellen Lernerfahrung gewonnene Entwicklungspotential zur Übereinstimmung von individuellen Bedürfnissen und den Erfordernissen der umgebenden sozialen und natürlichen Umwelten. Eine intentionale Gemeinschaft mit sozialökologischen Zielen kann dafür entsprechende Voraussetzungen bereitstellen. Die Untersuchungen in den Gemeinschaften haben ergeben, dass Nachhaltigkeit nicht nur aus rein normativen, philosophischen oder spirituellen, sondern auch aus erfahrungsbasierten Gründen motiviert sein und verfolgt werden sollte, damit sie umfassend realisiert werden kann.

Daraus abgeleitet kann neben den Säulen (ökonomisch, ökologisch, sozial) zwischen **zwei Ebenen der Nachhaltigkeit** unterschieden werden: **der allgemeinen und der speziellen.**

1. allgemeine Dimension der Nachhaltigkeit: Das Prinzip der *Handlungsbefähigung für kooperativ und ökologisch verantwortliches Verhalten* hat eine grundlegende Dimension und ist unabhängig von kulturellen, ökonomischen und sozialen Strukturen überall anwendbar. Diese grundlegende Dimension wird nicht nur wichtig, um einen interkulturellen Maßstab für Nachhaltigkeit zu entwickeln, sondern auch um nachhaltiges Verhalten langfristig zu gewährleisten. Ist zum Beispiel die Motivation zu ökologischem Handeln von anderen Anreizen wie Profitmaximierung oder vorübergehenden

⁹⁰ Allerdings war deren bewusste Unterscheidung für die Generierung von Systemwissen über den Zustand von Nicht-Nachhaltigkeit wichtig, um explizit die Dimensionen zu beschreiben und in ihren Wechselwirkungen aufeinander beziehen zu können.

Projekten abhängig (z.B. staatliche Subventionen für die Einspeisung von Solarstrom), würde durch die Veränderung dieser Anreize das Handeln im Sinne der Nachhaltigkeit nicht fortgeführt werden. Obwohl diese Projekte und Subventionen wichtige Hilfen darstellen und zudem für Gemeinschaften sinnvolle Unterstützung bieten, können sie nicht die alleinige motivierende Maßnahme für langfristige sozial-nachhaltige Lebensweisen sein.

Um der verallgemeinerbaren Antwort auf die Frage nach zukunftsfähigen Lebensweisen näherzukommen, wird nun eine Dimension darüber betreten, d.h. es müssen die Voraussetzungen, Fähigkeiten und Bedingungen erforscht werden, unter denen die spezielle Ebene der Nachhaltigkeit in Form von zukunftsfähigen Strukturen kontextgebunden ausgebildet werden kann. Denn jedes natürliche, kulturelle und soziale Milieukonglomerat stellt seine eigenen Anforderungen, die nicht nur kultur- und naturräumlich verschieden sind, sondern sich zudem mit der Zeit verändern. Anhand der empirischen Untersuchungsprozesse lässt sich deutlich belegen, dass ökologisches Bewusstsein (vgl. Kap. 9.2) durch die Herausbildung eines Bewusstseins von Ökologie und Eingebundenheit in „natürliche“ und soziale Umwelten entsteht. Dadurch wird es durch Erfahrung verinnerlichtbar.

Das Anstreben einer kooperativen win-win-Situation zwischen Individuen, Kollektiv und Umwelten wird zum grundlegenden zu erlernenden Prinzip für eine sozial kooperative, ökologisch verantwortliche und individuell freiheitliche Lebensform (grundlegendes Prinzip der *allgemeinen Nachhaltigkeit*). Dabei unterstützt das Erlernen, Erfahren und Gestalten von Vergemeinschaftungsprozessen die Handlungsbefähigung zu autonomem sozialökologischem Verhalten. In diesem Sinne wird hier ein Sozialisationsprozess zu einem selbstbestimmten Menschen im Sinne von Scherhorn (1997) bereitgestellt, der seiner Mitwelt auch Selbstbestimmung zugesteht und dadurch das Gefühl der Empathie und Verbundenheit entwickelt.

Auf diese Weise wird eine von partikularistischen Interessen unabhängige und darüber hinausgehende Haltung kultiviert, wozu das Erlernen sozialer Kompetenzen in Vergemeinschaftungsprozessen konkret beiträgt. Aus dieser allgemeinen Dimension gehen die Prinzipien, Werte, Erfahrungen und Kompetenzen, die zur Entwicklung der speziellen Nachhaltigkeit motivieren und befähigen, hervor. Die allgemeine Ebene der Nachhaltigkeit wird so über erfahrungsorientierte Bildung vermittelt, deren Inhalt vor allem das Erfahren von Kooperation und win-win-Strategien ist, wofür eine Umgebung bereitgestellt werden muss. Soziale Gemeinschaftsbildungsprozesse sind dafür ein praktischer Rahmen (vgl. Kap. 9.1.5). Hier liegen die Prinzipien, Werte, Erfahrungen und Bildung, die zur Entwicklung der speziellen Nachhaltigkeit motivieren und befähigen. In welchen Methoden und organisatorischen und politischen Strukturen sich dies dann genau äußert, ist Planungsaufgabe der ausgebildeten Individuen und eingebunden in den gesellschaftskulturellen und regionalpolitischen Kontext.

2. Die spezielle Dimension der Nachhaltigkeit bezieht sich auf einen lokalen Kontext, in den allerdings räumlich darüber hinausreichende Tätigkeiten der Akteure (z.B. Reisen) und Stoffströme (Import, Export) mit einbezogen werden. Bei dieser „speziellen Ebene der Zukunftsfähigkeit“ geht es um die Suche nach konkreten sozialen und ökonomischen Strukturen, die nachhaltiges Handeln fördern und die zwangsläufig auf eine spezielle natürliche und sozialkulturelle Umwelt bezogen sind.

Der „**speziellen Ebene der Zukunftsfähigkeit**“ muss also eine „**allgemeine Ebene der Zukunftsfähigkeit**“ vorangestellt werden, die es jederzeit ermöglicht, auf den jeweiligen Kontext abgestimmte zukunftsfähige Strukturen zu entwickeln und konstant die bestehenden Strukturen auf Zukunftsfähigkeit auszutariieren. Somit geht es um die Fähigkeit der Wahrnehmung und die Einstimmung auf

zukunftsfähige Handlungsoptionen. Der Blick auf das Konzept „Einheit in der Vielfalt“, das die Untersuchungsprojekte tendenziell verfolgen und das Global Ecovillage Network (GEN)⁹¹ explizit benennt, bestätigt die Wichtigkeit einer solch vorangestellten „allgemeinen Ebene der Zukunftsfähigkeit“. Auch wird nachvollziehbar, dass von dieser Ebene aus, allgemeinere Prinzipien und Transformationswissen über zukunftsfähige Lebensweisen erzielt werden könnten.

Es hat sich gezeigt, dass es bei einer Handlungsstrategie der Zukunftsfähigkeit darum gehen könnte, Prinzipien des Erkennens, Verstehens und Abstimmens von materiellen Stoffkreisläufen und sozialen Beziehungsgefügen konkret zu entwickeln und aufrechtzuerhalten. So würde es möglich, unter den speziellen Bedingungen die angemessenen Praktiken zukunftsfähiger Lebensweisen durch Abstimmung mit allen beteiligten natürlichen und sozialen Faktoren zu erkennen und umzusetzen.

Vor dem Hintergrund gängiger Modelle der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit, die eine Vermischung normativer und epistemologischer Kriterien zur Operationalisierung der Nachhaltigkeit vornehmen (vgl. Kap. 1.2.2), und dass die Wissenschaft auch nur lokales Wissen für die Lösung von Umweltproblemen liefern kann (Jaeger 1996: 177), wird mit dem Konzept der allgemeinen und speziellen Dimension der Nachhaltigkeit ein Lösungsweg angeboten, wissenschaftlich über diese Situation hinauszuwachsen.⁹²

Für die Konzeption von Nachhaltigkeit wird hier folgende Neuerung vorgeschlagen:

1. *allgemeine Dimension*: Das Verständnis, Wissen und Bewusstsein um sozialökologische Zusammenhänge und die Fähigkeit zur Bildungsaneignung und ggf. technologische Möglichkeiten müssen durch Bildung zur Verfügung gestellt werden. → Transformationswissen wird durch Handlungsbefähigung im Sinne von Kooperation und Ökologie geschaffen.
2. *spezielle Dimensionen*: politische und rechtliche Strukturen und Gesetze werden im Bewusstsein der erlernten *allgemeinen Dimensionsaspekte* gestaltet. Sie müssen dafür sorgen, dass Verursacher und Folgetragende deckungsgleich sind und dass keine Abhängigkeitsstrukturen entstehen. → So wird zu verantwortlichem Handeln angeregt.

10.3 Sozial-ökologische Dimension der Nachhaltigkeit?

Bisher haben sich nur wenige Forscher mit einer grundsätzlichen Umgestaltung von Industriegesellschaften mittels einer Nachhaltigkeitsstrategie explizit beschäftigt. Dass allerdings Aspekte wie „kulturelle Vielfalt“, „Vielfalt sozialer Strukturen“ und „Möglichkeit zur Entfaltung individueller Lebensentwürfe“ unter der Rubrik „Sicherung der Entwicklungs- und Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft“ der Enquete-Kommission „Schutz des Menschen“ (1994) aufgenommen wurden, zeigt auch deren Relevanz für eine soziale Nachhaltigkeit (vgl. Simon 2006: 156).

Schon in der methodischen Vorphase wurde für die Konzeption der Erforschung sozialer Nachhaltigkeitsprinzipien ein quantitativer Forschungsansatz zur Operationalisierung konkreter Merkmale sozialer Gebilde als unzulänglich erkannt und eine Prinzipienengineering aus sozialer Wirklichkeit und Alltagsgeschehen durchgeführt.

Die sozial-ökologische Forschung (vgl. Becker et al. 2006) konzentriert sich bisher weitgehend auf das Verhältnis von Gesellschaft und Natur, während das Verhältnis zwischen den Individuen und

⁹¹ Vgl. Kapitel 6.5 und 6.6 und Global Ecovillage Network <http://www.gen-europe.org/> (20.09.05).

⁹² Das lokale oder spezielle Wissen bezieht sich auf und ist eingebunden in einen Kontext, kulturellen Hintergrund, einen natürlichen Raum und spezielle Interessen etc. Ein globales und allgemeines (Handlungs-)wissen muss umfassend und integral sein. Es kann auch nicht an einzelnen Umweltproblemen orientiert sein, sondern muss seinen Fokus auf den nachhaltigen Erhalt dynamischer, offener Gleichgewichte richten (Jaeger 1996: 177).

ihrer (inneren und äußeren) Natur, das klassische Thema der Anthropologie, eher ein Randthema blieb. Das Auslassen der Kategorie „Mensch“ wird damit begründet, dass der Mensch Teil beider Bereiche der Gesellschaft und der Natur ist (vgl. Becker et al. 2006: 158ff). Aufgrund der Kritik gegenüber den Versuchen aus Sozialanthropologie und Philosophie, anthropologische Konstanten über „das Wesen des Menschen“ zu schaffen, wird der abstrakte Mensch in der sozial-ökologischen Forschung begrifflich ausgeklammert und kann auf konkrete Weise über Bedürfnisse oder alltägliche Lebenspraktiken wieder eingeführt werden (vgl. Becker et al. 2006: 158ff).

Dabei kann aufgrund der empirischen Untersuchungen und der Erforschung von Vergemeinschaftungsprozessen der „ganze Mensch“ als bewusstes, handelndes Individuum mit sowohl emotionalen wie auch physischen Bedürfnissen integriert werden. Aus dem Blickwinkel der sozialökologischen Sozialisationsforschung nach Bronfenbrenner befindet sich das Individuum in einem lebenslangen Sozialisationsprozess, in dessen Verlauf es sich an seine sozialen Umwelten anpasst und diese zugleich mit gestaltet (vgl. Grundmann et al. 2000: 23). „Sozialisation ist schließlich durch die wechselseitigen Prägungen der individuellen Erwerbs- und Gestaltungsprozesse und die sozialen Integrationsprozesse gekennzeichnet. Aus diesem Grund geht es in der Sozialisation darum, die unterschiedlichen Bestrebungen und sozialen Bindungen *in Einklang* zu bringen, die sich aus individuellen Handlungsinteressen und sozialen Handlungsanforderungen ergeben“ (Grundmann et al. 2000: 18, Hervorhebung: I.K.).

Die in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung und sozial-ökologischen Forschung herausgestellte nicht mögliche Trennung zwischen Natur und Kultur wird aus dieser Sicht geteilt: Es wird wichtig, sich der „analytisch notwendigen Trennung von Umwelt auf der einen und handelnden Individuen auf der anderen Seite, [die] das Verständnis für Sozialisation eher versperrt“ (Grundmann et al. 2000: 69) als Modell bewusst zu sein und den Sozialisationsprozess nicht als konkurrierenden Anpassungskampf zu sehen, in dem Individuum oder Umwelt das jeweils andere Element an sich anzugleichen versuchen.⁹³ Vielmehr kann es auch um einen *wechselseitigen Wachstumsprozess* gehen, in dem die gegenseitige Nutzenmaximierung in *win-win-Strategien als Synthese und Integration verschiedener Positionen* angestrebt wird.

Letztlich ist das Neue dieses qualitativen, möglichkeits- und prozessorientierten Nachhaltigkeitsansatzes, dass die soziale Nachhaltigkeit nicht am konkreten Endprodukt gemessen wird, sondern vielmehr am Prozess. Die Lebensweise als Prozess kann durch Gestaltung mit Hilfe von Transformationswissen konstruktiv in Richtung Nachhaltigkeit gelenkt werden. Dieser Prozess ist somit bereits der zweite Schritt, nachdem die Nicht-Nachhaltigkeit eines sozialen Gebildes festgestellt wurde, lässt sich aber grundsätzlich auf alle Zusammenhänge anwenden.

10.4 Multidimensionale, sozial-ökologische Transformation

Die Konzeptionen einer allgemeinen und speziellen Ebene der Nachhaltigkeit werden nun konkreter ausgeführt und auf die Ergebnisse bezogen, um deren Wege der Umsetzung aufzuzeigen. Die Motivation zu sozialökologischem Handeln und die Entwicklung einer allgemeinen Ebene der Nachhaltigkeit kann nicht nur in der Lehre und Vermittlung von entsprechend nachhaltigen Werten bestehen, wie es die normative Nachhaltigkeitsforschung als wesentlichen Schritt zur Umsetzung einer entsprechenden Lebensweise diskutiert (vgl. Kap. 1.2.1). Die Erkenntnis der eigenen Eingebundenheit in Zusammenhänge und die Handlungsbefähigung und Gestaltungskompetenz zu eigenermächtigtem

⁹³ Zudem „sind wir nur selten in der Lage, zwischen eigenen und fremden Ursachen für eigenes Handeln zu differenzieren“ (Grundmann et al. 2000: 69), vielleicht, weil die Ursachen fast immer gemischter Herkunft sind.

Handeln unter Einbezug der Synergieeffekte der Kooperation kann *erst durch unmittelbare Erfahrung* entstehen. Deshalb wird für die Motivation zu zukunftsfähigem Handeln das Thema **Gemeinschaft** mittels der Erfahrung von Gemeinschaftsprozessen von immenser Bedeutung.

Ein Ansatz von Nachhaltigkeit, der umfassend schlüssig und mit freiwilliger, intrinsischer Motivation praktikierbar sein soll, erfordert eine integrative Methode, d.h. ein Berücksichtigen und Einbeziehen aller Ebenen, die menschliches und soziales Handeln beeinflussen.

Die Frage stellt sich nun, welcher Interpretationsrahmen weit genug ist, um Untersuchungsbefunde aus den Gemeinschaftsprojekten in ihrem prozesshaften und experimentellen Wert und die Zielrichtung nachhaltiger Entwicklung so zu übersetzen, dass sie für allgemeine gesellschaftliche Kontexte nutzbares Transformationswissen bereitstellen können. Es wird ein Konzept benötigt, das Prozesse, Übergänge und Beziehungsverhältnisse integrieren kann, und dass eine differenzierte Operationalisierung und Gestaltungsmöglichkeiten für das Verhältnis Individuum-Kollektiv/Gemeinschaft bietet und zwar mit einer transdisziplinären Perspektive, in der sowohl die biologisch-ökologische als auch die sozial-ökologische Komponente enthalten sind.

Die von Ken Wilber zusammengetragene Holontheorie kann als ein solcher Rahmen genutzt werden. Nach dem Zusammenführen von Makroentwicklungstheorien ist Wilber auf das Grundmodell der vier Quadranten gekommen (Wilber 2001b).⁹⁴ Nach Wilber beziehen sich sämtliche Entwicklungstheorien auf einen der Quadranten. Um tief greifende Veränderungen – in diesem Falle eine *sozial-ökologische Transformation* – zu vollziehen, ist aber das Einbeziehen aller Entwicklungsprozesse (Ebenen) in allen Quadranten⁹⁵ vonnöten. Mit ihm sollen im Folgenden die Aspekte der Entstehungsprozesse sozialer Regelungsstrukturen und Nachhaltigkeitsdimensionen systematisiert werden. Wilber differenziert nach der *inneren* und *äußeren* und der *individuellen* und *kollektiven* Dimension, woraus sich vier Quadranten ergeben (vgl. Abb.4).

⁹⁴ Das Modell weist Ähnlichkeit mit Talcott Parsons „Allgemeinem Handlungssystem“, in dem er mittels vier Quadranten aus Sozial-, Kultur-, Verhaltens- und Persönlichkeitssystem als Subsysteme die Konvergenzthese seiner soziologischen System-Handlungstheorie modelliert (Opielka 2006: 275). Er wählt dabei als Bezugspunkt soziales Handeln und keine individuellen Akteure. Es wird hier allerdings nicht auf Parsons Modell aufgebaut, obwohl dies angesichts des soziologischen Themas „Gemeinschaft“ nahe liegen würde. Wilbers Modell bietet in Anbetracht einer transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung den weiteren Rahmen, um die Zusammenhänge zwischen Nachhaltigkeit und Vergemeinschaftung zu integrieren. Parsons Systematik wird bei Wilber in den äußeren, kollektiven Quadranten (unten rechts) einsortiert, weil es sich auf die Systematisierung kollektiver Strukturen bezieht (Wilber 2001b: 65).

⁹⁵ Wilber spricht dabei von “all quadrants, all levels“ (AQAL) (Wilber 2001b: 55ff).

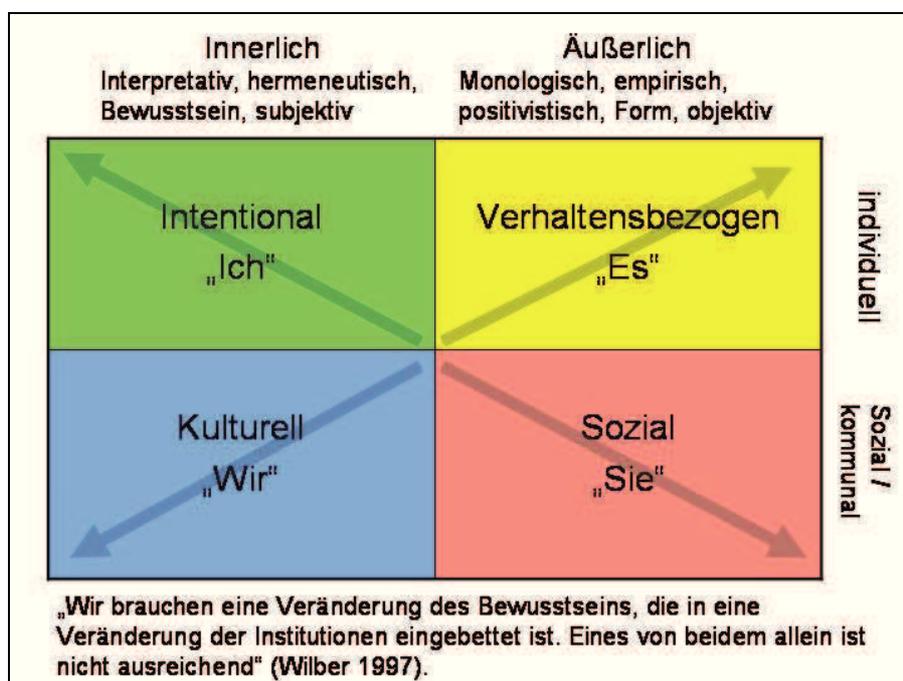


Abb. 4: Quadrantenmodell nach Wilber (2001b) (Skizze: Iris Kunze).

Die analytische Betrachtung einer Thematik mit Hilfe der vier Quadranten soll eine multidimensionale Erfassung eröffnen. Die vier Quadranten bilden vier Entwicklungsdimensionen (dargestellt durch die Pfeile), in der keine auf die andere reduziert werden kann (Wilber 2001b). Bezogen auf das Thema Nachhaltigkeit bedeutet es, dass alle vier Quadranten in Abstimmung aufeinander entwickelt werden müssen, damit nachhaltige Lebensweisen realistisch funktionieren.

In den folgenden Tabellen wird das Quadrantenmodell auf die beobachteten Praktiken zur Transformation der Lebensweise erstens beispielhaft auf die beiden großen Untersuchungsprojekte (Tab. 9) und zweitens allgemein auf sozial-ökologische Transformationsexperimente (Tab. 10) angewandt. Die Nummerierung der Quadranten deutet auf den chronologischen Entstehungsprozess und Vergemeinschaftungsprozess der untersuchten Projekte hin, geschildert am räumlichen Entwicklungsprozess in Kapitel 9.1.2. Es lässt sich vielfach erkennen, dass einzelne Elemente in einem Quadranten auch auf Aspekte in den anderen Quadranten verweisen. Beispielsweise fördert das Bildungszentrum für Gemeinschaftlichkeit (in Quadrant 4) die Kommunikation und gemeinsame Identität (Quadrant 3) und die Charta enthält sowohl individuelle Intentionen und Optionen (Quadrant 1) wie kollektive Vereinbarungen, da Individualität und Gemeinschaft nicht als Gegensatz sondern sich ergänzende Qualitäten betrachtet werden.

Tab. 9: Nachhaltigkeitspraktiken der beiden großen Untersuchungsprojekte im Vier-Quadrantenmodell nach Wilber (2001b); (Iris Kunze).

<i>Nachhaltigkeit</i>	<i>Allgemeine Dimension der Nachhaltigkeit</i>	<i>Spezielle Dimension der Nachhaltigkeit - kontextgebunden</i>
	<i>Bewusstseinssebenen</i>	<i>Umsetzungsebenen</i>
<i>Individuell, subjektiv</i>	<i>1 Denkstrukturen, Intention, Werte</i>	<i>3 Verhalten, Handeln</i>
Beispiel Auroville	- Charta incl. flexible, responsive, achtsame Entwicklung als Richtlinie	- Flexibilität und Improvisation - Eigeninitiative
Beispiel Findhorn	- individuelle Integration - common ground incl. flexible, responsive, achtsame Entwicklung als Richtlinie	- ökologisches Verhalten - Achtsamkeitspraxis und persönliche Entwicklung durch die Programme und das Arbeiten für die Gemeinschaft
<i>Kollektiv, objektiv (intersubjektiv)</i>	<i>2 common sense, Kultur, Vereinbarungen</i>	<i>4 Organisationsstrukturen, Infrastrukturen</i>
Beispiel Findhorn	- Kommunikation: Einstimmungen - Vergemeinschaftungsprozesse und sozialökologische Handlungskompetenzen - Mensch-Natur-Harmonie	- Stiftung und Ökodorf - Bildungszentrum für Gemeinschaftlichkeit
Beispiel Auroville	- „integraler Yoga“ als offene Suche und Harmonisierungsprozess - Pluralismus, Interkulturalität - Stadt der Zukunft	- Offenheit und Flexibilität der Strukturen - Gemeinnützige Stiftung als Immobilienbesitzerin und basisdemokratische Organisation

Das Konzept der beiden Beispielprojekte zeigt eine spirituell-integrativ-pluralistische Intention (Quadranten 1 u. 2), die offen für Weiterentwicklungen ist und sich an der Praxis (Quadranten 2 u. 4) messen soll. Auf diese Weise werden Widersprüche (z.B. zwischen Ideal und Umsetzung) aufgelöst und die vorhandenen Kräfte, Interessen und Anforderungen können umfassend aufeinander abgestimmt werden. Diese integrative *Experimentierfähigkeit* bedeutet das Aufrechterhalten kontinuierlicher Integrationsleistung in allen Quadranten miteinander im Einklang.

Deshalb zeigt Tabelle 10 nun jene Aspekte aus den einzelnen Quadranten, die als konstruktiv in den Gemeinschaften beobachtet wurden. Anknüpfend an das Konzept der Nachhaltigkeit, die drei Dimensionen sozial, ökologisch und ökonomisch miteinander zu vereinbaren, kann hier gedeutet werden, dass ein Großteil der Nachhaltigkeitsprobleme an der Desintegration und der isolierten Entwicklung von Aspekten der vier Quadrantenbereiche liegt. Die als innovativ und besonders konstruktiv erforschten Methoden der Untersuchungsprojekte liegen genau darin, die vier Bereiche aufeinander zu beziehen. Damit werden die einzelnen Themenbereiche nicht losgelöst, sondern in Beziehung konzipiert, indem sie auch Funktionen für andere Bereiche erfüllen sowie von dort Ressourcen erhalten können, wobei auf Ausgewogenheit geachtet wird.

Tab. 10: Induktiv hergeleitete sozialökologische Gemeinschaftsaspekte im Quadrantenmodell nach Wilber (1997); (Iris Kunze).

<i>Nachhaltigkeit</i>	<i>Allgemeine Dimension der Nachhaltigkeit</i>	<i>Spezielle Dimension der Nachhaltigkeit - kontextgebunden</i>
	<i>Bewusstseinssebenen</i>	<i>Umsetzungsebenen</i>
<i>Individuell, subjektiv</i>	<i>1 Denkstrukturen, Intentionen, Werte</i>	<i>3 Verhalten, Handeln</i>
Möglichkeiten eröffnen und Anreize schaffen, die Rechte und Pflichten der Einzelnen zu gestalten	<ul style="list-style-type: none"> a) Selbstbestimmung ermöglichen b) Kooperationsfähigkeit lehren Sozialisation zu vernetztem, systemischen Denken und Empathie; zu Bewusstheit und Wahrnehmung von Eingebundenheit in soziale und natürliche Umwelten; Freie Entwicklung der Persönlichkeit als soziales Wesen	<ul style="list-style-type: none"> a) Möglichkeit der Rollen- und Kompetenzenflexibilität b) Mitbestimmung bei der Gestaltung - Individuell freiheitlich <i>und</i> gemeinschaftlich verantwortlich; Raum zum achtsamen Erlernen von Gemeinschafts-, Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit
<i>Kollektiv, objektiv (intersubjektiv)</i>	<i>2 common sense, Vereinbarungen, Kultur</i>	<i>4 Organisationsstrukturen, Infrastruktur</i>
<ul style="list-style-type: none"> - Zur Unterstützung der individuellen Entfaltung - Sozialisation zur sozialen Kompetenz - Flexibilität, Wandlungsfähigkeit - Verbindlichkeit und Integration der Individuen 	<ul style="list-style-type: none"> a) Kultur der Inklusivität und Pluralität, b) konsensorientierte Entscheidungsprozesse c) direkte, transparente, einfühlsame Kommunikationskultur, - Ethik der Nachhaltigkeit - Freiheit und Gemeinschaft durch Pluralität und bewusste, verantwortliche Verbundenheit: Einheit in der Vielfalt - Identitätsstiftendes Gemeinschaftsbewusstsein: explizites, integratives Gemeinwesen	<ul style="list-style-type: none"> a) Sozialisationsstätte für Vergemeinschaftungsprozesse und sozialökologische Handlungskompetenzen b) Offenheit und Flexibilität der Strukturen c) Stiftung und basisdemokratische Organisation - Transparenz von Zusammenhängen - Verknüpfung von: - Verursacher und Folgetragendem - Entscheidung und Betroffenheit - Macht, Verantwortung, Kompetenz

11. Potentiale und Handlungsperspektiven

11.1 *Gesellschaftliche Wirkung Intentionaler Gemeinschaften*

„Für die *Produktion von Transformations- und Gestaltungswissen* sind sowohl die Fähigkeiten und Ressourcen der Akteure von Bedeutung als auch deren Motivation, an einer spezifischen Problemlösung mitzuwirken“ (vgl. Nölting et al. 2004).

Dies ist zweifelsohne der Fall bei den Untersuchungsprojekten. Im Folgenden soll daher auf deren gesellschaftsveränderndes Potential eingegangen werden. Die Untersuchungsprojekte wurden als sozialökologische Transformationsexperimente erforscht, um von deren Erfahrungen mit Methoden und Praktiken bei der Umsetzung sozial-nachhaltiger Prinzipien und Lebensweisen zu lernen. Im Folgenden werden die konkrete gesellschaftliche Wirkung und die Multiplikatoreffekte solcher Projekte abgeschätzt, um Wege der Umsetzung für die erarbeiteten Wege und Prinzipien in anderen sozialen Gebilden und gesellschaftlichen Kontexten zu eröffnen.

11.1.1 *Wissenstransfer aus der intentionalen Gemeinschaftsbewegung*

De Facto kann Wissenstransfer aus intentionalen Gemeinschaften beobachtet werden. Es existieren aber nur wenige erfolgreiche Projekte – zu denen die Untersuchungsprojekte zweifelsohne überwiegend zählen. Die wesentliche Außenwirkung findet dabei in verschiedenen Bereichen und mit verschiedenen Methoden statt:

- Durch wirtschaftliche und kulturelle Angebote und Kontakte mit der Region und meist auch darüber hinaus werden die Werte und sozialen Umgangsformen nach außen getragen.
- Als Bildungseinrichtung werden Seminarhäuser unterhalten, in denen meistens auch Fähigkeiten im Zusammenhang mit den erworbenen sozialen Kompetenzen, wie Konfliktlösung oder Teammanagement vermittelt werden, sowie andere Teilaspekte, die in gesellschaftlichen Strukturen Anwendung finden können (u.a. ökologisches Bauen, sozial gerechte Siedlungsplanung).⁹⁶ Teilweise als Bildungsurlaub angeboten werden so Personen mit Multiplikatorenwirkung im Bildungsbereich (Lehrer, Sozialarbeiter) ausgebildet.
- Als dritter Aspekt tragen Beratungsangebote⁹⁷ im Bereich Gemeinschaftsbildung, Teammanagement, die sich an Organisationen, Firmen oder Verwaltungen richten die erworbenen Erfahrungen in andere soziale Gebilde und Kontexte hinein. Zum großen Teil wirken diese Angebote im Bereich neuer sozialer Bewegungen. Die beiden großen Untersuchungsprojekte beraten dahingehend auch die UNESCO und UNO.

Hier wurde und wird also bereits „empirische Handlungsforschung“ über den konstruktiven Aufbau intentionaler Gemeinschaften und Ökodörfer geleistet. Allerdings könnte eine wissenschaftliche Begleitung und Zusammenarbeit sowohl beim Systematisieren helfen als auch stärker eine Metaper-

⁹⁶ Die beiden großen Untersuchungsprojekte (Vorstudien) zählen jeweils etwa 6000 Besucher pro Jahr. Die kleineren Untersuchungsprojekte in Deutschland mehrere hundert Besucher pro Jahr.

⁹⁷ Aus der intentionalen Gemeinschaftsbewegung wächst das Spektrum an Ratgeberliteratur, Erfahrungsaustausch, E-mail-Newsletter und Diskussionsforen, die die Erfahrungen aus der Praxis reflektieren und vermitteln (vgl. z.B. Eurotopia 2000, 2004; Christian 2003; Bang 2005 u. 2007; Jackson et al. 2001; www.kurskontakte.de). Das „Global Ecovillage Network“ richtet seine Hauptaufgabe auf „Ecovillage trainings“. In 4wöchigen Kursen wird vermittelt, wie Projekte in gemeinschaftlichen Strukturen gewinnbringend gestaltet werden können. Es werden kooperatives Verhalten und Gemeinschaftsbildungsprozesse vermittelt, gelehrt und erfahrbar gemacht (vgl. Kap. 6.5).

spektive auf die Experimente ermöglichen. So können Trends oder unbewusste Intentionen beleuchtet und reflektiert werden.

11.1.2 Wirkungsweisen

„Es ist nicht das Problem, dass es keine positiven Projekte gibt. Die Studie von Paul Ray über die „kulturell Kreativen“ benennt in den USA 50 Mio. Menschen mit anderen Werten. Warum treten sie so wenig in Erscheinung? Das Problem ist, dass sie isoliert und nicht genügend vernetzt sind und nicht genug präsent in den gängigen Institutionen. Man traut sich nicht, sich zu outen. Es geht wohl darum, andere zu ermutigen, sich zu zeigen und sich nicht von dem negativen Bild der Medien dominieren zu lassen“ (GEM E A).

In Anlehnung an die Beobachtungen wurden drei Aspekte zur gesellschaftlichen Wirkung festgestellt, die aus der Perspektive von Multiplikatorenwirkung folgendermaßen gefasst werden können:

a) Als *Vorbilder zur Lebensstilveränderung (auf individueller Ebene)*: Die Ergebnisse der Studie von Simon et al. (2004) untermauernd kann festgehalten werden, dass intentionale Gemeinschaften, die erstens stabil sind, zweitens die Lebensqualität erfolgreich steigern und drittens den Ressourcenverbrauch senken *Nachhaltigkeitsmodelle* sind, weil sie konkrete Beispiele zur Gestaltung von Lebensverhältnissen sind und notwendige gesellschaftliche Veränderungen aufzeigen (Simon 2006). Trotz wachsendem Interesse an gemeinschaftlichen Lebensformen werden ihre Modelle aber in absehbarer Zeit nicht zur dominierenden Lebensweise in modernen Industriegesellschaften werden können (ebd.). Sie tragen aber zur Vielfalt sozialer Strukturen bei und bieten Entwicklungsoptionen zur Hinterfragung von vorherrschenden Strukturen. Intentionale Gemeinschaften tragen zur Veralltäglichen ökologischer Handlungsweisen bei, die in weiten Teilen der derzeitigen Gesellschaft schwerer aufrecht zu erhalten sind (Simon et al. 2004).

Der Umweltsoziologe Lange (2002: 210f) identifiziert als Option zur Veränderung von Lebensstilen die *Pilotgruppen*-Variante, die eine Vorbildfunktion für bestimmte Lebensstile haben. Sie beginnen in einer ausdrücklich gewählten Außenseiterposition und üben damit als radikale Randgruppen eine gewisse Faszination auf zumeist jüngere Bevölkerungsschichten aus. Durch Ausweitung und Etablierung wird dabei allerdings erstens deren eigentliche Wirkung als Pilotgruppe etwas Besonderes zu sein, untergraben und zweitens die ursprünglichen Ideale verwässert.⁹⁸ Zudem hat sich deren Konsumverhalten trotz Umweltaktivitäten und Idealen weitgehend als normal erwiesen. Daher schätzt Lange das Veränderungspotential der Pilotgruppen als begrenzt ein (ebd.). Die Mitglieder intentionaler Gemeinschaften sind durch die Erfahrungsprozesse zu folgenden Einstellungen gelangt:

„Wir sehen selbst, daß wir mit dem Projekt, das wir beschreiben, keine gesamtgesellschaftliche Lösung anbieten können. Doch wir sehen für uns eine Chance darin, unsere Utopien angehen zu können. Wir sehen es als persönliches Experiment, in dem wir die Lebensumstände des Einzelnen verändern“ (GEM D, WEB).

b) Als *Alternativmodelle (auf struktureller Ebene)*: Als sichtbare und real gelebte Alternativen zu herrschenden gesellschaftlichen Makrostrukturen erzeugen Gemeinschaftsprojekte, die andere Lebensweisen, also andere Formen des sozialen Miteinanders, der ökonomischen und politischen Organisation im Kleinen realisiert haben einerseits „ständig Irritationen für die Gesellschaft“ (Simon et al. 2004: 29). Aus Sicht der Gesellschaft sind Kommuneprojekte nicht willkommen, weil sie als ein „doppelter Affront“ mit der Botschaft „die Alternative ist möglich“ erscheinen.

⁹⁸ Beispiel hierfür ist die Entwicklung der GRÜNEN von der Basisbewegung zur Regierungspartei, die schließlich von ihrer eigenen ursprünglichen Basis kritisiert wurde. Es trifft aber auch für das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung und dessen Vereinnahmung durch andere Interessen zu (vgl. Kap.1).

„Kommunen setzen ihre Unzufriedenheit mit der sie umgebenden Gesellschaft nicht nur in den Versuch einer praktizierten Alternative um und erschweren es damit anderen, ihre latenten Zweifel an der Sinnhaftigkeit ihres Lebens weiter latent zu halten; nein, Kommunen erkühnen sich auch noch, diesen Versuch innerhalb ihrer Muttergesellschaften zu realisieren“ (Willke 1983: 156).

Die Untersuchungsprojekte und die Intentionale Gemeinschaftsbewegung sind allerdings von Kommuneinitiativen aus der achtundsechziger-Revoltezeit und „Hippiezeit“ abzugrenzen. Die intentionale Gemeinschaftsbewegung war zwar davon beeinflusst und einige noch heute existierende Projekte wurden aus diesen Kontexten initiiert. Die Eigenschaft von intentionalen Gemeinschaften besteht dahingegen aber darin, über die Opposition gegenüber dem Gesellschaftssystem hinauszugehen und eigene, stabile Alternativen langfristig aufzubauen. Die heutigen lang existierenden intentionalen Gemeinschaftsprojekte sind also entweder, durch die Jahre an der Realität geprüft, aus bewährten Aspekten der damaligen alternativen Aufbruchzeit entstanden und haben sich weiterentwickelt oder sie sind später aus der Ökologiebewegung oder anderen Kontexten entstanden.

Andererseits werden solche Alternativen auch als Potential für gesellschaftliche Krisensituationen und Bedürfnisse gesehen.

„Es werden *Entwicklungsalternativen erhalten* und in einem eingeschränkten gesellschaftlichen Rahmen weiterentwickelt, und es werden damit Argumente für gesellschaftliche Auseinandersetzungen über ein ‚Es geht auch anders‘ bereitgehalten, nicht als bloße Utopie, sondern mit Hinweis auf ihre reale Existenz. Dies erscheint uns als ein *wesentlicher Beitrag zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit*“ (Simon et al. 2004: 29, Hervorhebungen: I.K.).

c) Als *Lern- und Praxisfelder für u.a. Sozialpolitik, Siedlungsplanung, Bildung und individuelle Weiterbildung*: Der größte und wahrscheinlich wirksamste Teil des Wissenstransfers aus intentionalen Gemeinschaften in andere gesellschaftliche Kontexte erfolgt anscheinend nicht als Gesamtmodell (vgl. Kap. 11.1.1). Eine intentionale Gemeinschaft bildet einen kreativen Pool in dem u.a. der experimentelle Austausch von Arbeitsbereichen, die gemeinhin in der Gesellschaft funktional getrennt sind, leichter gelingt. Ihre „Marktlücke“ besteht darin als Pilotgruppe zu fungieren:

„Es gibt eine riesige Konkurrenz gerade im Seminarhausbereich durch Sparmaßnahmen und die Leute haben weniger Geld. So müssen wir immer wieder etwas Neues anbieten. Z.B. hatten wir zweimal pro Monat Bachblütenseminare und -ausbildungen. Das gibt es aber inzwischen an jeder Volkshochschule. Wir müssen immer an der „cutting edge“ als Pioniere tätig sein“ (GEM A A).

Die daraus entstandenen Ergebnisse sind in vieler Hinsicht für gesellschaftliche Bereiche attraktiv. In diesem Sinne fungieren diese Gemeinschaftsexperimente ansatzweise als *Change-Management*⁹⁹. Eine Aussage dazu aus Gemeinschaftssicht:

„Es gibt einen riesigen Bedarf nach neuen Lösungen, auch neuen Kooperationspartnern und wir kommen nicht hinterher. Dafür muss mehr Geld in Gemeinschaftsprojekte fließen, also in konkrete Forschungsprojekte und Stiftungen, von denen die Gesellschaft wiederum etwas zurückbekommt, die total offen ist. Aber die Menschen, die diesen Transfer organisieren, fehlen zum größten Teil noch. [...] Jetzt ist es wichtig zu sehen, was der nächste Schritt ist und nicht nur große Visionen zu spinnen. Sonst werden wir den Bedarf der Gesellschaft nicht bedienen können, wie es eigentlich möglich wäre“ (GEM E C).

Die bisherigen Einflüsse aus der Bewegung intentionaler Gemeinschaften auf die Gesellschaft hängen von mehreren Faktoren ab. 1983 sieht Willke die Gesellschaft in einer paradoxen Situation: Einerseits kann sie den Entwicklungspfad der Umweltzerstörung und des unbegrenzten Wachstums nicht einfach weitergehen, andererseits kann sie nicht einfach konträre Strukturmerkmale einbauen.

⁹⁹ Change-Management hat seine Ursprünge in der betrieblichen Reorganisation in Richtung von Abflachung von Hierarchien und Dezentralisation von Verantwortung (Lange 2002).

Anhand dieses Dilemmas könnte die Wirkung der Kommunebewegung nicht über revolutionäre Ansätze und Kritik, sondern vielmehr durch Desinteresse an der Revolution gesellschaftlicher Strukturen und auf das eigene Leben ausgerichtete Alternativen Einfluss nehmen. Dieses Desinteresse zeigt, dass die Bewegung ein Alternativsystem für den gesamten Lebensbereich der Beteiligten aufbauen kann und es nicht mehr nötig hat, sich über Widerstand und politische Proteste Legitimation zu verschaffen (vgl. Willke 1983).

Diese Art der „sanften“ Revolution wirkt nicht über missionarische Aktivität, Werbung oder politische Demonstration aufgrund von Sekundärmotivationen. Demnach besteht die Wirkung darin intrinsisch dazu zu motivieren.

11.2 Wissenschaftsmethodische Konsequenzen

11.2.1 Sozialwissenschaftliche Umweltforschung als forschungsstrategische Möglichkeitssuche

In den eingangs beschriebenen Ansätzen der integrativen Forschungsstrategie wird immer noch die Erkenntnisstrategie verfolgt, ein Ergebnis – oder vielmehr einen Konsens – über eine Zustandsbeschreibung von Realität, wenn auch integriert und übergeordnet, zu erlangen (vgl. Kap. 2.2.3). Die erörterten Erkenntnisse über die Relativität und Beeinflussung von Wirklichkeit müssten zu viel weiter reichenden Richtungsänderungen in der Wissenschaft führen. Wenn Wissenschaft und Forschung nicht Realität entdecken, sondern – wie erörtert – erschaffen¹⁰⁰, müsste sich das gesamte Ziel- und Erkenntnisinteresse verlagern.

Wenn die Realität das ist, was aufgrund von „Tendenzen“ und „Wirks“ potentiell erschaffen werden kann, kann es in der Wissenschaft nicht mehr nur darum gehen, Ergebnisse von „Tendenzen“ zu beschreiben, die ja letztlich nur das „Abfallprodukt“ der Wirklichkeit sind. Eine Wissenschaft, die nicht zur Produzentin von vermeintlicher Wahrheit und damit Ideologie werden möchte, muss ihr Augenmerk auf jene Prozesse und „Tendenzen“ richten, die das Potential haben, Realität zu generieren. Da diese durch Unsicherheit gekennzeichnet sind, gilt es explizit danach zu fragen, nach welchen Maximen der durch das Relativieren von einschränkenden, impliziten Normativitäten freigewordene Möglichkeitsraum gestaltet werden kann bzw. soll. Dieser Freiraum hat seine Ursachen in einer Abkopplung von den Auswirkungen der Forschung, somit in der paradigmatischen Rollenzuweisung von Wissenschaft und Forschern. Während der positivistische Forscher die Effekte seiner Forschung ausblendet, gehören jetzt deren Wirkungen auf soziale und natürliche Umwelten mit zum Forschungsprozess dazu.

Wenn Wissenschaft sich nicht mehr auf die reine Aufgabe des Wahrheitsentdeckens zurückziehen kann, weil dies untrennbar mit der Erschaffung von Realität verbunden ist, stellt sich die Frage, welchen Verantwortungsbereichen sich offen gestellt werden muss. Ein Weg aus der Apathie des Relativismus ist die explizite Auseinandersetzung mit der Frage, wie mit der Konstruktion von Wirklichkeit umgegangen werden kann. Konkret könnte das heißen, sich auf eine Forschung nach einer Visionssuche zu begeben, warum, wie und nach welchen Prinzipien konstruiert werden könnte. Diese Suche muss nicht in einer Auseinandersetzung verschiedener normativer Theorien oder Ideologien stecken bleiben, sondern könnte integrativ und erweiternd angegangen zu werden. Dazu

¹⁰⁰ Und das gilt letztlich für alle: Von einer positivistischen Perspektive aus ist sich der Wissenschaftler zwar nicht darüber bewusst, dass er Realität erzeugt, sondern ist überzeugt, dass seine Perspektive die Wahrheit ist und die Wahrheit (zumindest teilweise) erkennt. Er ist also nicht in der Lage seine kognitive Beschränktheit und implizite Normativität zu erkennen und damit die anderen Perspektiven gelten zu lassen. Verheerend und unwissenschaftlich dabei ist, dass Konstrukte als Wahrheit dargestellt werden (naturalisierender Fehlschluss).

wird die Frage nach Methoden der Ergebnisgenerierung von Bedeutung. Damit diese nicht ausschließend und normativ verengt entwickelt werden, müssen mehrere Strategien und Vorgehensweisen berücksichtigt werden. Im Wesentlichen geht es um eine integrative, multiperspektivische Methode, die Gegensätze gleichermaßen berücksichtigt. Damit erweitert sie ihren Relevanz- und Wirkungsspielraum. Dies bestätigt auch die wachsende Bedeutung von „Modus-2“-Forschungsarbeiten (vgl. Kap. 2.1).

Eine Forschungsstrategie, die ihr Augenmerk auf Möglichkeiten richtet, Unsicherheiten benennt und diese den Forschungssubjekten und Adressaten der Ergebnisse (letztlich den Menschen) zur Auswahl überlässt, anstatt eindimensionale, vermeintliche Wahrheiten zu produzieren, wird die Forschungssubjekte am Prozess partizipieren. Sie unterstützt durch die Beschreibung von Möglichkeiten und Tendenzen und vermittelt kognitive Einsichten und Handlungskompetenzen und überlässt die Gestaltung von Realitäten den Betroffenen.

Damit stellt sie eine *erweiterte „kognitive Multiperspektive“* bereit und arbeitet als *Potential generierende Wissenschaft*, die auf das Erweitern des Erkenntnishorizonts und daraus folgend *Eröffnen, Sichern und Erweitern von Handlungsmöglichkeiten* statt auf das Erkennen von Wahrheit gerichtet ist. Die Sozialwissenschaften sind *Möglichkeitswissenschaften*:

„Hier geht es nicht mehr um die ‚Suche nach Wirklichkeit‘. Die Wirklichkeit ist da, sie muß mit empirischen Mitteln erfasst, aber – was weit wichtiger ist – sie muß vor allem auf die in ihr liegenden Möglichkeiten befragt werden. Die Sozialwissenschaften prägen ihr Möglichkeitssinn“ (Lepenies zit. nach Novotny 1996: 162).

In einem Forschungsprozess, der seine Normativitäten, Erkenntnisinteressen und Wertperspektiven offen legt, erweitert sich der Wirklichkeitsraum um jene bewusst mitgedachten Unsicherheiten und damit Möglichkeiten. Der Erhalt von Möglichkeiten nimmt im interdependenten Universum letztlich die holistische Dimension an, weil der Bezug auf Partikulareinheiten ja in sich eine Einschränkung darstellt. Um das Prinzip der Möglichkeitserweiterung fortlaufend aufrechtzuerhalten, muss folglich alles mit einbezogen werden, das die Forschungsfelder beeinflussen könnte.

Vom jetzigen Erkenntnisstand und der kulturellen Praxis in ihren Abhängigkeiten ausgehend ist die Sicherung von Möglichkeiten und der damit verbundene Erhalt der menschlichen Lebensbedingungen fundamental an natürliche Ressourcen, die Stabilität des Klimas und der Biosphäre gebunden. Das Offenhalten jener Möglichkeiten als langfristiges Prinzip liegt dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung zugrunde.

„Ein Leitbild wie jenes der nachhaltigen Entwicklung setzt auf einen Entwicklungspfad, der sich angesichts der ungewissen Entwicklung und der vielen vorhandenen lokalen Instabilitäten so robust und resilient wie möglich – und das heißt einer ungewissen Zukunft gegenüber offen und in multipler Weise anschlussfähig – erweisen soll. [...] Die Vielzahl multipler Endoperspektiven gewinnt Vorrang vor einer universellen oder generalisierbaren Exoperspektive“ (Novotny 1996: 160).

Die Studie „Great Transition“ weist auf ein „Denken in Möglichkeiten“ hin. Es liegt in menschlicher Hand, „Entscheidungen für oder gegen eine der möglichen Zukünfte zu fällen“. Die Zukunft ist offen und abhängig davon, „wie soziale und ökologische Konflikte gelöst und welche grundlegenden Strukturentscheidungen getroffen werden“ (Raskin et al. 2003: 7f).

Schließlich besteht der Wert von Wissenschaft darin, eher eine unabhängige als eine objektive Reflexionsfläche bereitzustellen, um die Teilperspektiven zu verbinden und zu integrieren. Insofern wäre die Wissenschaft nicht Verkünderin **der** Wahrheit, sondern Vermittlerin zwischen den **Wahrheiten**.

11.2.2 *Der Beitrag einer transformativ-integrativen Wissenschaftsforschung*

Eine sozial-ökologische Forschung nötigt zu einer integrativen Vorgehensweise, Weltsicht und Handlungsweise, denn jedes Ausklammern und Abtrennen von Wirklichkeitsfaktoren birgt die Gefahr ihrer unkalkulierbaren und letztlich destruktiven Einflussnahme von einer erzeugten „Außenwelt“, die (kognitiv) nicht in die Mitwelt miteinbezogen wurde. Von einer integrativen Warte aus verringert jeder Ausschluss eines Faktors die Bandbreite der auf realistischen und empirischen Handlungsspielräumen beruhenden Möglichkeiten. Mit der Prämisse der holistischen Metaperspektive und des integrativen Ansatzes wird die Möglichkeit des Missbrauchs durch Partikularinteressen ausgeschlossen. Das Nachhaltigkeitskonzept bedarf also eines holistisch-integrativen Bezugs, um nicht in sich selbst „relativiert“ werden zu können (vgl. Vier-Quadrantenmodell: Kap. 10.3).

Allerdings bildet sich das „Ganze“ nicht durch von außen erkennbare und abgrenzbare Ähnlichkeiten, sondern vielmehr durch Verbindung und aufeinander Abstimmen im Sinne eines Orchesters der Vielfalt von bereits vorhandenen Teilen. Die Synthese erfolgt also durch Erweiterung der kognitiven Perspektive hin zu einer Metaperspektive, die sich dadurch auszeichnet, dass dichotome Aspekte in einem erweiterten Zusammenhang in konstruktive Relation zueinander gesetzt werden können.

Es gibt bereits Forschungsprojekte, die dies verfolgen. Beispielsweise hätte nach Reichert et al. (1993: 351) angesichts des maßlosen Umgangs der Gesellschaft mit ihren Lebensgrundlagen eine Auseinandersetzung über die Organisationsformen von Wirtschaft und Politik einzusetzen, denn Umweltprobleme sind immer auch Probleme gesellschaftlicher Ordnung und Kommunikationsprobleme. Die aus jenem Forschungsprojekt entwickelte „verständigungsorientierte Umweltpolitik“ versucht Politiker, Umweltengagierte etc. zu beraten, sich am Model der kommunikativen Rationalität, d.h. machtfreier Verständigung aller Betroffenen, zu orientieren. Die Rolle der Wissenschaftler ist hierbei, Vorschläge zu machen und Möglichkeiten aufzuzeigen, die in eine argumentative Entscheidungsfindung unter Vertretung aller vom Problem Betroffenen einfließen (ebd.).

Jaeger vermutet, dass eine Wissenschaft mit globalem Wissensanspruch Mitverursacherin von Umweltproblemen ist. Deshalb sollte ein humanökologischer Ansatz bei der Frage nach der Lösung von Umweltproblemen keine objektive Position einnehmen, sondern das eigene Wissen als lokales (spezielles) Wissen behandeln (Jaeger 1996: 176). Anknüpfend an Habermas (1987) – allerdings mit problemlösungsorientiertem Ansatz – „könnte eine hermeneutisch orientierte Sozialwissenschaft zur Lösung konkreter Umweltprobleme beitragen, indem sie das lokale Wissen relevanter Gemeinschaften – einschließlich wissenschaftlicher Gemeinschaften – in einen integrativen Kommunikationsprozeß einbringt“ (Jaeger 1996: 177). „Für die Soziologie wie für jede andere Wissenschaft bedeutet das den Verzicht auf den Anspruch, globales Wissen anzubieten“ (Jaeger 1996: 177).

Wie anfangs erörtert, steht die sozialwissenschaftliche Umweltforschung vor einer Herausforderung: Einerseits wurde soweit offen gelegt, dass die Nachhaltigkeitskrise eine Krise der Gesellschaft und nicht der Umwelt ist. Andererseits wird die Krise immer noch vornehmlich mit technischen Mitteln zu lösen gesucht. Die Situation scheint der in der Wissenschaft zu entsprechen: Angewandte Forschung ist im Allgemeinen technikorientiert. In der Soziologie gibt es keine multiperspektivisch, partizipative, angewandte Forschung im Sinne von konkretem Design und experimentellem Erproben verschiedener Formen des Zusammenlebens.

So könnte das durchgeführte Forschungsvorhaben auch mit Richtungen aus dem ökologischen Design in Verbindung gebracht werden. Die Designwissenschaftler Richard Buchanan und Victor Margolin bemängeln, dass Design bisher auf die Planung der Produkte ausgerichtet war und nicht als

eine Aktivität, die jeder praktiziert und das die Produkte vielmehr die Ergebnisse von *Handlungen* sind (Wahl 2006: 15). Daniel Wahl erörtert daraufhin ein *ecological or salutogenic design*, das eine umfassendere Perspektive von Design als Gestaltungsprozess und dessen Verantwortung bei der Gestaltung einer nachhaltigen Lebensweise, Technik und Gesellschaft in allen Bereichen des Lebens hat. Ökologische, nachhaltige Gestaltung heißt demnach ganzheitliche heilsame und gesunde Gestaltung, die durch Berücksichtigung aller beeinflussten und einbezogenen Faktoren und Akteure partizipativ in konsensorientierten Gestaltungsprozessen vollzogen wird. Der Designprozess wird fundamental durch die Art der Wahrnehmung, die durch Weltanschauung geprägt wird, gelenkt. Er beschreibt dabei als Themen ökologischen Designs: Bildung als ökologische Alphabetisierung und Handlungsbefähigung, gesunde Ernährung und Agrarkultur, Entwurf angemessener ökonomischer Systeme, nachhaltige Währungen und Finanzsysteme, Energieeffizienz, nachhaltige Konsummuster, Mobilität, Wasser-Verbrauch und Renaturierung (Wahl 2006). Damit das *salutogenic design* über die Technikorientierung hinauswächst, könnte die Einbeziehung sozial-ökologischer Gemeinschaftsformen beitragen. In diesem Sinne wäre beispielsweise der hier vorgelegte Ansatz als Design nachhaltiger, gesunder Sozialstrukturen interpretierbar.

Im Forschungsprozess wurde an einer Methode gearbeitet, die *transformative Integration* genannt werden kann. Damit wird nachhaltige Entwicklung dann vollzogen, wenn ein Akteur

- a) sich seiner eigenen inneren Strukturen, Prozesse, Erhaltungs- und Optimierungsbedürfnisse 1. in sich selbst und 2. in ihrer Wechselwirkung und Einbettung in die Umwelten bewusst macht und
- b) sein Gestaltungs- und Handlungspotential 1. erweitert und 2. auf die Optimierung und Transzendenz im Sinne einer Dimensionserweiterung (Transformation), die die Möglichkeiten potenziert, handelt.

Mit der Erkenntnis der Verantwortung durch die Wirklichkeitskonstitution mittels Bewusstseinsprozessen und dem Ziel, wissenschaftliche, geistige, emotionale und technische Erkenntnis- und Erfahrungsprozesse in den Dienst der Harmonisierung aller Aspekte des Universums zu stellen, kann dem Prinzip der *transformativen Integration* gefolgt werden. Konflikte und Dualitäten werden versucht zu lösen, in dem eine übergeordnete Ebene und Dimension gesucht wird, von der aus beide Positionen, Modelle oder Theorien logisch und schlüssig verstanden werden können. Verschiedene Methoden, dies konkret umzusetzen, wurden in den Untersuchungsprojekten entwickelt und hier beschrieben (vgl. vor allem Kap. 8.2; 9.1.4 u. 9.1.5).

11.2.3 Zur Erforschung von Gemeinschaft(en)

Es wurde wohl deutlich, dass Gemeinschaft ein Thema ist, das die wissenschaftliche Forschung in mehrerlei Hinsicht vor Herausforderungen stellt. Tatsache ist, dass eine systematische, soziologische Forschung über Gemeinschaft bis heute nicht existiert (Grundmann 2006a: 9), sondern deren Hauptkategorien Individuum und Gesellschaft sind. Nach diesem Forschungsvorhaben müsste klar geworden sein, dass allein mit einer theoretisch-analytischen Methode „Soziale Gemeinschaft“ niemals wirklich erschlossen werden kann. Thematisiert wird Gemeinschaft allerdings in zahlreichen soziologischen Bindestrichdisziplinen und in den meisten Makrotheorien werden Formen des Verfalls oder der Veränderung von Gemeinschaftsstrukturen interpretiert¹⁰¹. Explizit und am umfassendsten wird Gemeinschaft in der politisch-philosophischen Debatte, dem Kommunitarismus, behandelt. Dieser „Diskurszustand“ ist eine Ursache oder vielleicht Folge davon, dass Gemeinschaft

¹⁰¹ vgl. u.a. Luhmann (1993); Habermas (1987); Beck (1996).

weniger als Qualität oder Phänomen an sich beforscht wird, sondern als Vehikel oder Rahmen für andere Themen als relevant auf die Agenda tritt oder bewusst hinzugezogen wird. Der Hauptdiskurs ist stark von der Auseinandersetzung mit Theoretikern und der Frage, inwieweit und wie Gemeinschaft die gesellschaftliche Ordnung sichern kann, geprägt. Eine inhaltliche oder empirische Forschung, die über Einzelfallbeschreibungen hinausgeht, findet aber bisher so gut wie keinen Raum.

Ein weiteres Forschungsfeld bilden philosophisch-soziologische Arbeiten über Gemeinschaft in der Tradition und Auseinandersetzung mit soziologischen Klassikern wie Ferdinand Tönnies und Max Weber (z.B. Bickel 1990; Giesing 2002; Lichtblau 2000). Die reflexive Auseinandersetzung mit dem Werk von Ferdinand Tönnies (1963) arbeitet theoretisch und ist bisher nicht in der Lage, andere relevante Ansätze zu berücksichtigen (vgl. Kap. 9.1.1). Zudem liegt sein Wirken über hundert Jahre zurück und eine an ihm orientierte Gemeinschaftsforschung¹⁰² reproduziert immer wieder seine Kategorien, auch wenn die Empirie betrachtet wird. Auf diese Art wird Gemeinschaft immer ein auf veralteten Denkstrukturen basierendes theoretisches Konstrukt bleiben und als solches immer wieder neu geschaffen werden, idealisiert oder kritisiert, aber nicht in dem Freiraum der Gestaltung erkannt werden können, der „Gemeinschaft“ eigentlich innewohnt: Sie entsteht durch soziales Handeln und entfaltet ihr Potential auf Basis der sozialen Kompetenzen der beteiligten Individuen.

Die Tatsache, dass *soziale Experimente* existieren und derzeit vermehrt entstehen, ist eine Irritation und Provokation für die Sozialwissenschaften. Die Irritation wird dadurch erzeugt, dass sich Menschen freiwillig und bewusst auf einen „Lebensforschungsprozess“ einlassen und die Mitglieder zugleich Probanden im Forschungsfeld und „Auswerter“ der „Lebensergebnisse“ sind. Die Logik des wissenschaftlichen Experiments von Objekt und Beobachter ist gestört. Allerdings lässt sich vor dem Hintergrund des Konstruktivismus und der Quantenphysik, dass Beobachter und Forschungsobjekt ein Beeinflussungsverhältnis haben, deren Rollenverteilung nicht trennscharf aufrechterhalten. Trotzdem sind die Gemeinschaftsexperimente keine wissenschaftlichen Experimente, weil sie nicht systematisch genug Fragestellungen und Erkenntnisinteressen behandeln, sondern ihre Intentionen und Wege durch andere Ziele oder persönliche Motivationen beeinflusst werden und eine systematische Analyse bisher fehlt. In der nachhaltigkeitsorientierten Umweltsoziologie steht ein experimentelles Forschen an, allerdings braucht es dafür adäquate Methoden.

Das Thema „Gemeinschaft“ ist sozial und ereignet sich nicht nur, aber auch auf rationaler Ebene. Es ist anthropologisch gewachsen, historisch und kulturell beeinflusst und in der heutigen individualisierten Gesellschaft stellt es herrschende Paradigmen in Frage (Willke 1983), die auch der Wissenschaft implizit zugrunde liegen. Wissenschaft erschließt ihre Felder durch Analyse, aber Gemeinschaft ist das Prinzip der Verbindung und Integration. Um Gemeinschaft wirklich zu beforschen und über implizite kulturelle Muster und wissenschaftsmethodische Kurzschlüsse hinauswachsen zu können, reichen soziologische Beschreibungen, die Interaktionsprozesse analysieren und systematisieren, aber die Motivation dafür als „naturwüchsig“ oder aus einem Wesenswillen (Tönnies 1963) kommend sehen, nicht aus. Auf diese Weise wird nicht die Gesamtheit der Wirkebenen von Gemeinschaft ergründet werden können und immer ein Teilaspekt zur Erklärung des Ganzen herhalten müssen und letztlich die Ergebnissuche fehlerhaft.

Letztendlich kann sogar geschlussfolgert werden, dass konzeptionelle Beschreibungen und Systematisierungen – sei es das grundlegende Prinzip „Gemeinschaft“ oder bestimmte Projekte wie die Untersuchten betreffend – nichts weiter als Momentaufnahmen in Entwicklungsprozessen sind. Solche Beschreibungen laufen daher eher auf eine „Fliegenbeinzählerei“ von Gemeinschaftsforschung hin-

¹⁰² vgl. die Tönnies-Gesellschaft: <http://www.ftg-kiel.de/ftg.htm> (05.06.08).

aus. Obwohl dies auch legitim und wertvoll ist, muss klar sein, dass damit die Punkte einer kaum wieder überprüfbar, verfolgten Konstruktion erklärt werden. Damit geht es keineswegs nur um die zeitliche Dimension. Genauso handelt es sich um eine bestimmte Perspektive und Konstruktion des Untersuchungsobjektes, das wesentlich vom Beobachter und seinem Weitwinkel abhängt. Somit wird diese Art der Beschreibung immer zu einem Konstrukt werden, dem implizit Annahmen zugrunde liegen – beispielsweise über die „Natur der Frau und der des Mannes“ (Tönnies 1963), des Menschen oder die eigenen sozialen Kompetenzgrenzen des Forschers.

Zudem kommt hinzu, dass Gemeinschaft mit der vorherrschenden Herangehensweise nicht in all ihren Dimensionen erfasst werden kann und es zu Fehlinterpretationen kommen kann. Durch die analytisch-kritische Methode können nur abgetrennte Einzelfragmente erschlossen werden, die zu verkürzten Schlüssen führen, da Gemeinschaft sich eben gerade durch Verbindung und Synthese auszeichnet. Außerdem findet sie auf weiteren Ebenen wie der mentalen Ebene, so z.B. der emotionalen und intuitiven Ebene statt, die so nicht erschlossen werden können.

So wie Technik als angewandte Physik und Medizin als angewandte Biologie betrachtet werden kann, müssten eigentlich *soziale Experimente* in wissenschaftlicher Begleitung als angewandte Sozialforschung bezeichnet und betrieben werden. Genau wie in Medizin und Technik besteht in den Sozialwissenschaften die Gefahr der Vereinnahmung durch Ideologien und Machtinteressen.¹⁰³

Um dem vorzubeugen gilt es also, einen dritten Weg zwischen objektiver Wissenschaft, die das Thema nicht zu berühren vermag, und ideologisch motivierter Forschung zu beschreiten. Dies wurde in der vorliegenden Arbeit mit einer *transformativ-integrativen* Methode und einem explizit normativen und weiterentwicklungsfähigen sozial-ökologischen Erkenntnisweg zu nachhaltigen Lebensweisen versucht.

Angesichts dessen ist es m.E. nach dringend erforderlich, eine angewandte Sozialforschung zu begründen, die über statistische Analysen hinausgehend, Möglichkeiten und Techniken für ethisches, friedliches und sozial-ökologisch nachhaltiges Leben erforscht. Zuerst steht es jedoch an, Methoden dafür zu entwickeln, damit ein solches Experiment nicht (unbewusst) als Projektionsfläche und Feld für die Umsetzung partikularer Interessen und Wünsche vereinnahmt werden kann. D.h. vermutlich, dass primär Methoden der Wahrnehmungserweiterung und Reflexion angewandt und weiterentwickelt werden müssten, statt sofort Konzepte der Umsetzung aufzuzeigen. Das hat die empirische Forschung bewiesen und die Untersuchungsprojekte haben dafür im Laufe ihrer Lernprozesse konkrete Praktiken entwickelt.

Der vorliegende Forschungsprozess hat ansatzweise bewiesen, dass eine prozessorientierte Erforschung von Gemeinschaft möglich ist. Es ging nicht darum, konkrete Gemeinschaften zu beschreiben, denn „Gemeinschaft“ wirkt hinter dem konkreten, manifestierten sozialen Gebilde. Gemeinschaft(en) ist und sind letztlich ein Gestaltungsfreiraum. Dieser Freiraum lässt sich nicht nur durch Begrenzungen und Gesetzmäßigkeiten fassen. Es geht dabei vor allem um Entwicklungsperspektiven, das Nachzeichnen von Prozessen und das Auftun von Möglichkeiten. Solch eine Gemeinschaftsforschung ist konstruktiv-emanzipativ.

Für eine angemessene (sozialökologische) Gemeinschaftsforschung ist also das Weiterentwickeln von Wissenschaftsverständnis und -methodik vonnöten. M. E. nach reicht es aber nicht aus, „emotional-intuitive“ Bereiche durch analytische Methoden „von außen“ zu beforschen, wie das Aufspüren von Gehirnarealen und deren Funktion. Es geht darum, dass sich der Sozialforscher zum Messinstru-

¹⁰³ Zu Recht wird als das verheerendste Beispiel der Umsetzung „sozial-politischer Utopie“ das dritte Reich angeführt (vgl. Breuer 2002).

ment entwickelt. Ein Forscher, der nicht selbst wahrnehmungsfähig ist für feine und subtile Kommunikationsprozesse, wird diese auch in den Untersuchungsprojekten nicht wahrnehmen können.

Sowohl vom Standpunkt einer unabhängigen sozialwissenschaftlichen Forschung, die Gruppen und das Phänomen Gemeinschaft erforschen möchte, als auch von einer sozialökologischen Perspektive, nachhaltige Lebensweisen zu suchen, ist es daher dringend nötig „Gemeinschaft“ oder „Kommune“ nicht primär als Raum für politische Ideologien, psychologische oder philosophische Menschenbilder oder ökologische Utopien zu beforschen. Stattdessen steht eine nüchterne Erforschung als Möglichkeitsraum in seiner Beschaffenheit und seinem Potential an.

Ergebnis dieser Untersuchungen ist es, dass Gemeinschaft ein Instrument sozialer Gestaltung von unten ist, da es durch die beteiligten Akteure viel unmittelbarer gestaltet werden kann als vergesellschaftete Institutionen, in denen sich an formalisierte Regeln angepasst werden muss. Daher birgt das soziale Gebilde Gemeinschaft eindeutig ein größeres Freiheitspotential für individuelle Gestaltung als vergesellschaftete Gebilde. Diese Freiheit führt in der Umsetzung zu mehreren Möglichkeiten und zwar der ganzen Bandbreite der Verwirklichung von demokratisch, nachhaltiger Gemeinschaft bis hin zu totalitären Herrschaftsstrukturen.

Die derzeitigen wissenschaftlichen Diskurse über Gemeinschaft sind eifrig damit beschäftigt, zu definieren, was Gemeinschaft *ist* und was sie nicht sein kann, anstatt sie auf die Kompetenzen und Intentionen der Akteure beziehend als offenes Manifestations- und Möglichkeitsfeld zu begreifen. Denn das würde bedeuten, den wahrheitsdefinitorischen Standpunkt zu verlassen, sich nicht nur in Definitionsdetails zu verlieren und über die „Grenzen von Gemeinschaft“¹⁰⁴ auf äußerer, struktureller, institutioneller Ebene hinaus denken zu müssen. Wo soziale Formen geschaffen werden, wäre dann weniger die Beschreibung der sozialen Form der Gegenstand von Forschung, sondern diejenigen Prozesse und Kräfte, die das Resultat hervorgebracht haben.

Gemeinschaft hat also das Potential sowohl zur Befreiung aus festgefahrenen Ordnungsstrukturen als auch als Mittel der Vereinnahmung benutzt zu werden, weil sie zunächst keinen Rahmen außer dem, den die Akteure selbst schaffen, bereitstellt. Das unterscheidet auf der Ebene konkreter Gebilde Gemeinschaften von Institutionen.

¹⁰⁴ Diese von Helmut Plessner 1924 veröffentlichte Schrift wurde in der Soziologie viel zitiert (vgl. Plessner 2002). Der authentische Gemeinschaftswille allein reicht nach Plessner zum Zusammenleben nicht aus, der Mensch bedarf vielmehr sekundärer sozialer Regeln, die ihm ein funktionierendes Zusammenleben garantieren.

12. Als Ausblick: Reflexion und Transformationswissen

12.1 Selbstevaluation: Was konnte das Forschungsprojekt leisten?

Wie in Kapitel 2.2.2 angekündigt, wird das Forschungsprojekt nun auf seine Methoden und Verfahren reflektiert und evaluiert. Die in der Tabelle aufgeführten Schlüsselfragen für Nachhaltigkeitsforschung nach Nölting et al. (2004) wurden als Selbstevaluation im Hinblick auf die methodischen Anforderungen von Normativität, Integration und Partizipation für Projekte der Nachhaltigkeitsforschung als Maßstab für den Forschungsprozess hinzugezogen.

Eine empirische Erforschung intentionaler Gemeinschaftsprojekte, die soziale Bereiche beobachten möchte, misst sich in ihrer Güte an mehreren Faktoren. Erstens ist eine reine Beobachtung immer selektiv und nach konstruktivistischen Erkenntnissen implizit normativ, weswegen die Ergebnisse durch die fehlende bewusste und explizite Bezugnahme des Forschers auf normative Hintergründe, die gerade in diesem Bereich viel Raum für suggestive Wirkung haben, zu *naturalistischen Fehlschlüssen* führen. Soziale Phänomene erfordern der Interpretation im Hinblick auf bestimmte Prinzipien, in diesem Fall wurde die nachhaltige Entwicklung verwendet.

Tab. 11: Evaluation des Forschungsprojekts (nach Nölting et al. 2004).

Anforderungen	Fragen zur (Selbst-)Evaluation (Nölting et al. 2004)	Antworten von Iris Kunze
Normativität	1. Welche Wertvorstellungen und Ziele haben die Akteure im untersuchten Praxisfeld? Wie werden diese empirisch untersucht?	Die Projekte wurden gezielt anhand deren Nachhaltigkeitsintentionen ausgewählt. Die Untersuchung erfolgte vor allem mittels Feldforschung.
	2. Wie bezieht sich das Projekt auf nachhaltige Entwicklung? An welche Ziele und normativen Orientierungen knüpft es an?	Die Grundprämissen der Nachhaltigkeitsforschung als Orientierungsleitlinie; Prinzipienweiterentwicklung statt reine Indikatorenorientierung.
	3. Welche Rolle nimmt das Projekt im gesellschaftlichen Diskurs über das Konzept der nachhaltigen Entwicklung ein?	Aufzeigen möglicher Wege; Anregungen für Planung, Zivilgesellschaft, Erziehung und Bildung durch die Erforschung konkreter Beispiele.
Integration	4. Welche Zusammenhänge betrachtet das Projekt, die von disziplinärer Wissenschaft ausgeblendet würden? Was ist die übergreifende Problemdefinition?	Soziale Prozesse im Zusammenhang mit ressourcenschonendem Verhalten. Fehlende Wege zu nachhaltiger Lebensweise: Vernachlässigung der Genese sozialer Ordnungsstrukturen.
	5. Welche Wissensbestände und -formen (wie Theorien, Analysen, Erfahrungen) integriert das Projekt? Mit welchen Konzepten?	Nachhaltigkeitsforschung (Siedlungsplanung etc.) sowie Vergemeinschaftungsansätze und soziale Bewegungsforschung; Konzept: Prinzipiensuche.
	6. Welche sozialen Differenzen werden im Forschungsprozess überbrückt? Mit welchen Verfahren?	Diskrepanz zwischen Außendarstellung und Realität in den Untersuchungsprojekten; Ergründen möglicher z.B. subtiler Hierarchien bei basisdemokratischer Organisation: Teilnehmende Beobachtung, Gespräche mit Aussteigern.
	7. Wie werden die Bearbeitung von Teilaufgaben koordiniert und die Ergebnisse zusammengeführt? Wie	Schrittweises Verallgemeinern der empir. Ergebnisse, Rückbezug auf allgemeine Theorie (über Vergemeinschaftungsprozesse).

	findet das Projekt eine Balance zwischen Fokussierung und dem „Blick aufs Ganze“?	Übergeordnet werden theoretische Prinzipien abgeleitet (I. Teil), empirisch konkret im Detail überprüft und revidiert (II. Teil) und wieder schrittweise durch Synthese verallgemeinert (III. Teil).
Partizipation	8. Welche Funktionen haben Praxisakteure für den Forschungsprozess? Welche Rolle nehmen sie im Projekt ein?	Als Lernfelder und Experten, die „experimentieren“, deren Aussagen und Erfahrungen durch die theoretische Metaperspektive der Kriterien und der Feldforschung gedeutet und in ihren ideellen Kontext gesetzt interpretiert werden.
	9. Nach welchen Kriterien werden Praxisakteure ausgewählt? Mit welchen Verfahren werden sie in die Projektarbeit eingebunden?	Prinzipien aufgrund der Nachhaltigkeitsforschung haben zu einem kriteriengeleiteten Auswahlverfahren geführt; Einbindung als Experten durch Interviews.
	10. Wie gehen die Akteursperspektiven in die Projektergebnisse ein? Wie anschlussfähig sind die Ergebnisse an den Praxisalltag?	Als „Praxisforschungsergebnisse“ begriffen wurden die Erfahrungen durch qualitative Inhaltsanalyse herauskristallisiert; Anschlussfähigkeit ist nicht für die Untersuchungsfälle, sondern allgemeinere soziale Gebilde gedacht und ist als allgemeine Ebene der Nachhaltigkeit flexibel gehalten.
	11. Welche Interessen- und Machtverhältnisse finden sich im Praxisfeld und wie geht das Projekt damit um?	Ggf. Interesse an wissenschaftlicher Zusammenarbeit, um eigene Ideologien besser zu legitimieren; → Distanzierung, Unterscheidung der Ideologie und der Nachhaltigkeitsziele, Anonymisierung der Einzelprojekte, Forschung zielt auf allgemeinere Prinzipien und Prozesse; Loslösen vom Einzelfall

Ziel war es, die Beobachtungen aus den Einzelfallanalysen zu „entpersonifizieren“ und zu „entprojektivieren“, d.h. die Wirkzusammenhänge differenziert aufzudecken, damit als letzte Instanz die Ursache für bestimmte Prinzipien in ihrem Gelingen oder Scheitern nicht auf einzelne Persönlichkeiten oder ein spezifisches Gemeinschaftsprojekt beschränkt bleibt. Es wurde versucht, die dahinter liegenden Prinzipien aufzudecken, soweit dies bei den hochkomplexen Themen Gemeinschaft und nachhaltige Lebensweise möglich ist. Die Ergebnisse, speziell das „Set in progress“ sozial-nachhaltiger Prinzipien, sind nicht als aus der Theorie und empirischen Beobachtung gewonnene Ergebnisse über den Zustand von sozialen Gebilden gedacht, sondern als Wirk-Potentiale im Sinne von Entwicklungsanstößen, die bestimmte Wege der Nachhaltigkeit einleiten können.

Die empirischen Forschungsmethoden wurden wie erläutert im Forschungsprozess weiterentwickelt und optimiert. Anknüpfend an die qualitative Einzelfallanalyse (nach Mayring 1990) und die Feldforschung (nach Girtler 2001) erwies sich eine teilnehmende Beobachtung als sinnvoll, in der die Forscherin die Projekte für eine gewisse Zeitspanne besuchte und dort am alltäglichen Leben teilnahm. Es wurde ein mittleres Maß zwischen „Beobachtung“ und „going native“ ausgelotet. Hintergrund waren die Beobachtungen, dass einerseits eine distanzierte „journalistische“ Forschung oberflächliche oder suggestive Ergebnisse bringen kann, in denen die eigenen theoretischen Vorannahmen und Gefühle¹⁰⁵ die meist nicht gleich zu erschließenden Zusammenhänge verzerren. Andererseits verhindert eine zu nah involvierte Position – vor allem wenn ein Forscher selbst in einer Gemeinschaft lebt – eine distanzierte Metaperspektive. Es entsteht bisweilen eine Schiefelage, weil er

¹⁰⁵ Empfehlung aus der „grounded theory“ ist deshalb, theoretische Vorannahmen weitestgehend außen vorzulassen, um offen für die Beobachtungen und Erfahrungen im Feld zu sein (vgl. Glaser et al. 2005: 257).

so die internen Ereignisse detaillierter beschreiben kann, sie aber weniger differenziert „entprojektifizieren“ kann.

Die ausgelotete Methodik sah also ein temporäres „going native“ in das Projekt, Mitleben und Mitarbeiten vor. Die während und nach dem Aufenthalt stattfindende Analyse wurde auch nicht nur mental-reflexiv vorgenommen, sondern mit Methoden der Emotions- und Empfindungsbeobachtung¹⁰⁶ unterstützt. Insofern konnten Empfindungen und Emotionen als weitere Datenbasis hinzugezogen werden, indem zu einer Interpretationsebene vorgedrungen wurde, die das emotionale, konkrete Gemeinschaftserfahren bewusst auch im Kontext eigener Hintergründe beleuchtet und erkennt.

Durch vergleichende Synthese der Ergebnisse aus der Reflexion der Empfindungen, konkreten Beobachtungen, Aussagen, Informationsmaterial und Interviews und der anfänglichen theoretischen Heuristik zu Nachhaltigkeit und Gemeinschaftsforschung konnte im Erleben über den Bezug zu Einzelprojekten hinausgegangen werden. Auf dieser Basis wurden die empirischen Ergebnisse „entpersonalisiert“ und „entprojektifiziert“ und so auch zu einer Metaperspektive auf Vergemeinschaftung und Nachhaltigkeit gelangt.

Das Forschungsprojekt versuchte konsequent die Erfordernisse einer transdisziplinären, integrativen, d.h. alle Einflussfaktoren berücksichtigenden Strategie im Rahmen des Möglichen zu verfolgen, was sich schon im Erkenntnisinteresse nach Wegen zukunftsfähiger Lebensweise spiegelte. Dass mit diesem Ansatz eben gerade nicht der Anspruch für das Detail gehegt wird, hat zweierlei Ursachen: Erstens waren der Forschungszugang und die daraus resultierende Methodik synthetisch-potentiell und weniger analytisch-deskriptiv, d.h. der Untersuchungsschwerpunkt lag auf den Zusammenhängen mit dem Ziel, eine ganzheitliche Metaperspektive zu gewinnen und weniger auf dem Beschreiben von Einzelphänomenen oder Handlungsanweisungen. Zweitens ist es Teil des Ergebnisses, dass die Zukunft umso nachhaltiger ist, je offener und d.h. weniger konkret und genau sie geplant wird. Statt rigider Handlungsstrategien wird der Grundtenor für Zukunftsfähigkeit eher in einer vorausschauenden Umsicht erkannt, die diejenigen Wege wählt, die wiederum die Möglichkeiten erweitern und damit auch Ökologie und Demokratie zusammenführen kann.

12.2 Transformationserfahrungswissen

Das Hauptanliegen des Forschungsvorhabens war das Erzeugen von Transformations- und Handlungswissen für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit. Die zentrale Forschungsfrage, die sich aus der Suche nach sozial-nachhaltigen Prinzipien ergab, war die nach Entstehungsprozessen sozialer Regelungsstrukturen (Vergemeinschaftungsprozesse), die sozial-ökologische Transformation (nach Becker et al. 2006) gewährleisten und damit nachhaltig sein können.

Die in den „Sets in progress“ *sozial-nachhaltiger Prinzipien* zunächst aus der Literatur zusammengetragenen und dann aus der empirischen Forschung erarbeiteten Methoden und Praktiken stellen Wege dar, wie Akteure in sozialen Gebilden sozial-nachhaltige Entwicklung gestalten können. Sie stellen in ihren Themenbereichen wichtige Handlungsanregungen dar. Diese Wege sind aus den konkreten Situationen und Entwicklungsanforderungen der untersuchten Intentionalen Gemeinschaften so abgeleitet, dass übertragbare Praktiken und Prinzipien auf andere soziale Gebilde angewandt werden können. Solche sozial-ökologischen Transformationsexperimente wie die untersuchten Ge-

¹⁰⁶ Zur Bewusstwerdung und Empfindungsbeobachtung wurde die Methode der Vipassana-Meditation angewandt (vgl. Hart 1987).

meinschaftsprojekte sind Felder, die zur Erkundung der vernachlässigten Dimension sozialer Gestaltungsmöglichkeiten im Kontext der umgebenden Gesellschaft und Kultur Wesentliches beitragen.

Anhand ihrer Praktiken lässt sich erkennen, dass am Ende der Moderne, die mit dem Stichwort der Individualisierung untrennbar verknüpft ist, *Gemeinschaft* in neuer Form zur Lösung der sozialen und ökologischen Krise wieder an Bedeutung gewinnt. Die empirischen Ergebnisse haben deutlich bestätigt, dass soziale Gemeinschaftlichkeit nicht durch Zuschreibung herbeigeredet oder durch moralische Appelle angeordnet werden kann (vgl. Kap. 8.1.2). Gemeinschaft entsteht durch freiwilliges, bewusstes Interagieren in einem Rahmen, der formalisierte und persönliche Kontexte gleichermaßen ermöglicht. Es wurde immer deutlicher, dass Vergemeinschaftung kein alleiniger sozialer Vorgang ist, sondern in seinem Inhalt, seinem Gelingen und seiner Qualität an sowohl individuelle, soziale Kompetenzen, wie kulturelle, politische und rechtliche Rahmenbedingungen und materielle Ressourcen gekoppelt ist. Allerdings braucht nachhaltige Gemeinschaftsbildung nicht dem Zufall überlassen werden. Durch Bildung, Bewusstseinsentwicklung und Sensibilisierung für Beziehungsgefüge zwischen Menschen und mit der Natur können Vergemeinschaftungsprozesse greifbar und erfahrbar gemacht werden und dienen zugleich als Motivator für kooperatives, empathisches und ökologisches Verhalten. Das Entscheidende liegt dabei in der Art und Weise der strukturellen Voraussetzungen und der Bildung, da diese sozialen Kompetenzen nicht allein durch rationales Erfassen und Wissensvermittlung erlernt werden können. Gemeinschaftsprozesse müssen individuell erfahrbar gemacht werden, damit sich jeder als Individuum erleben und das eigene Gestaltungspotential entfalten kann.

Wenn im Nachhaltigkeits- und Kommunitarismuskurs oder in der Politik von der Notwendigkeit eines neuen Gemeinsinns gesprochen wird, der wie hier ermittelt immer offensichtlicher auch für ökologisch zukunftsfähige Lebensweisen essentiell ist, dann ist es an der Zeit, über moralische Appelle hinauszugehen. Gemeinsinn muss und kann erlernt und kultiviert werden wie das Lesen und Schreiben. Die empirischen Untersuchungen haben Wege der Entwicklung von konkreten Bildungsinhalten und -methoden dahingehend aufgezeigt. Diese sind in den, durch zuvor hergeleitete sozial-nachhaltige Kriterien ermittelten intentionalen Gemeinschaften durch Erfahrung und Intention entstanden und durch die Anwendung weiterentwickelt worden.

Gemeinschaft in jeglichem Sinne von Freundschaft, Familie bis zur kultivierten Zivilgesellschaft wird durch das Erlernen von Gemeinschaftsfähigkeit und durch persönliches Wachstum entwickelt und verbessert. Es gibt bereits viele Einzelprojekte ökologischer Siedlungsplanung, die nicht alle, wie die untersuchten Projekte durch die Mitglieder und Bewohner selbst initiiert, sondern teilweise kommunal geplant wurden. Aber die Bewohner wurden in den Gestaltungsprozess einbezogen. Beispiele solcher Projekte sowie deren Erfahrungen und daraus abgeleitete Empfehlungen für Projektmanagement sind in Handbüchern zum Umbau konventioneller in ökologische Siedlungen zusammengetragen (Fuchs et al. 2001; Kennedy et al. 1998).

Das Argument, die Ergebnisse dieser Untersuchungen seien in ihrer Reichweite gering, weil sie lediglich eine Randgruppe von alternativen Abweichlern betreffen, kann erstens entkräftet werden, weil soziale und kulturelle Neuerungen und Revolutionen fast immer von einer zunächst marginalisierten Avantgarde ausgehen. Beim vorliegenden sozial-nachhaltigen Thema lässt sich dies bereits an kulturellen Trends und postmateriellen Werten nachzeichnen (vgl. z.B. Rosa 2007). Zweitens geht es hier nicht um eine Prognose über die Ausbreitung einer Lebensweise. Es geht um Wissen und Handlungsbefähigung zu sozial-ökologischen Prinzipien. Die Basis zur Umsetzung sozial-nachhaltiger Prinzipien muss sogar primär durch Bildung auf individueller Ebene erfolgen. Damit werden jeder Person die Handlungsbefähigung und das Wissen für die eigene Gestaltung der sozialen Mit-

welt vermittelt und gelehrt. Diese können in Modellen erprobt und durch erfahrungsorientierte Bildung vermittelt werden. Die steigende Nachfrage und Popularität der Untersuchungsprojekte als Multiplikatoren zeigt, dass das Interesse in der Zivilgesellschaft, aber auch in der Planung und Politik an deren Erfahrungen wächst.

Hinzu kommt, dass sich die Umweltbildung im Umbruch befindet – ausgelöst durch eine enorme Erweiterung des Themenhorizontes. Nicht mehr Umweltkatastrophen und Naturschutz stehen im Mittelpunkt, sondern die Frage nach einem Übergang in eine nachhaltige Gesellschaft. Das lässt sich als Hinwendung zur kulturellen Seite der Ökologie begreifen. In der von der UNO ausgerufenen Dekade für „Bildung für Nachhaltigkeit“ schreiben die Umweltpädagogen Gerhard de Haan und Dorothee Harenberg:

„Eine Bildung für nachhaltige Entwicklung erfordert über die klassische „grüne“ Umweltbildung hinaus eine Neuorientierung, die auch als *„kulturelle Wende“* beschrieben wird: Neben nachhaltiger Produktion und technischen Effizienzsteigerungen wird es um neue Lebensstile, Konsummuster und um Partizipation gehen“ (Haan et al. 1998: 100).

Im Zeitalter von Internet und digitaler Verfügbarkeit und der Multiplikation von Wissen ist die Vermittlung von Faktenwissen zur Sisyphosarbeit geworden. Statt „fast food Wissen“ werden die Vermittlung, das erfahrungsbasierte Verstehen von Zusammenhängen und Wirkgefügen sowie die eigenen Handlungsspielräume wichtiger (vgl. Reheis 2007), damit vernetztes Systemdenken und eine entsprechende Wahrnehmung entwickelt werden können (vgl. Kap. 9.2).

Die Empfehlung an die Bildung ist hiermit, das Lehren von Selbstorganisation, Komplexität, Kommunikations- und Beziehungsgestaltungsmethoden, nahe liegend durch das Erfahren und „learning by doing“ von *Gemeinschaftsbildungsprozessen*, zum Inhalt zu machen. Dafür wurden in dieser Arbeit Methoden und Instrumente aus den Untersuchungsprojekten ermittelt.

Es bestätigte sich die in gesellschaftlichen Bezügen vernachlässigte Bedeutung der hier ermittelten *allgemeinen Ebene der Nachhaltigkeit* als Voraussetzung für *spezielle Nachhaltigkeitspraktiken*. Eine allgemeine Ebene der Nachhaltigkeit entsteht durch Bildung, das Bewusstsein von Ökologie und Eingebundenheit in „natürliche“ und soziale Umwelten durch Erfahrung verinnerlichtbar macht und die eine von partikularistischen Interessen unabhängige und darüber hinausgehende Haltung kultiviert. Aus ihr gehen die Prinzipien, Werte, Erfahrungen und Kompetenzen, die zur Entwicklung der speziellen Nachhaltigkeit motivieren und befähigen, hervor. Es gilt die allgemeine Ebene der Nachhaltigkeit über erfahrungsorientierte Bildung zu vermitteln, vor allem das Erfahren von Kooperation, für das sich Vergemeinschaftungsprozesse als konkreter Rahmen anbieten.

Nach Ansätzen und Forschungsergebnissen aus der Umweltsoziologie, Sozialen und Politischen Ökologie (nach Reusswig 1999, Latour 2001) geht es in der ökologischen Krise letztlich *nicht* um die Gefährdung der Natur durch die Gesellschaft, sondern um die Selbstgefährdung der Gesellschaft. Insofern betrifft die Nachhaltigkeitskrise nicht die Umwelt, sondern die gesellschaftlichen Naturverhältnisse. Als deutliches Ergebnis der Arbeit ist der Aspekt hinzugekommen, dass die nicht-nachhaltige Lebensweise zudem ein Ergebnis des kulturell verursachten sozialen Kompetenzmangels ist. Solidarität und Gemeinschaftlichkeit sind Basispfeiler einer nachhaltigen Entwicklung. Sie können aber nicht verordnet, moralisch gefordert oder rein informativ vermittelt werden. Ihre Verwirklichung hängt vom Aufbau eines durch gemeinschaftliche Kompetenzen geprägten Sozial- und Bildungssystems ab. Dies alles basiert auf einer systemischen Denk- und Wahrnehmungsfähigkeit sowie dem Bewusstsein, wie individuelle Freiheit und soziale Kooperation kombiniert werden können – und das kann gelehrt und gelernt werden.

Zusammenfassung

Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit

Welcher sozialen Innovationen bedarf es angesichts der sich ausweitenden Globalisierung, der Erosion sozialer Gefüge, der zunehmend multikulturellen Gesellschaften, dem demographischen Wandel sowie der Suche nach neuen Formen von Erwerbsarbeit? Die Suche begann mit der Frage nach den sozialen Aspekten zukunftsfähiger Entwicklung. Angeknüpft wurde an die soziale Dimension des Leitbilds der nachhaltigen Entwicklung, das in Folge des Brundtlandberichts und der durch die UNO verabschiedeten Agenda 21 seit über 20 Jahren zahlreiche Staaten und Gemeinden weltweit anstreben. Das Leitbild hat sich in den letzten 20 Jahren weltweit zum zentralen Begriff entwickelt, auf dessen Grundlage die zukünftige Entwicklung der Menschheit diskutiert wird. Um über die dortigen Diskussionen von idealen Leitbildern und das Messens des Nachhaltigkeitsgrades bestehender Institutionen und Strukturen hinauszugehen, rückte eine grundlegendere Frage ins Zentrum der Suche: Wie entstehen soziale Strukturen überhaupt und wie werden sie gestaltet? Methodisch wurde nun eine Forschungsstrategie abgeleitet, die nach dem neu sich entwickelnden sozial-ökologischen Forschungsansatz problemlösungsorientiert und möglichkeitseröffnend vorgeht. Das Ziel des Forschungsvorhabens bestand darin, sozial-ökologisches *Transformationswissen* für den Übergang zu zukunftsfähigeren sozialen Regelungsstrukturen zu entwickeln.

Für die Forschungsstrategie wurden demnach zwei Schritte konzipiert: Erstens wurden sozial-ökologisch viel versprechende Prinzipien aus entsprechenden Forschungsfeldern zusammengetragen: über Nachhaltigkeit, Forschungen über Vergemeinschaftungsprozesse als Entstehungsrahmen sozialer Regelungs- und Ordnungsstrukturen sowie Erkenntnisse aus demokratischer und ökologischer Siedlungsplanung. Diese bestehen unter anderem in flexibler, demokratischer Steuerung und räumlicher Nähe der Grunddaseinsfunktionen. Anhand dieser *sozial-nachhaltigen Prinzipien* wurde daraufhin ein praktisches Forschungsfeld gesucht, um deren Umsetzung zu beobachten. Dies wurde in der sich international ausweitenden Bewegung von *intentionalen Gemeinschaftsprojekten und Ökodörfern* gefunden. Sie werden hier als *soziale Experimente* betrachtet, die viele Bereiche der Lebensführung miteinbeziehen und neue Wege der sozialen und politischen Organisation erproben. In ihnen können mögliche Wege zu einer nachhaltigen Lebensweise besonders konkret erforscht und beobachtet werden, weil sie innerhalb der Gesellschaft „experimentieren“.

Aus diesen wurden zunächst zwei der bekanntesten Projekte, die am meisten Experimentiercharakter und konstruktive soziale Innovationen versprachen, für explorative Feldforschung ausgewählt (Auroville in Südindien und Findhorn-Ecovillage in Schottland). Durch die Forschungsmethode der teilnehmenden Beobachtung rückte die Wichtigkeit sozialer Dynamiken wie Entscheidungsfindungsprozesse, Kommunikationskultur und das Erlernen von sozialen Kompetenzen in den Blickwinkel. Dahingehend wurden die sozial-nachhaltigen Prinzipien erweitert und es konnten weitere fünf viel versprechende Gemeinschaftsprojekte in Deutschland ausgewählt und durch mehrwöchige teilnehmende Beobachtung in ihren Erfahrungen und Praktiken mittels der Methode „grounded theory“ beforscht werden. Um deutlich zu machen, dass es nicht um eine vollständige Beschreibung der Untersuchungsprojekte geht, sondern vorrangig um das Herausfiltern vor allem der konstruktiven Erfahrungen, wurden die Projekte in Deutschland anonymisiert.

Die Ergebnisse aus den Gemeinschaften wurden erst detailliert beschrieben und in einem weiteren Schritt aus dem konkreten Zusammenhang der Projekte gelöst und verallgemeinert, um sie auf andere soziale Zusammenhänge anwenden zu können. Damit konnten die sozial-ökologischen Prinzipien um wichtige Aspekte weiterentwickelt werden. Ergebnis sind schließlich fünf Bereiche zur Gestaltung sozial-ökologischer Regelungsstrukturen:

- 1) Die *Motivation*, eine sozial und ökologisch nachhaltige Gemeinschaft aufzubauen, beruht auf der Einsicht, dass dies eine Lebensqualitätssteigerung aufgrund sozialer Vertrauensräume und Naturnähe darstellt.

- 2) Die *Vereinbarkeit zwischen individueller Freiheit und sozialer Kooperation* fußt auf gleichberechtigten Körperschaften für die Beteiligten (meist Genossenschafts- oder Vereinsbesitz) und wird durch Einstiegsverträge abgesichert. Das soziale Gebilde ist explizit pluralistisch in seinem philosophischen Hintergrund und seinen Lebens- und Wohnformen angelegt.
- 3) *Flexible Organisationsprinzipien* ermöglichen das Abstimmen der einzelnen Interessen untereinander sowie auf die Herausforderungen der Umgebung und Umwelt konstruktiv einzugehen. Dazu gehört eine sinnvolle Mischung von formalen oder auch rechtlich abgesicherten Strukturen und freien Vereinbarungen in Kommunikationsforen mittels basisdemokratischer, konsensorientierter Entscheidungsfindung. Die Strukturen werden durch die Beteiligten mittels Moderationsmethoden etc. möglichst gleichberechtigt gestaltet und sind daher überschaubar und transparent.
- 4) Die *Entwicklungsfähigkeit* im Innern der Gemeinschaft wird durch Kommunikation, die auf dem Erlernen sozialer Kompetenzen durch die täglichen Vergemeinschaftungsprozesse beruht, gesichert. Dazu gehört eine Diskussionskultur über das soziale Miteinander, Konfliktpräventionsmethoden und die Reflexion der sozialen Dynamiken.
- 5) Die konkrete *sozial-ökologische Siedlungsplanung* wird von den Bewohnern gestaltet. Es werden Planungsmethoden angewendet, die eine Mensch-Natur-Kooperation und multifunktionelle Nutzungen anstreben. In allen Untersuchungsfällen erfuhr das Gelände durch das Gemeinschaftsprojekt eine soziale und ökologische Aufwertung. Durch den rechtlichen Rahmen einer auf soziale und nachhaltige Ziele ausgerichteten Grundbesitzinstanz, wie ein Verein, werden diese Ziele abgesichert.

Die Forschungsergebnisse haben zudem Befunde zur Weiterentwicklung bestehender Ansätze über Nachhaltigkeit, soziale und sozialpsychologische Gemeinschaftsprozesse sowie die Entwicklung von vernetzten Denk- und Wahrnehmungsstrukturen, die zu sozial-ökologischem Verhalten führen, geliefert. In den beobachteten Gemeinschaftsprojekten vollzieht sich Gemeinschaft als Lern- und Entwicklungsprozess sozialer Kompetenzen wie konstruktive Konfliktlösung, verantwortliche Selbstverwirklichung und reflexives Beziehungsverhalten. Als anschaulicher, konkreter Rahmen wurde das *sozial-ökologische Transformationsexperiment* entwickelt. Als Modell des Übergangs zeigt es Wege für soziale Zusammenhänge zu einem zukunftsfähigen, sozialen Gebilde zu werden (vgl. die fünf Punkte). Die entwickelten und beschriebenen Praktiken bilden Schlüsselprinzipien zur Umsetzung der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit.

Aus diesen Überlegungen wurde die gängige Konzeption von Nachhaltigkeit, die auf der Balance der drei Säulen – ökologisch, ökonomisch und sozial – beruht, auf zwei Ebenen erweitert: Eine *allgemeine Ebene der Nachhaltigkeit* besteht in der Entwicklung, dem Lehren und Lernen sozialer Kompetenzen und ökologischer, systemischer Wahrnehmungsfähigkeit. Diese kann wesentlich durch das Erleben von Gemeinschaftsprozessen erlernt werden. Mit den dabei erworbenen Fähigkeiten kann die *spezielle Ebene der Nachhaltigkeit*, die in bestimmten Raum-, Organisations- und Regelungsstrukturen, wie Wohn-, Wirtschafts- und Arbeitsformen besteht, kontextgebunden gestaltet werden.

Schließlich wird das Potential solcher intentionaler, sozial-ökologischer Gemeinschaftsprojekte diskutiert, deren vielfältige Bildungsangebote, die bis hin zu UNO-Beratungsarbeit reichen, einen wachsenden, aber bislang noch lange nicht ausgeschöpften Multiplikatoreneffekt erfahrungsbasierten Wissens spiegeln. Auch eine sich zunehmend wandelnde (Umwelt-)bildung, die Nachhaltigkeit und systemische Methoden stärker in den Mittelpunkt rückt, könnte das Lehren und Lernen von Gemeinschaftsprozessen als konkreten Rahmen für soziale Kompetenzen besser ermöglichen.

Wichtige Erkenntnisse und neue Konzepte wurden zudem im wissenschaftsmethodischen Bereich über Normativität, Unsicherheit und problemlösungsorientierte, sozialwissenschaftliche Umweltforschung gewonnen. Das prozesshafte, prinzipiengeleitete und integrative Vorgehen zwischen Theorie und Empirie konnte die Gefahr, die Projekte in ihrer Praxis einerseits lediglich zu beschreiben oder andererseits durch implizit normative Vorannahmen zu verzerren, weitgehend bannen.

Abstract

Social innovations for sustainable ways of living

Intentional communities and Ecovillages as experimental learning fields for socio-ecological sustainability

Globalization, tendencies towards individualization and erosions of communities as well as increasing multicultural societies and the demographic change lead to requirements for new forms of employment and communal living. This research project asked about social aspects of and future prospects for sustainable development. It refers to the social dimension of the concept of sustainable development introduced 20 years ago with the “Brundtland-Report”. The concept was translated under “Agenda 21” into political strategies for striving towards sustainable development and signed by nearly every state under the umbrella of the UN. During the research project it became apparent that the common scientific approaches to the social dimension of sustainability consist of discussing models and evaluating present institutions. But these methods cannot evaluate or improve the underlying societal structures like the spatial and organizational differentiation of societal subsystems or the economic system.

As this research intends to go beyond description, the question arose how societal structures are developed in general and how they can be built in a sustainable and humanly appropriate way. Therefore a problem-orientated and “possibility-offering” methodology was derived from the new approach of social-ecological research. Hence the aim of the dissertation project was to generate *transformative knowledge* towards the *social dimension of sustainability*.

The research was divided in two phases. First, various theories and scientific approaches were discussed and sampled as an initial *set of social-sustainable principles*. They were deduced from theories and surveys about sustainability, basic social and community building processes (“Vergemeinschaftung”) as well as observations about *spatial* formations of social movements and principles in settlement planning. The principles consist of such elements as flexible rules of democratic governance and closely clustered, associated basic elements of living. Empirical research was conducted to observe instances of these *social-sustainable principles* in action. The field was found in the growing international movement of *intentional communities* and *ecovillages*. These communities integrate diverse elements of living and attempt to fashion new approaches of social, political and economic organization. Here those intentional communities are described as social experiments. By observing those communities, potential concepts for a sustainable way of living can be explored in reference to contemporary cultural and societal structures.

First, two of the most known and promising intentional communities – Auroville in India and Findhorn-Ecovillage in Scotland – were chosen for field research studies. Using methods of participant observation, social dynamics such as decision making processes, communication culture and the learning of social competences were seen as important to examine. Second, the *social-sustainable principles* were expanded and employed to select five promising community projects in Germany. The examination of these communities was conducted in several week-long visits by using the “grounded theory” method while asking mainly long-term members about their experiences and practices concerning the research question. The names of the projects were made anonymous here – mainly to emphasize that the aim is less to describe certain community projects but rather to extract constructive experiences in general.

This empirical gained data were used to develop the theoretically-derived principles further and to identify five areas of social-sustainable experiences, practices and learning processes. In a following step, the results were generalized in the form of *transformative knowledge*. In this form, the knowledge is translated to be applied to any kind of social formation:

- 1) The *motivation* to found and build a social and ecological sustainable community is based upon the insight of enhancing the quality of life by creating social spaces of trust and living in a natural surrounding.
- 2) The *reconciliation and synthesis between individual freedom and social cooperation* is based upon egalitarian economic arrangements (within these communities, real estate is mostly owned by cooperative societies or charitable organizations with corresponding intentions). These agreements are often spelled out in membership agreements.
- 3) *Flexible-responsive principles of organization* provide the basis for coordinating different interests. Their capability to cope with changeable situations of the societal and natural environments is high. Therefore a sensible and appropriate mixture of formal and also legally covered structures is applied as well as free, voluntary agreements and contracts arising from communication forums based upon consensus. These forums are created by the concerned members in a highly equal and transparent way.
- 4) The *capability of development* inside the community is mainly constituted and supported by a consensually oriented communication, based upon learning social competences in the daily community building processes. A culture of dialogue and reflection concerning the social atmosphere and dynamics as well as methods to prevent conflicts were seen as important.
- 5) The concrete *social-ecological construction of space and settlement* is the result of planning processes created by the residents themselves. The used planning methods work with the cooperation between men and nature and strive for multifunctional use of facilities. In every observed community, the terrain was definitely socially and ecologically improved in comparison to the former stage. A legal frame for land property and real estate with social and ecological aims covers the sustainable construction of space and settlement.

In the third part of the dissertation the empirical-derived knowledge was used to further develop the existing approaches about sustainability, theories about social and psychological community as well as ecological network thinking. In the observed projects *community building processes* (“Vergemeinschaftung”) occur as learning and developing processes of social competences like constructive conflict resolution, responsible self-realization and reflective behavior in relationships. As an illustrative frame, the author describes the *social-ecological transformation experiment* as an ideal model. A community can become a socio-sustainable formation by realizing the developed principles (see the five points). Finally the derived and described practices can work as key principles for any kind of community to realize the social dimension of sustainability.

Deduced from these considerations the concept of sustainability, planned to balance the three pillars – ecological, economic and social, was enhanced to two levels: A *general level of sustainability* maintains the constant learning of social competences as well as ecological, systemic perception and thinking. With those earned skills, the *concrete level of sustainability* can be created appropriately for the special situation. It consists of certain ways to organize the living conditions or the forms of economy and working.

Finally the potential of those intentional *social-ecological communities* is discussed. Their offerings in sustainable education – applied also in UN-consultation – show a growing but still only little-displayed potential to multiply the experience-based social and ecological knowledge. Environmental education increasingly emphasizes sustainability and systemic methods. It could foster the learning of community building processes as a concrete frame and method for social competences.

Additionally, important results and new concepts were gained about scientific methods in the areas of normativity, uncertainty and problem-solution-oriented, social-environmental research. The process-oriented, principle-guided course of action between theory and an empirical field could avert the danger to either just describing the intentional communities with their practices or distorting the observations as a consequence of unquestioned, implicit assumptions.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1989): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt.
- Asselt, Marjolein B.A. van (2000): *Perspectives on Uncertainty and Risk: The PRIMA approach to decision support*. Dordrecht, The Netherlands.
- Asselt, Marjolein B.A. van, Huijs, Simone u. Klooster, Susan A. van't (2003): *The Intriguing Relationship between Uncertainty and Normativity*. In: Gottschalk-Mazouz, Niels u. Mazouz, Nadia (Hg.): *Nachhaltigkeit und globaler Wandel. Integrative Forschung zwischen Normativität und Unsicherheit*. Frankfurt/New York. S. 61-86.
- Aurobindo, Sri (2000): *Die Synthese des Yoga*. Gladenbach.
- Aurobindo, Sri (2002): *Das göttliche Leben*. 1. Teil. 3. Aufl. Gladenbach.
- Bahro, Rudolf (1987): *Logik der Rettung. Ein Versuch über die Grundlagen ökologischer Politik*. Stuttgart.
- Bahro, Rudolf (1990): *Kommune wagen. Wozu Kommune?* In: Voß, Elisabeth u.a. (Hg.): *Ost-West-Begegnung. Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften (Kommunen, Ökodörfer, spirituelle Gemeinschaften und andere alternative Lebensformen)*. Reader zum Treffen in Kleinmachow, Juni 1990. Steyerberg. S. 17-21 u. 23-26.
- Bahro, Rudolf (1998): *Geistige Voraussetzung. Kommune wagen. Kommunitäre Subsistenzwirtschaft. Brief an Biedenkopf*. In: Bahro, Rudolf (Hg.): *Bleibt mir der Erde treu! Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit?* Berlin. S. 42-55, 67-74, 173-187, 200-205.
- Bandyopadhyay, Jayanta u. Shiva, Vandana (1990): *Umweltschutzbewegungen und das herrschende Entwicklungsmodell*. In: Punnamparambil, José (Hg.): *Umarme den Baum... Indische Ansichten zu Ökologie und Fortschritt*. Bad Honnef. S. 21-52.
- Bang, Jan Martin (2005): *Ecovillages. A Practical Guide to Sustainable Communities*. Edinburgh.
- Bang, Jan Martin (2007): *Growing Eco-Communities. Practical Ways to Create Sustainability*. Edinburgh.
- Bates, Albert K. (2003): *Ecovillages*. In: Christensen, Karen u. Levinson, David (Hg.): *Encyclopedia of Community. From the Village to the Virtual World*. California, London, New Delhi. S. 423-425.
- BBR (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung) (1998): *Bausteine einer nachhaltigen Raumentwicklung*. Heft 88. Bonn.
- Beck, Ulrich (1996): *Weltrisikogesellschaft, Weltöffentlichkeit und globale Subpolitik. Ökologische Fragen im Bezugsrahmen fabrizierter Unsicherheiten*. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (Hg.): *Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen. S. 119-147.
- Beck, Ulrich (2002): *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter*. Neue Politische Ökonomie. Frankfurt/M.

-
- Becker, Egon u. Jahn, Thomas (Hg.) (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt/M.
- Beckmann, Suzanne C. (1998): Umweltbewusstsein und Verbraucherverhalten: Über die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels. In: Neuner, Michael u. Reisch, Lucia (Hg.): Konsumperspektiven. Verhaltensaspekte und Infrastruktur. Gerhard Scherhorn zur Emeritierung. Beiträge zur Verhaltensforschung. Heft 33. Berlin. S. 15-32.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika u. Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München.
- Bensmann, Dieter, Breidenstein, Gerhard, Egbers, Swanette u.a. (Kollektiv Kommunebuch) (1996): Das Kommunebuch. Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie. Göttingen.
- Bickel, Cornelius (1990): Gemeinschaft als kritischer Begriff bei Tönnies. In: Schlüter, Carsten u. Clausen, Lars (Hg.) Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme. Berlin. S. 19-46.
- Biedenkopf, Kurt u. Bahro Rudolf (1998): Die Suche nach Modellen. Gespräch. In: Bahro, Rudolf (Hg.): Bleibt mir der Erde treu! Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit? Berlin. S. 168-172.
- Biesecker, Adelheid u. Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung. München.
- Blaikie, Piers (1999): A review of political ecology. Issues, epistemology and analytical narratives. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 43, 3-4. S. 131-147.
- Blickle, Peter (Hg.) (1991): Historische Zeitschrift. Beiheft 13: Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. München.
- Blotevogel, H.H. (1997): Einführung in die Wissenschaftstheorie: Konzepte der Wissenschaft und ihre Bedeutung für die Geographie; Geographisches Institut Diskussionspapier 1/1997.
- BMU (Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit) (Hg.) (1992): Umweltpolitik - AGENDA 21. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro - Dokumente -. Bonn.
- Börger, Renate (2004): Auroville. Eine Vision blüht. Niedertaufkirchen.
- Bossel, Hartmut (1999): Indicators for sustainable development: theory, method, applications. A report to the Balaton Group. IISD, Winnipeg; <http://www.iisd.org/publications/publication.asp?pno=275>.
- Brand, Karl-Werner (1997): Probleme und Potentiale einer Neubestimmung des Projekts der Moderne unter dem Leitbild „Nachhaltige Entwicklung“. Zur Einführung. In: ders. (Hg.): Nachhaltige Entwicklung: Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen. S. 9-32.
- Brand, Karl-Werner et al. (2002): Bedingungen einer Politik für Nachhaltige Entwicklung. In: Balzer Ingrid u. Wächter, Monika (Hg.): Sozial-ökologische Forschung. München.
- Breitbart, Myrna (1981): Peter Kropotkin, the Anarchist Geographer. In: Stoddorf, D.R.: Geography, ideology and social concern. Oxford. S. 134-153.
- Breuer, Stephan (2002): "Gemeinschaft" in der "deutschen Soziologie". In: Zeitschrift für Soziologie, 31, 5, S. 354-372.

- Bronfenbrenner, Urie (1976): *Ökologische Sozialisationsforschung*. Stuttgart.
- Bronfenbrenner, Urie (1981): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart.
- Bronfenbrenner, Urie (2000): Ein Bezugsrahmen für ökologische Sozialisationsforschung. In: Grundmann, Matthias u. Lüscher, Kurt (Hg.): *Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch*. Konstanz. S. 79-90.
- Brown, Susan Love (2002): *Community as Cultural Critique*. In: dies. (Hg.): *Intentional Community: An Anthropological Perspective*. S. 153-179. Albany: State University of New York Press.
- Buchanan, Richard u. Margolin, Victor (Hg.) (1995): *Discovering Design – Explorations in Design Studies*. University of Chicago.
- BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland), u. Misereor (Hg.) (1997): *Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung*. Studie des Wuppertal-Instituts für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Basel. 4. Auflage.
- Bundesregierung (2005): *Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung*. http://www.bundesregierung.de/Anlage587387/pdf_datei.pdf, 13.09.2005.
- Busch-Lüty, Christiane (1995): *Nachhaltige Entwicklung als Leitmodell einer ökologischen Ökonomie*. In: Fritz, Peter, Huber, Joseph u. Levi, Hans Wolfgang (Hg.): *Nachhaltigkeit in naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart. S. 115-126.
- Caddy, Eileen (1971): *God spoke to me*. Findhorn.
- Caddy, Eileen (1976a): *Foundations of a spiritual community*. Findhorn.
- Caddy, Eileen (1976b): *Footprints on the Path*. Findhorn.
- Capra, Fritjof (1995): *Das Tao der Physik. Die Konvergenz von westlicher Wissenschaft und östlicher Philosophie*. Bern. 15. Aufl.
- Christian, Diane Leaf (2003): *Creating a Life together. Practical Tools to Grow Ecovillages and Intentional Communities*. Canada.
- Cohen, Eduard (1982): *Der Strukturwandel des Kibbutz*. In: Heinsohn, G. (Hg.): *Das Kibbutz-Modell. Bestandsaufnahme der alternativen Wirtschafts- und Lebensform nach sieben Jahrzehnten*. Frankfurt/M. S. 289-338.
- Coleman, James S. (1997): *Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1-3*. München.
- Dawson, Jonathan (2006): *Ecovillages. New frontiers for sustainability*. Schumacher Society, Cornwall.
- DeMeo, James (2006): *Saharasia. Die Ursprünge patriarchal autoritärer Kultur in Verbindung mit prähistorischer Wüstenbildung*. In: Göttner-Abendroth, Heide: *Gesellschaft in Balance. Dokumentation des 1. Weltkongress für Matriarchatsforschung 2003 in Luxemburg*. Winzer. S. 230-248.
- Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (1996): *Aufgaben und Perspektiven der Umweltsoziologie*. In: dies. (Hg.): *Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen. S. 11-27.

- Dierschke, Thomas (2003): Intentionale Gemeinschaften. Ziele, Kultur und Entwicklung am Beispiel zweier Gemeinschaften. Magisterarbeit an der Universität Münster (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:6-24619479736>).
- Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (2006): Intentionale Gemeinschaften: Begriffe, Felder, Zugänge. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 101-118.
- Dilthey, Walter (1961): Gesammelte Schriften: Die geistige Welt I. Stuttgart.
- Drucks, Stephan (2006): Vormodern oder voll modern? Kommunale Gemeinschaften als Irritation der Modernisierung. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 43-62.
- Dümmler, Jana (2007): „Einfach anders leben!“ Schwierigkeiten in liberalen Intentionalen Gemeinschaften aus persönlicher Sicht. Unveröff. Magisterarbeit, Anthropologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
- Dunlap, Riley u. Mertig, Angela (1996): Weltweites Umweltbewusstsein. Eine Herausforderung für eine sozialwissenschaftliche Theorie. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (Hg.): Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen. S. 193-218.
- Dunlap, Riley u. van Liere, K. (1978): The ‘new environmental paradigm’. *Journal of Environmental Education*, 9 (4), S. 10-19.
- Dürr, Hans-Peter (2007): Die Welt als Ganzes. Die Welt ist nicht aus Teilchen zusammengesetzt wie eine Maschine, sondern ein sich differenzierendes Ganzes. In: *connection spirit* 3/07. S. 42-47.
- Dürr, Hans-Peter, Dahm, Daniel u. Lippe, Rudolf zur (2006): Potsdamer Manifest 2005. We have to learn to think in a new way. München.
- EDE (Ecovillage design education) (2005): a four-week comprehensive course to the fundamentals of Ecovillage Design for Urban and Rural Settlements. Endorsed by UNITAR- United Nations Institute for Training and Research. Version 3.0: 21.09.05. Director: May East. <http://www.gaia-education.org/> http://ecovillage.wikicities.com/wiki/Gaia_Education 04.05.07.
- Elias, Norbert (1991): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt/M.
- Elias, Norbert (1994): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1-2. Frankfurt/M.
- Elster, Hans-Joachim von (1989): Einführung in das Tagungsthema (Begriff und Notwendigkeit einer umfassenden Humanökologie). In: ders. (Hg.): Humanökologie als Aufgabe für Natur- und Geisteswissenschaften. S. 1-5.
- Empacher, Claudia u. Wehling, Peter (1999): Indikatoren sozialer Nachhaltigkeit. Grundlagen und Konkretisierung. ISOE-Diskussionspapiere des Instituts für sozial-ökologische Forschung, Nr. 13. Frankfurt.

- Empacher, Claudia u. Wehling, Peter (2002): Soziale Dimensionen der Nachhaltigkeit. Theoretische Grundlagen und Indikatoren. Studientexte des Instituts für sozial-ökologische Forschung, Nr.11. Frankfurt.
- Enquête-Kommission des 12. Bundestages „Schutz des Menschen und der Umwelt“ (1994): Die Industriegesellschaft gestalten. Perspektiven für einen nachhaltigen Umgang mit Stoff- und Materialströmen. Bonn.
- Eurotopia-Redaktion (Hg.) (1998) (2000) (2004): Eurotopia. Verzeichnis europäischer Gemeinschaften und Ökodörfer. Poppau.
- ExWoSt (Experimenteller Wohnungs- und Städtebau) (1997): Städte der Zukunft. Informationen zum Forschungsfeld Nr. 22.2. Bonn.
- Findhorn-Gemeinschaft (1981): Der Findhorn Garten. Ein neues Zukunftsbild: Mensch und Natur im Einklang. Berlin.
- Fischer-Kowalski, Marina, Madelener, Reinhard, Payer, Harald, Pfeffer, Thomas u. Schandl, Heinz (1995): Soziale Anforderungen an eine nachhaltige Entwicklung. Schriftenreihe Soziale Ökologie des Instituts für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Innsbruck, Klagenfurt und Wien; Bd. 42. Wien.
- Foerster, Heinz von u. von Glasersfeld, Ernst (1999): Wie wir uns erfinden: eine Autobiographie des radikalen Konstruktivismus. Heidelberg.
- Forschungsgruppe Soziale Ökologie (1987): Soziale Ökologie – Gutachten zur Förderung der sozial-ökologischen Forschung in Hessen. Frankfurt/ M. ((→ zitat Reusswig 1993:10)).
- Friedmann, Yona (1983): Machbare Utopien. Absage an geläufige Zukunftsmodelle. Frankfurt/M.
- Fuchs, Oliver u. Schleifenecker, Thomas (2001): Handbuch ökologische Siedlungsentwicklung. Konzepte zur Realisierung zukunftsfähiger Bauweisen. Institut für Entwicklungsplanung und Strukturfor-schung an der Universität Hannover. Berlin.
- Fürst, Franz, Himmelsbach, Ursus u. Potz, Petra (1999): Leitbilder der räumlichen Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert – Wege zur Nachhaltigkeit? Berichte aus dem Institut für Raumplanung Nr.41. Dortmund.
- Gebhardt, Hans, Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günther (2003): Kulturgeographie – Leitlinien und Perspektiven. In: Dies. (Hg.): Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg, Berlin. S. 1-27.
- Gering, Ralf (2005): The world Communal Scene. The Number of Communal Groups in the World. <http://www.communal.org/world.htm#number>, 15.12.05.
- Geser, Hans (1980): Kleine Sozialsysteme: Strukturmerkmale und Leistungskapazitäten. Versuch einer theoretischen Integration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Jg. 32. S. 205-239.
- Giesing, Benedikt (2002): Religion und Gemeinschaftsbildung. Max Webers kulturvergleichende Theorie. Opladen.
- Gilman, Robert (1991): The Eco-village Challenge. In: In Context, No.1/1991. <http://www.context.org/ICLIB/IC29/Gilman1.htm>, 03.11.05.

-
- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. Wien, Köln, Weimar. 4. Aufl.
- Glaeser, Bernhard (1989) (Hg.): Humanökologie - Grundlagen präventiver Umweltpolitik. Opladen.
- Glaser, Barney u. Strauss, Anselm (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Kempten.
- Göttner-Abendroth, Heide (1988): Das Matriarchat I. Geschichte seiner Erforschung. Band II,1 (1991): Stammesgesellschaften in Ostasien, Indonesien, Ozeanien. Band II, 2 (2000): Stammesgesellschaften in Amerika, Indien, Afrika. Stuttgart.
- Göttner-Abendroth, Heide (1997): Zur Definition von Matriarchat u. Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften. In: Göttner-Abendroth, Heide u. Derungs, Kurt (Hg.): Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften. Bern. S. 13-25 u. 26-38.
- Göttner-Abendroth, Heide (2002): Matriarchale Lebensformen. Modelle für zukunftsfähige Gemeinschaften. In: Kurskontakte Eurotopia Nr. 119. Februar/März 2002. Klein Jasedow.
- Göttner-Abendroth, Heide (2006a): Einleitung. In: dies. (Hg.): Gesellschaft in Balance. Dokumentation des 1. Weltkongress für Matriarchatsforschung 2003 in Luxemburg. Winzer. S. 9-19.
- Göttner-Abendroth, Heide (2006b): Theorie und Politik der Matriarchatsforschung. In: dies. (Hg.): Gesellschaft in Balance. Dokumentation des 1. Weltkongress für Matriarchatsforschung 2003 in Luxemburg. Winzer. S. 20-29.
- Gottschalk-Mazouz, Niels u. Mazouz, Nadia (2003): Einleitung. In: dies. (Hg.): Nachhaltigkeit und globaler Wandel. Integrative Forschung zwischen Normativität und Unsicherheit. Frankfurt/New York. S. 9-22.
- Gottwald, Franz-Theo u. Klepsch, Andrea (Hg.) (1995): Tiefenökologie. Wie wir in Zukunft leben wollen. München.
- Grundmann, Matthias (2005): Gesellschaftsvertrag ohne soziale Bindung? Argumente für eine handlungstheoretische Herleitung sozialer Ordnungen. In: Gabriel, Karl, Große-Kracht, Herrmann, Josef (Hg.). Brauchen wir einen neuen Gesellschaftsvertrag? Wiesbaden, S. 149-170.
- Grundmann, Matthias (2006a): Soziale Gemeinschaften: Zugänge zu einem vernachlässigten soziologischen Forschungsfeld. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 9-30.
- Grundmann, Matthias (2006b): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz.
- Grundmann, Matthias u. Kunze, Iris (2008): Systematische Sozialraumforschung: Urie Bronfenbrenners Ökologie der menschlichen Entwicklung und die Modellierung mikrosozialer Raumgestaltung. In: Kessler, Fabian, Christian Reutlinger (Hg.): Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Wiesbaden. (Im Erscheinen).
- Grundmann, Matthias, Fuß, Daniel u. Suckow, Jana (2000): Sozialökologische Sozialisationsforschung: Entwicklung, Gegenstand und Anwendungsbereiche. In: Grundmann, Matthias u. Lüscher, Kurt (Hg.): Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch. Konstanz. S. 17-76.

- Grunwald, Armin u. Kopfmüller, Jürgen (2006): Nachhaltigkeit. Frankfurt/M.
- Haan, Gerhard de (2003): Bildung für nachhaltige Entwicklung. In: Simonis, Udo E (Hg.): Öko-Lexikon, München. S. 34-35.
- Haan, Gerhard de u. Harenberg, Dorothee (1998): Nachhaltigkeit als Bildungs- und Erziehungsaufgabe. Möglichkeiten und Grenzen schulischen Umweltlernens. Erforderlich ist eine Mentalitätsänderung. In: Der Bürger im Stadt; Heft 2/1998: Nachhaltige Entwicklung. S. 100-104.
- Haan, Gerhard de u. Kuckartz, Udo (1996): Was beeinflusst das Umweltverhalten? Unveröff. Paper der Forschungsgruppe Umweltbildung zu Lebensstil, Wohlbefinden, Umweltbewußtsein. Verein zur Förderung der Ökologie im Bildungsbereich e.V. Berlin.
- Habermas, Jürgen (1987): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1+2. Frankfurt/M. 4. Auflage.
- Halbach, Dieter u. Nolte, Wolfram (2000): Gemeinschaftsvisionen. Ansätze einer kooperativen Lebensweise in Gemeinschaft, Region, Gesellschaft und Welt. In: Eurotopia-Redaktion (Hg.): Eurotopia. Verzeichnis europäischer Gemeinschaften und Ökodörfer. Poppau.
- Hans-Böckler-Stiftung (2000): Arbeit und Ökologie, Endbericht. Hans Böckler Stiftung, Düsseldorf.
- Hart, Wiliam (1987): Die Kunst des Lebens. Vipassana-Meditation nach S.N. Goenka. Frankfurt/M.
- Hassenstein, Bernhard (1989): Bedingungen interdisziplinärer Zusammenarbeit, zum Beispiel in der Humanökologie. In: Elster, Hans-Joachim von (Hg.): Humanökologie als Aufgabe für Natur- und Geisteswissenschaften. S. 7-19.
- Hauff, Volker (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtlandbericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven.
- Hirsch, Fred (1978): Social Limits to Growth. London.
- Hoff, Ernst H. (1999): Kollektive Probleme und individuelle Handlungsbereitschaft. Zur Entwicklung von Verantwortungsbewusstsein. In: Grundmann, Matthias (Hg.): Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Frankfurt/ M. S. 240-266.
- Honneth, Axel (1995): Einleitung. In: ders. (Hg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen modernen Gesellschaften. S. 7-17.
- Honneth, Axel (1997): Individualisierung und Gemeinschaft. In: Zahlmann, C. (Hg.): Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung. o.O. 2. Aufl. S. 16-23.
- Hosang, Maik (2000): Der integrale Mensch. Homo sapiens integralis. Gladenbach.
- Hosang, Maik, Markert, Bernd u. Fraenzle, Stefan (2005): Die emotionale Matrix. Grundlagen für gesellschaftlichen Wandel und nachhaltige Innovation. München: oekom.
- Huneke, Marcel (2001): Beiträge der Umweltpsychologie zur sozial-ökologischen Forschung: Ergebnisse und Potentiale. Expertise im Rahmen der BMBF-Förderinitiative Sozial-ökologische Forschung. Universität Bochum, Fakultät für Psychologie. Bericht Nr. 55.
- Huneke, Marcel (2006): Eine forschungsmethodologische Heuristik zur Sozialen Ökologie. Sozial-ökologische Forschung. München.

-
- Huntington, Samuel (1997): Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München. 7. Aufl.
- Jackson, Hildur u. Svenson, Karen (Hg.) (2002): Ecovillage Living. Restoring the Earth and Her People. Gaia Trust, Devon, UK.
- Jaeger, Carlo (1996): Humanökologie und der blinde Fleck der Wissenschaft. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (Hg.): Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen. S. 164-190.
- Jaeger, Jochen u. Scheringer, Martin (2006): Einführung: Warum trägt die Umweltforschung nicht stärker zur Lösung von Umweltproblemen bei? In: Gaia. Ökologische Perspektiven für Wissenschaft und Gesellschaft. Nr. 15 – 1/2006. S. 20-23.
- Junge, Matthias (2006): Literaturbesprechung: Michael Opielka (2004): Gemeinschaft in Gesellschaft. Soziologie nach Hegel und Parsons. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1/2006. Opladen. S. 161-163.
- Jungk, Robert (1977): Der Atomstaat. Vom Fortschritt in die Unmenschlichkeit, München 1977.
- Kaltenborn, Olaf (1997): Lebensstile und Nachhaltigkeit. <http://www.prometheusonline.de/heureka/nachhaltigkeit/monografien/kaltenborn/index.htm> 14.12.04.
- Kanter, Rosabeth Moss (1972): Commitment and Community. Communes Utopias in Sociological Perspective. Cambridge, Massachusetts.
- Kaufmann-Hayoz, Ruth (2000): Umweltbewusstsein und Konsumverhalten bei Kindern und Jugendlichen. In: Grundmann, Matthias u. Lüscher, Kurt (Hg.): Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch. Konstanz. S. 263-288.
- Kennedy, Margit u. Kennedy, Declan (1998): Handbuch ökologischer Siedlungs(um)bau. Neubau und Stadterneuerungsprojekte in Europa. Europäische Akademie für städtebauliche Umwelt. Berlin u. Ökozentrum, NRW, Hamm (Hg.).
- Kilchenmann, André (1991): Zur Lage der Humanökologie: Ein Vorwort. In: ders. u. Schwarz, Christine (Hg.): Perspektiven der Humanökologie: Beiträge des internationalen Humanökologie-Symposiums von Bad Herrenalb 1990, Heidelberg 1991. S. V-VII.
- Kluge, Thomas (1997): Regionale Nachhaltigkeit als sozial-ökologische Perspektive: Das Beispiel Wasser. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Nachhaltige Entwicklung: Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen. S. 149-168.
- Kopfmüller, Jürgen (2006): Das integrative Konzept nachhaltiger Entwicklung: Motivation, Architektur, Perspektiven. In: ders.: Ein Konzept auf dem Prüfstand. Das integrative Nachhaltigkeitskonzept in der Forschungspraxis. Berlin. S. 23-37.
- Kopfmüller, Jürgen, Brandl, V., Jörissen J., Paetau, M., Banse, G., Coenen, R. u. Grunwald, A. (2001): Nachhaltige Entwicklung integrativ betrachtet: konstitutive Elemente, Regeln, Indikatoren. Berlin.
- Kopfmüller, Jürgen, Brandl, V., Sardemann, G., Coenen, R. u. Jörissen, J. (2000): Vorläufige Liste der Indikatoren für das HGF-Verbundprojekt, HGF Arbeitspapiere Karlsruhe.

- Kreibich, Volker (1998): Nachhaltige Siedlungsentwicklung. In: Hülster, Anke, Keplin, Beate, Kraemer, Klaus et al. (Hg.): Die Umwelt der Städte. Zentrum für Umweltforschung. Heft 11. Münster. S. 61-104.
- Krings, Thomas u. Müller, Barbara (2001): Politische Ökologie: Theoretische Leitlinien und aktuelle Forschungsfelder. In: Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günther (Hg.): Politische Geographie. Handlungsorientierte Ansätze und Critical Geopolitics. Heidelberg. S. 93-116.
- Kromrey, Helmut (1995): Empirische Sozialforschung. Opladen. 14. Aufl.
- Kunze, Iris (2003): „Bildet Gemeinschaften – oder geht unter!“ Eine Untersuchung selbstverwalteter, subsistenter Gemeinschaftsprojekte und Ökodörfer in Deutschland – Modelle für eine zukunftsfähige Lebensweise? unveröff. Diplomarbeit. Münster.
- Kunze, Iris (2006): Sozialökologische Gemeinschaften als Experimentierfelder für zukunftsfähige Lebensweisen. Eine Untersuchung ihrer Praktiken. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 171-188.
- Kunze, Iris (2007): Brücke zur besseren Welt. Die Zeit ist reif für die Zusammenarbeit von Gemeinschaften und der Wissenschaft. In: Kurskontakte. Eurotopia. Nr. 152. S.34-36. http://www.kurskontakte.de/article/show/article_46aef39041063.html.
- Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Weinheim. 3. Aufl.
- Latour, Bruno (2001): Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt/M.
- Latour, Bruno (2005): Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford.
- Lempert, W. (1988): Soziobiographische Bedingungen der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40. S. 62-92.
- Lerner, Gerda (1986): The creation of Patriarchy. Oxford University Press.
- Lichtblau, Klaus (2000): "Vergemeinschaftung" und "Vergesellschaftung" bei Max Weber. In: Zeitschrift für Soziologie, 29, 6, S. 423- 443.
- Lockyer, Joshua (2007): Sustainability and Utopianism: An Ethnography of Cultural Critique in Contemporary Intentional Communities. Dissertation at the University of Athens, Georgia, USA.
- Löhmer, Cornelia u. Standhardt, Rüdiger (1993) (Hg.): TZI Pädagogisch-therapeutische Gruppenarbeit nach Ruth C. Cohn. Stuttgart.
- Lovelock, James (1995): Gaia. And the Theory of the Living Planet. London.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/M.
- Löw, Martina u. Sturm, Gabriele (2005): Raumsoziologie. In: Kessel, Fabian, Reutlinger, Christian, Maurer, Susanne u. Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. S. 31-48.
- Luhmann, Niklas (1993): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt /M.
- Luks, Fred (2002): Nachhaltigkeit. Hamburg.

-
- Maslow, Abraham H. (1987): *Motivation and Personality*, Third revised edition, Harper Collins, (first published in 1954).
- Maynard, Eduard (Hg.) (1980): *Leben in Findhorn. Modell einer Welt von morgen*. Freiburg.
- Mayring, Philipp (1990): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München.
- Mazouz, Nadia (2003): Unsicherheit der Normativität und Normativität der Unsicherheit in den Diskursfeldern „globaler Wandel“ und „Nachhaltigkeit“. In: Gottschalk-Mazouz, Niels u. Mazouz, Nadia (Hg.): *Nachhaltigkeit und globaler Wandel. Integrative Forschung zwischen Normativität und Unsicherheit*. Frankfurt/New York. S. 203-256.
- McCay, Bonnie J. u. Jentoft, Svein (1996): Unvertrautes Gelände. Gemeineigentum unter der sozialwissenschaftlichen Lupe. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo C. (Hg.): *Umweltsoziologie*. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft, 36. Opladen. S. 272-291.
- McKenzie, R.D. (1968): *Demography, Human Geography, Human Ecology*. Chicago.
- Meadows, Donald, Meadows, D. u. Randers, J. (1992): *Die neuen Grenzen des Wachstums*. Stuttgart.
- Meier-Seethaler, Carola (1996): Hintergründe zur Konstituierung des Patriarchats. In: Werlhof, Claudia v., Schweighofer, Annemarie, Ernst, Werner W. (Hg.): *Herren-Los. Herrschaft, Erkenntnis, Lebensform*. S. 59-79.
- Meijering, Louise (2006): *Making a place of their own. Rural intentional communities in Northwest Europe*. Netherlands Geographical Studies 349. Groningen.
- Meltzer, Graham (2005): *Sustainable Community. Learning from the cohousing model*. Victoria, Canada.
- Metcalf, Bill u. Christian, Diana (2003): *Intentional Communities*. In: Christensen, Karen u. Levinson, David (Hg.): *Encyclopedia of Community: From the village to the virtual world*. California, London, New Delhi. S. 670- 676.
- Meyer, Karl-Heinz (1992): *Zukunftswerkstatt Gemeinschaftsprojekte. Ökologisch orientierte Großkommunen als Beispiel experimenteller Raumplanung*. Steyerberg. 4. aktualisierte Auflage.
- Mohrs, Thomas (2003): *Weltbürgerlicher Kommunitarismus. Zeitgeistkonträre Anregungen zu einer konkreten Utopie*. Würzburg.
- Mohrs, Thomas (2006): „Mir san mir!“ Anthropologische Bezugsgröße Gemeinschaft. Der Mensch zwischen Nahbereich und Globalität. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): *Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen*. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 63-74.
- Mollison, Bill (1988): *Permaculture, A Designer's Manual*. London.
- Moser, Heinz (1975): *Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften*. München.
- Nölting, Benjamin, Voß, Jan-Peter u. Hayn, Doris (2004): Nachhaltigkeitsforschung – jenseits von Disziplinierung und anything goes. In: *Gaia* Nr.13; 4/04. Oekom. S. 254-261.
- Notz, Gisela (2006): *Alternative Formen der Ökonomie durch Gemeinschaften*. In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): *Soziale Gemeinschaften. Experiment-*

- tierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 119-134.
- Novotny, Helga (1996): Umwelt, Zeit, Komplexität: Auf dem Weg zur Endosoziologie. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (Hg.): Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen. S. 148-163.
- Novotny, Helga, Scott, Peter u. Gibbons, Michael (2004): Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewissheit. Weilerswist.
- Nussbaum, Marta (1993): Menschliches Tun und soziale Gerechtigkeit. Zur Verteidigung des aristotelischen Essentialismus. In: Brumlik, M. u. H. Brunkhorst (Hg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Frankfurt/M. S. 323-363.
- Opielka, Michael (2006): Gemeinschaft in Gesellschaft. Soziologie nach Hegel und Parsons. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Parsons, Talcott (1972): Das System moderner Gesellschaften. München.
- Parsons, Talcott (1975): Gesellschaften. Frankfurt/M.
- Patzelt, Werner J. (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags. München.
- Peck, Morgan Scott (2005): The Different Drum. The Creation of True Community – the First Step to World Peace. London. Deut. Ausgabe (2007): Gemeinschaftsbildung. Der Weg zu authentischer Gemeinschaft. Bandau.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Aufl. Wiesbaden.
- Pitzer, Donald E. (1989): Developmental Communalism: An Alternative Approach to Communal Studies. In: Utopian Thought and Communal Experience. D. Hardy and L. Davidson, eds. Pp. 68- 76. Middlesex, England: Middlesex Polytechnic.
- Plessner, Helmut (2002): Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Frankfurt/M.
- Poferl, Angelika (2000): ‚Umweltbewusstsein‘ und soziale Praxis. Gesellschaftliche und alltagsweltliche Voraussetzungen, Widersprüche und Konflikte. In: Lange, Helmut (Hg.): Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt. Umwelt im Alltag. Soziologie und Psychologie Bd. 4. Opladen. S. 35-56.
- Raskin, Paul, Banuri, Tariq, Gallopin, Gilberto (2002): Great Transition. Umbrüche und Übergänge auf dem Weg zu einer planetarischen Gesellschaft. Ein Bericht der global Scenario group. Stockholm Environmental Institute Boston. Deutsche Übersetzung des Instituts für Sozial-ökologische Forschung. Frankf./M. http://www.tellus.org/seib/publications/Great_Transitions.pdf, 18.12.06.
- Rawls, John (1971): A Theory of Justice. Cambridge, Mass.
- Redclif, Michael u. Skea, James (1996): Globale Umweltveränderungen. Der Beitrag der Sozialwissenschaften. In: Diekmann, Andreas u. Jaeger, Carlo (Hg.): Umweltsoziologie. Sonderheft 36/1996 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen. S. 380-389.
- Reheis, Fritz (2007): Bildung contra Turboschule! Ein Plädoyer. Freiburg.

-
- Reichert, Dagmar u. Zierhofer, Wolfgang (1993): Umwelt zur Sprache bringen. Über umweltverantwortliches Handeln und den Umgang mit Unsicherheit. Opladen.
- Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günther (2001): Die neuen Geographien des Politischen und die neue Politische Geographie – eine Einführung. In: dies. (Hg.): Politische Geographie. Handlungsorientierte Ansätze und Critical Geopolitics. Heidelberg. S. 1-16.
- Reusswig, Fritz (1993): Natur und Geist. Grundlinien einer ökologischen Sittlichkeit nach Hegel. Frankfurt/M.
- Reusswig, Fritz (1994): Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs/ Institut für sozial-ökologische Forschung. Frankfurt/M.
- Reusswig, Fritz (1999): Umweltgerechtes Handeln in verschiedenen Lebensstil-Kontexten. In: Linneweber, V. (Hg.): Umweltgerechtes Handeln. Barrieren und Brücken. Berlin. S. 49-69.
- Richter, Renate (2000): Von einem der auszog. Robin Wood Magazin 4/2000. <http://www.umwelt.org/robin-wood/german/magazin/artikel/200004.htm>, 11.10.02.
- Robbins, Paul (2004): Political Ecology. A Critical Introduction. Critical Introductions to Geography. Malden, Oxford, Victoria.
- Rogall, Holger (2003): Akteure einer nachhaltigen Entwicklung. Der ökologische Reformstau und seine Gründe. München.
- Rosa, Hartmut (2007): Wir wissen nicht mehr, was wir alles haben. Warum kluge Hedonisten den Verzicht üben und allein Entschleunigung den Blick für das Wesentliche schärft. Interview in: Die ZEIT. 19.10.07, S. 17.
- Rosenberg, Marshall B. (2005): Gewaltfreie Kommunikation. 6. überarb. und erw. Neuaufl. Paderborn.
- Routledge, Paul (1993): Terrains of Resistance. Nonviolent Social Movements and the Contestation of Place in India. Westport, CT.
- Rucht, Dieter u. Neidhardt, Friedhelm (2003): Soziale Bewegungen und kollektive Aktionen. In: Joas, Hans: Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt/M. 2. Aufl. S. 533-556.
- Sandel, Michael (1982): Liberalism and the Limits of Justice. Cambridge, Mass.
- Schehr, Robert C. (1997): Dynamic Utopia: Establishing Intentional Communities as a New Social Movement. Westport, CT: Bergin & Garvey.
- Scherhorn, Gerhard (1997): Konsumverhalten und Ethik. Stuttgart.
- Schibel, Karl-Ludwig (1985): Das alte Recht auf eine neue Gesellschaft: zur Sozialgeschichte der Kommune seit dem Mittelalter. Frankfurt/M.
- Schmitz, Stefan (2001): Nachhaltige Stadtentwicklung – Herausforderungen, Leitbilder, Strategien und Umsetzungsprobleme. In: Petermanns Geographische Mitteilungen Nr. 145. 5/01.
- Schrader, Heiko (1998): Feldforschung: Hinweise für junge Wissenschaftler zur Systematik des Forschungsprozesses in der Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie. Working paper Nr. 293. Universität Bielefeld.

- Selle, Klaus (2000a): Nachhaltige Kommunikation? Stadtentwicklung als Verständigungsarbeit – Entwicklungslinien, Stärken, Schwächen und Folgerungen. In: Informationen zur Raumentwicklung. 1/2000. S. 9-19.
- Selle, Klaus (Hg.) (2000b): Freiraum, Siedlung, Kooperationen. Forschungsergebnisse, Hinweise, Folgerungen. Arbeits- und Organisationsformen für eine nachhaltige Entwicklung, Bd.1. Dortmund.
- Senlaub, Angelika (2005): Wohnen mit commons zwischen Zumutung und Chance. Die Zukunftsfähigkeit des Wohnens mit Gemeinschaftsbesitz. In: Gaia 4/05. Ökologische Perspektiven für Wissenschaft und Gesellschaft. Oekom. S. 323-332.
- Shenker, Barry (1986): intentional communities. Ideology and Alienation in Communal Societies. London.
- Sigrist, Christian (1995): Regulierte Anarchie. Eine Anthropologie herrschaftsfreien Zusammenlebens. In: Kneer, Georg, Kraemer, Klaus u. Nassehi, Armin (Hg.): Spezielle Soziologien. Münster. S. 119-136.
- Sigrist, Christian (1997): Segmentäre Gesellschaft. In: Göttner-Abendroth, Heide u. Derungs, Kurt (Hg.): Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften. Bern. S. 39-58.
- Simmel, Georg (1983): Die Differenzierung und das Prinzip der Kraftersparnis. In: Dahme, Heinz Jürgen u. Otthein Rammstedt (Hg.): Georg Simmel. Schriften zur Soziologie. Frankfurt/M., S. 61-77.
- Simon, Karl-Heinz (2006): Gemeinschaftlich nachhaltig. Welche Vorteile bietet das Leben in Gemeinschaft für die Umsetzung ökologischer Lebenspraktiken? In: Grundmann, Matthias, Dierschke, Thomas, Drucks, Stephan u. Kunze, Iris (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. In der Reihe: „Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung“. Münster. S. 155-170.
- Simon, Karl-Heinz, Herring, H. (2003) Intentional Communities and Environmental Sustainability. In: Christensen, K., DaLevinson, D. (General Editors). Encyclopedia of Community: From the Village to the Virtual World. Sage, Thousand Oaks CA.
- Simon, Karl-Heinz, Matovelle, A., Fuhr, D., Kilmer-Kirsch, K.-P. u. Dangelmeyer, P. (2004): Endberichte zum Vorhaben «Gemeinschaftliche Lebens- und Wirtschaftsweisen und ihre Umweltrelevanz». Forschungsprojekt des WZU (Wissenschaftliches Zentrum für Umweltsystemforschung), Universität Kassel u. Kommune Niederkaufungen e.V. <http://www.usf.uni-kassel.de/glww>, 20.10.05.
- Spangenberg, Joachim (2003): Soziale Nachhaltigkeit. Eine integrierte Perspektive für Deutschland. In: UTOPIE kreativ 153/154; Juli/August 2003, S. 649-661.
- Spangler, David (1994): The Findhorn Community as a New Age Centre. In: Walker, A. (Hg.): The Kingdom Within. A Guide to the Spiritual Work of the Findhorn Community. Findhorn.
- Steiner, Dieter (1992): Auf dem Weg zu einer allgemeinen Humanökologie: Der Kulturökologische Beitrag. In: Glaeser, Bernhard, Teherani-Krönner, Parto (Hg.): Humanökologie und Kulturökologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen. S. 191-220.

-
- Strang, Heinz (1990): Gemischte Verhältnisse. Anzeichen einer Balance von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“. In: Schlüter, C. u. Clausen, L. (Hrsg.): Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme. Berlin. S. 75-92.
- Strauss, Anselm u. Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Taylor, C. (1985): Atomism. In: Philosophy and Human Sciences, Philosophical Papers 2. S. 187-211.
- Teherani-Krönner, Parto (1992): Human- und kulturökologische Ansätze zur Umweltforschung. Beiträge zur Umweltsoziologie. Wiesbaden.
- Tönnies, Ferdinand (1963): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt.
- Tönnies, Ferdinand (1981): Einführung in die Soziologie. Stuttgart.
- UBA (Umweltbundesamt) (Hg.) (2000): Szenarien und Potentiale einer nachhaltig flächensparenden und landschaftsschonenden Siedlungsentwicklung. Umweltforschungsplan des Bundesumweltministeriums. von Apel, Dieter, Böhme, Christa, Meyer, Ulrike Meyer et al.; Institut für Urbanistik. Berichte des UBA 1/2000. Berlin.
- UNDP (United National Development program) (1998) (Hg.): Bericht über die menschliche Entwicklung. Bonn.
- Wagner, Felix (2007): Wege in eine lebenswerte Zukunft. Möglichkeiten der sozialen Evolution in einer Intentionalen Gemeinschaft am Beispiel des „Heilungsbiotopes Tamera“. Unveröff. Diplomarbeit am psychologischen Institut der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.
- Wahl, Daniel C. (2006): Design for Human and Planetary Health: A Holistic/Integral Approach to Complexity and Sustainability, PhD Thesis; Centre for the Study of Natural Design; School of Design; College of Art, Design, Architecture, Engineering, and Physical Sciences; University of Dundee, Scotland.
- Weber, Max (1964): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen.
- Weizsäcker, Ernst U. v., Lovins, Amory u. Lovins, Hunter (1996): Faktor vier. Doppelter Wohlstand – halbiertes Naturverbrauch. Der neue Bericht an den Club of Rome. Darmstadt.
- Werlhof, Claudia v. (2006): Das Patriarchat als Negation des Matriarchats. Zur Perspektive eines Wahns. In: Göttner-Abendroth, Heide (Hg.): Gesellschaft in Balance. Dokumentation des 1. Weltkongress für Matriarchatsforschung 2003 in Luxemburg. Winzer. S. 30-41.
- Wilber, Ken (1997): Eine kurze Geschichte des Kosmos. Frankfurt.
- Wilber, Ken (2001a): Eros, Kosmos, Logos. Eine Jahrtausend-Vision. Frankfurt.
- Wilber, Ken (2001b): Ganzheitlich handeln. Eine integrale Vision für Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Spiritualität. 6. Aufl. Freiamt.
- Willke, Helmut (1993): Gesellschaftliche Wirkungen der Kommunebewegung. In: Neidhardt, Friedhelm (Hg.): Gruppensoziologie. Opladen. S. 156-171.

- Willke, Helmut (1998): Systemtheorie III. Steuerungstheorie. Grundzüge einer Theorie der Steuerung komplexer Sozialsysteme. Stuttgart.
- Winterfeld, Uta von (2007): Keine Nachhaltigkeit ohne Suffizienz. Fünf Thesen und Folgerungen. In: "Vorgänge" Nr. 179 "Nachhaltige Gesellschaft". S. 46-54. http://www.wupperinst.org/de/projekte/themen_online/ko_suffizienz/index.html.
- Wüllner, Johannes u. Trittlar, Stefan (2004): Sustainability survey. City of the future, Sustainable consciousness. Umwelt-Campus Birkenfeld, FH Trier u. Aurore, Auroville.
- Zierhofer, Wolfgang (1991): Humanökologie zwischen Theorie und Praxis: emanzipatorisch oder entmündigend? – ein Versuch, den Teufel an die Wand zu malen. In: Kilchenmann, André (Hg.): Perspektiven der Humanökologie: Beiträge des internationalen Humanökologie-Symposiums von Bad Herrenalb 1990, Heidelberg.